

DIE BRÜCKE 1

KÄRNTNER KULTURZEITSCHRIFT

DIE BRÜCKE 1

KÄRNTNER KULTURZEITSCHRIFT

Jahrgang 1 · Frühjahr 1975

Inhaltsverzeichnis

Werkstättengespräch mit Architekt Hubert Petschnigg	Dr. Miriam Raggam-Lindqvist	4
Ich selbst im Spiegel	Prof. Giselbert Hoke	14
Das Schwerpunktinterview		28
Kärntner Architekten zur Kärntner Architektur		30
Zur Siedlungsform und Architektur in antiken Wohngebieten Kärntens	Dr. Gernot Piccottini	89
Eine Frau aus Österreich In memoriam Ingeborg Bachmann	Prof. Dr. Friedrich Heer	95
Gespräch mit Ingeborg Bachmann	Toni Kienlechner	98
3 Gedichte Was ich in Rom sah und hörte	Ingeborg Bachmann	105
Alban Berg Auf seinen Spuren in Kärnten	Anton Fuchs	109

Herausgegeben und verlegt vom Land Kärnten – Kulturreferat △ Redaktionelle Leitung und Gestaltung: Dr. Miriam Raggam-Lindqvist, Verfasserin der mit M. R.-L. gezeichneten Texte △ Nach dem Pressegesetz für den Inhalt verantwortlich: Prof. Dr. Günther Mittergradneger △ Beide Kulturabteilung im Amt der Kärntner Landesregierung, Klagenfurt, Völkermarkter Ring 29, Telephon 0 42 22 – 33 6 03 △ Bestellungen und Inserate ebendort, Zimmer 68 bzw. Klappe 686 △ Einzahlungen mit dem Vermerk „VA 32.000 Kulturzeitschrift“ auf das Konto des Amtes der Kärntner Landesregierung, Buchhaltung, bei der Österreichischen Postsparkasse, Konto-Nr. 1200.098 △ Druck und graphische Beratung: Kärntner Druckerei, Klagenfurt, Viktringer Ring 28 △ Erscheinungsweise: zweimal jährlich. Einzelheft öS 40,—, Jahresabonnement: öS 70,— △ Herausgeber und Redaktion müssen nicht unbedingt mit der Meinung der Autoren übereinstimmen.

Anstatt eines Vorwortes

Gespräch der Redaktion mit dem Landeshauptmann von Kärnten Leopold Wagner

Redaktion: Es ist geradezu symptomatisch für unsere zivilisierte und technisierte Welt, daß der Schrei nach Kultur immer eindringlicher wird. Wenn wir unter Kultur das Zusammenspiel aller geistigen Kräfte und damit den eigentümlichsten Ausdruck des Wesens einer Gruppe, einer Gemeinschaft, eines Volkes verstehen, wenn Kultur in dem Begriff Menschsein impliziert ist und daher j e d e n Menschen angeht, wird sie zur öffentlichen Angelegenheit und kann von dem Begriff Politik nicht losgelöst werden. Wie stellen Sie sich als Landeshauptmann und verantwortlicher Kulturreferent eine Ehe zwischen Kultur und Politik vor?

Landeshauptmann: Die Politik hat in erster Linie die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß den Kulturschaffenden eine freie Entfaltung ermöglicht wird. Soweit ich das beurteilen kann, sind die für die Kulturpolitik im Lande verantwortlichen Frauen und Männer außerordentlich bemüht, ihr Bestes zu geben. Eine Ehe zwischen Kultur und Politik besteht naturgegeben seit Anbeginn der Kulturgeschichte, sie darf aber nirgends zu einem Abhängigkeitsverhältnis führen, weil Kultur nur gedeihen kann, wenn schöpferische Menschen erhaltend und erneuernd auftreten. Es kommt auf ein gut funktionierendes Wechselspiel an, wobei selbstverständlich nicht die Politik im Vordergrund stehen darf. Auch sollte der Hinweis nicht unterbleiben, daß überall dort, wo die Politik im Kulturbetrieb in Erscheinung tritt, zugleich auch eine Mitwirkung und Mitbestimmung der schöpferisch Tätigen gegeben sein muß.

Redaktion: Glauben Sie, daß die kulturellen Leistungen unseres Landes es wert sind, an die Öffentlichkeit getragen zu werden?

Landeshauptmann: Kärnten besitzt eine historische Individualität, besondere Überlieferungen und viele besondere Probleme. Diese Sonderstellung trifft auch für kulturelle Angelegenheiten insgesamt zu. Unser Land ist überaus reich an schöpferischen Begabungen: auf dem Gebiet der bildenden Kunst, der Architektur und der Musik, der darstellenden Kunst und der Literatur ebenso wie auf den Gebieten der Technik, der verschiedenen Wissenschaften, des Bildungswesens und der Volkskunde. Es erscheint mir notwendig, daß wir uns der Möglichkeit bedienen, Menschen und deren Leistungen auf all diesen Gebieten in unserem Land und in der Republik und, wenn es geht, darüber hinaus bekannt und überschaubar zu machen. Der Kreis, der in dieser neuen Kulturzeitschrift vorgestellt werden und an ihr mitarbeiten soll, prägt in vielerlei Hinsicht das Antlitz unseres Landes.

Redaktion: Der Grundgedanke für das Konzept der Kärntner Kulturzeitschrift ist es, von Kärnten ausgehend, eine Brücke in andere Bundesländer und gegebenenfalls in andere Staaten zu bauen, die zum Symbol der Ausstrahlung der geistigen Kräfte unseres Landes werden und zugleich den wechselseitigen kulturellen Kräftefluß sichtbar machen und beleben soll. Was halten Sie von diesem Gedanken?

Landeshauptmann: Das Wissen um die besondere Eigenart des eigenen Volkes darf nicht von anderen Völkern trennen, sondern soll das Verständnis für die spezifischen Kulturen fördern und zu gegenseitiger Achtung und Anerkennung führen. So gesehen, wird diese Kulturzeitschrift, wenn sie mit großer Gewissenhaftigkeit gemacht ist, zu einer Brücke werden, die zusammenführt.

Redaktion: Wir haben, um dieser Idee zu entsprechen, für unsere Kulturzeitschrift den Titel „Die Brücke“ gewählt, weil die Brücke Symbol des ewigen Wunsches der Menschen ist, zu verbinden und zu versöhnen, weil alles, was unser Leben ausmacht, und im besonderen Maße das kulturelle Schaffen, zum anderen Ufer drängt, ja selbst Übergang, Brücke ist zu einem anderen Sein. Glauben Sie, Herr Landeshauptmann, daß eine Kulturzeitschrift einem solchen Titel gerecht werden kann?

Landeshauptmann: Der Titel ist gut und wird gut sein, wenn alle jene, die die Zeitschrift zu machen haben, bei der Erarbeitung der Texte diesem verpflichtenden Leitgedanken verbunden bleiben.

Redaktion: Jede Nummer der „Brücke“ hat ein Schwerpunktgebiet. Von Ihnen, Herr Landeshauptmann, stammt die Anregung, im ersten Heft der Kärntner Architektur den Vortritt zu geben. Was bewog Sie dazu?

Landeshauptmann: Diese Frage will ich ganz offen beantworten. Nichts vermag die Entwicklung eines Landes so eindringlich vor Augen zu führen wie die sichtbaren Zeugen von der planerischen Leistung der Architekten und von der verwirklichenden Leistung der Arbeiter und Angestellten. Wenn dieses Heft der Architektur gewidmet ist, so ist es damit allen im Lande lebenden Menschen gewidmet, denn Architektur sowohl in ihrem derzeitigen Bestand als auch in ihrer künftigen Gestalt ist letzten Endes das gemeinsame Werk aller Kärntnerinnen und Kärntner.

Werkstättengespräch mit Architekt Hubert Petschnigg

Geführt von Miriam Raggam-Lindqvist

Dipl.-Ing. Hubert Petschnigg wurde am 31. Oktober 1913 in Klagenfurt geboren, verbrachte einen Teil seiner Kindheit in Maria Elend im Rosental und maturierte 1934 am Gymnasium in Villach. In den Jahren 1934–38 studierte er an der Technischen Hochschule in Wien und erlangte 1947, nach Wehrdienst und Gefangenschaft, sein Diplom an der Technischen Hochschule in Graz. Im Jänner 1948 wurde er Mitarbeiter der Architekten Dr. Helmut Hentrich und Hans Heuser in Düsseldorf und bildete 1953 nach dem Tode Heusers eine Arbeitsgemeinschaft mit Dr. Hentrich. Diese Arbeitsgemeinschaft erweiterte sich im Jahre 1969 zu „Hentrich-Petschnigg & Partner“. 1972 wurde die „HPP Hentrich-Petschnigg & Partner KG“ gegründet. Derzeit beschäftigt die HPP KG 160 Mitarbeiter.

Das architektonische Werk umfaßt über 40 Hochhäuser in 13 Städten Deutschlands und Südafrikas. Außerdem

- 16 Kirchen und Gemeindezentren
- 20 Behördenbauten, Postgebäude und Fernmeldeämter
- 24 Forschungs-, Laboratoriums- und Industriebauten
- 23 Banken, Sparkassen und Versicherungsgebäude
- 52 Verwaltungsbauten

- 185 Wohnbauten
- 9 Einkaufszentren und Kaufhäuser
- 7 Schul- und Universitätsbauten
- 3 Hotelbauten
- 18 Bauten der Denkmalpflege

Unter anderen Bauwerken gehören dazu: Hochhaus der BASF, Ludwigshafen
Thyssenhaus, Düsseldorf
Bayer-Hochhaus, Leverkusen
Unilever-Haus, Hamburg
Finnlandhaus, Hamburg
Klößner-Humboldt-Deutz, Köln
Europa-Center, Berlin
Westdeutscher Rundfunk, Köln
Ruhr-Universität, Bochum
Hauptverwaltung Rank Xerox, Düsseldorf
Hillbrow Center, Johannesburg
Standard Bank Center, Johannesburg
Die meisten Aufträge waren Wettbewerbserfolge.

In jüngster Vergangenheit sind folgende Bauten bezugsfertig geworden:

- Hauptverwaltung VDO Adolf Schindling GmbH Schwalbach/Ts.
- Hauptverwaltung Stadtparkasse Essen
- Hauptverwaltung VEBA Düsseldorf
- Hauptverwaltung Deutsche Solvay Werke, Solingen
- Verwaltungsgebäude Provinzial Feuerversicherungsanstalt der Rheinprovinz, Düsseldorf

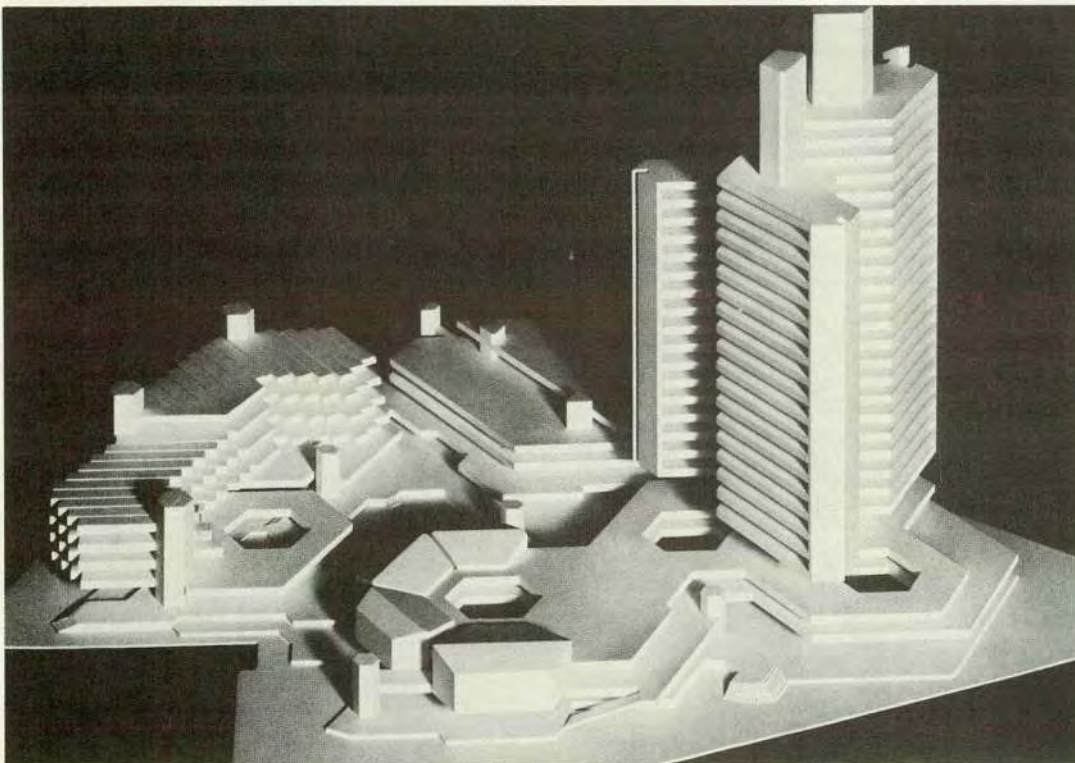
Hauptverwaltung Technischer Überwachungsverein Rheinland e. V., Köln-Poll
Hauptverwaltung Alte Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft a. G., Frankfurt/M.
Bank- und Verwaltungsbau Trinkaus & Burkhardt, Düsseldorf
Diamant Sorting Building „De Beers“, Kimberley S. A.
Büro- und Geschäftsgebäude RWI-Haus, Düsseldorf
Büro- und Geschäftsgebäude Aachener und Münchner Vers.Ges., Frankfurt/M.
ERCO-Leuchtenfabrik, Lüdenscheid
Rathaus Opladen
Rathaus Wesel
Mietwohnungen Volkshilfe Aachener und Münchener Lebensversicherung AG., Köln
Zahlreiche Publikationen und Vorträge in Ost- und Westeuropa dokumentieren das umfangreiche Schaffen.

Obwohl Architekt Hubert Petschnigg seinen Wohnsitz in Düsseldorf hat, ist er seinem Heimatland in Liebe verbunden geblieben. Jedes Jahr um die Weihnachtszeit weilt er für einige Wochen in Kärnten und pflegt seinen Kontakt mit Verwandten, Bekannten und Freunden. Seinen diesjährigen Besuch und Aufenthalt auf der Kanzelhöhe/Gerlitzten nahm ich zum Anlaß, mit ihm ein wenig aus der „Werkstätte“ zu plaudern und bei dieser Gelegenheit Einblick in sein Leben und Schaffen zu erhalten. Er und seine Familie bereiteten mir einen äußerst liebenswürdigen Empfang, und überrascht konnte ich feststellen, daß dieser Architekt und Organisator, dessen Arbeitsbereich so groß ist, sich eine fast rührende Bescheidenheit und Einfachheit erhalten hat. Er ist Mensch geblieben.

Herr Architekt Petschnigg, Sie sind schon seit Dezember 1947 in Deutschland. Gibt es irgend einen besonderen Grund dafür, daß Sie Ihren Wohnsitz und Ihre Arbeitsstätte nicht in Ihrem Heimatland Kärnten genommen haben?

In Kärnten war es nach dem Krieg auf dem Gebiet des Bauwesens sehr ruhig. Man konnte Häuschen entwerfen, sonst aber nichts. Das genügte mir nicht. Ich war aufgrund meines Fronteinsatzes in der Führung und Organisation so geschult, daß ich mir vornahm, ein Team aufzubauen, in einem „Orchester“ zu arbeiten. Zugleich erkannte ich, daß es bei meinem Leistungswillen keinen Sinn hatte, sich mit Randgebieten zufriedenzugeben, sondern daß es galt, ins Zentrum der Wirtschaft vorzustoßen, wo man mit seinen Fähigkeiten und Intentionen gebraucht wurde, wo man an der Aufbauarbeit der Nachkriegszeit aktiv teilnehmen konnte. Das Ruhrgebiet bot sich als solches Zentrum an. Die Zuzugeneh-

Bauhof Bremen. Modellaufnahme



migung besorgte meine Frau, die von dort stammt. Der Regierungspräsident in Arnsberg erteilte mir die Bewilligung, unter Beibehaltung der österreichischen Staatsbürgerschaft für mich und meine Familie, in Deutschland zu arbeiten.

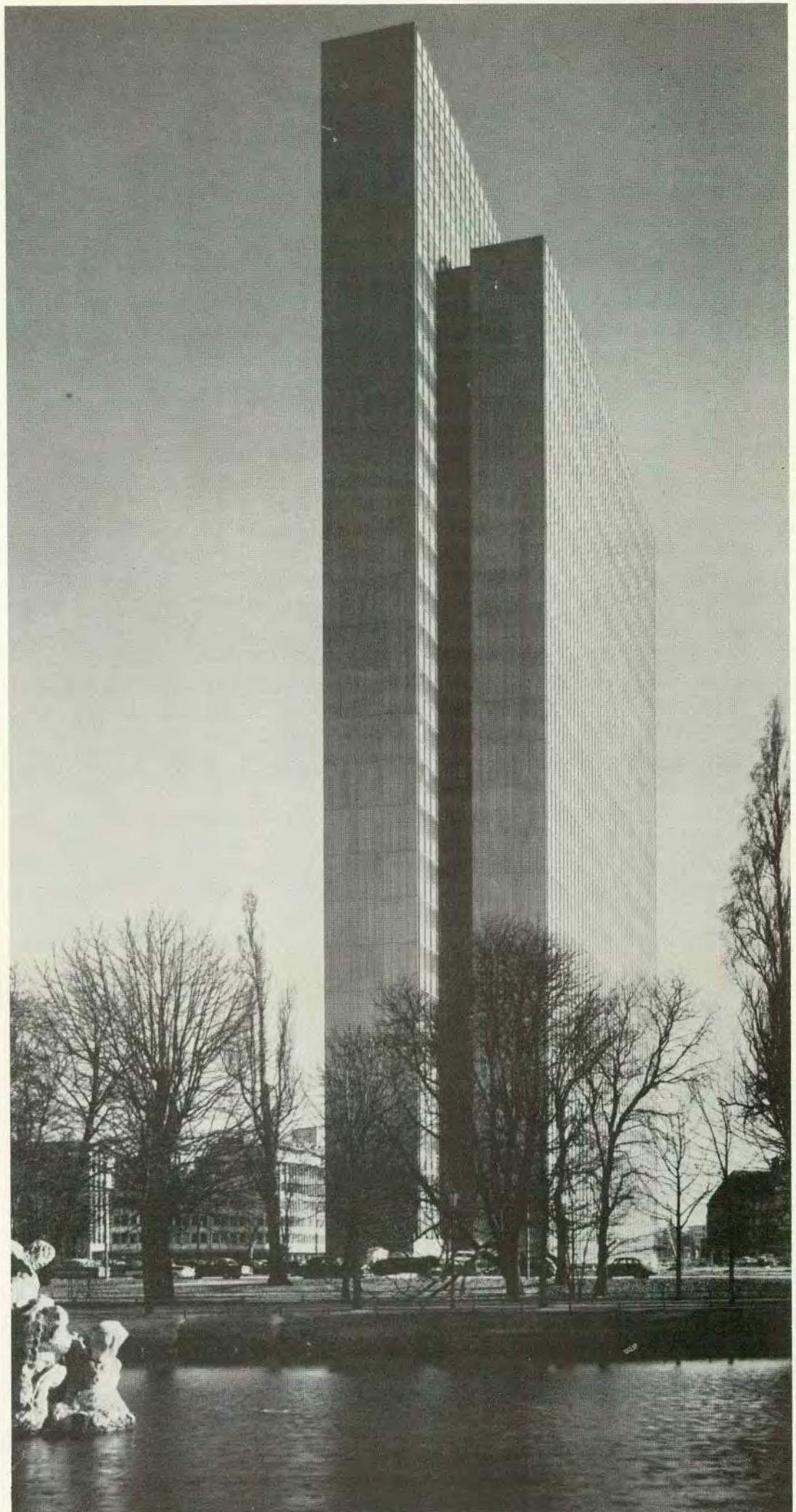
Der Anfang war hart. Das zerbombte Werk meines Schwiegervaters wurde notdürftig — dank des Einsatzes der Belegschaft — wieder in Gang gebracht, das Wohnhaus jedoch war von den Engländern besetzt, und wir mußten im Keller des zerstörten Gefolgschaftshauses leben. Die Gewißheit, daß gerade das Ruhrgebiet trotz Zerstörung über ein enormes wirtschaftliches Potential verfügt, das die Aufbauarbeit zu einer zwingenden Notwendigkeit werden ließ, beflügelte uns damals zu außergewöhnlichen Anstrengungen und Leistungen.

Die Früchte Ihres Leistungswillens und Ihrer Aktivität sind ja heute beinahe in der ganzen Welt sichtbar. Dazu haben Sie gemeinsam mit Dr. Hentrich ein arbeitskräftiges Team aufgebaut und beschäftigen in Ihrem Hauptbüro in Düsseldorf, in Ihren Büros in Bochum, Köln, Wiesbaden, Hamburg, Johannesburg, Beirut und Teheran und in Ihren nach dem Dombauhüttensystem in ganz Deutschland verstreuten Baustellenbüros insgesamt 160 Mitarbeiter. Unwillkürlich drängt sich mir die Frage auf, ob denn ein Architekturbüro in dieser Größenordnung nicht bereits unüberschaubar sei.

Wir haben unsere Büros zentralistisch organisiert. Vorentwurfsplanungen werden im Hauptbüro durchgeführt. Die Organisation gleicht einer Pyramide: Die Spitze sind die Geschäftsleitung der KG und die Gesellschafter. Zur Basis gehören: Projektpartner — Projektleiter — Mitarbeiter — Hilfskräfte. Allen stehen zentrale Einrichtungen zur Verfügung, die sich ein kleines Büro nicht leisten könnte:

- Abteilung für Innenarchitektur
- Abteilung für elektronische Datenverarbeitung
- Auswertungsstelle für eigenes und fremdes Wissen
- Bücherei
- Rechtsabteilung
- Buchhaltung
- Druckerei
- Lichtpauserei
- Archiv

In den wöchentlich stattfindenden Partnerbesprechungen wird alles diskutiert und entschieden. Jeder hat die Möglichkeit, seine Meinung darzustellen. Entwürfe, die nicht von allen gebilligt sind, werden überarbeitet. Dadurch ist eine einheitliche architektonische Grundhaltung des Büros gesichert. Teamgeist ist die wesentliche Voraussetzung für ein gut funktionierendes Büro. Man findet heute noch — gewissermaßen als Reminiszenz aus früheren Epochen — Büros, die aus einem gewissen Künstlertum heraus gebildet sind, das heißt, es wird nach den Ideen eines einzelnen gearbeitet, und die Mitarbeiter sind nichts weiter als Erfüllungshelfen. Ein Büro dieser Art mag funktionieren, ist aber in seiner Kapazität beschränkt. Ein Umdenkungsprozeß ist im Gange. An die Stelle der Einzelpersönlich-



Thyssenhaus, Düsseldorf. Ansicht von Norden

keit wird ein Team zu treten haben, das lediglich in seiner Haltung von seinem „Dirigenten“ geprägt sein darf.

Herr Architekt, Sie haben unter anderem in Deutschland, Südafrika und Saudi-Arabien gebaut. Hat es da organisatorische Schwierigkeiten gegeben?

Die Sache ist ganz einfach. Der verantwortliche Partner kommt nach Düsseldorf und bleibt so lange, bis der Vorentwurf durchgesprochen und von allen Partnern anerkannt ist.

Haben Sie eigentlich eine Planungsmethodik?

Wir haben von vornherein keine festen Planungsteams aufgebaut, d. h. es planen nicht einzelne Spezialisten, sondern es werden von Fall zu Fall begabte Mitarbeiter zusammengeführt. Dadurch wird zwangsläufig eine Einseitigkeit vermieden und die Gefahr des Spezialistentums ausgeklammert.

Gibt es ein Geheimnis Ihres Erfolges?

Die Begeisterung für die Arbeit und die Freude an der Gestaltung. Wenn man seine Mitarbeiter nicht zu motivieren und zu aktivieren vermag, ist ein Erfolg ausgeschlossen. Man muß jeden Mitarbeiter so einsetzen, daß er das Gefühl hat, unabhkömmlich, gewissermaßen ein Solist im „Orchester“ zu sein. Dies erreichen wir durch eine gesteuerte Besetzung unserer Büros. Das Schlimmste ist Müßiggang am Arbeitsplatz, er ist der Tod jeder Aktivität. Die Leistung ist das einzige Fundament für einen dauernden Erfolg. Daß sich dieses Leistungsprinzip auf alle Mitarbeiter erstreckt, ist selbstverständlich. Die Führung wird nicht für das Führen bezahlt, sondern für die Arbeit. Jeder Gewinn beruht also ausschließlich auf der eigenen Leistung.

Werden Ihnen Aufträge angetragen oder bemühen Sie sich darum?

Eine Zeitlang fühlten sich die Architekten als Könige, und man mußte zu ihnen kom-

men, wenn man etwas wollte. Heute ist es ganz anders. Um große Bauaufträge muß man sich bemühen, sei es durch die Teilnahme an Wettbewerben oder durch sichtbare Nachweise der eigenen Leistungsfähigkeit.

Machen Sie auch bei öffentlichen Wettbewerben mit?

Wir beteiligen uns nur selten, denn wir werden sehr oft zu beschränkten Wettbewerben eingeladen und für die Teilnahme honoriert. Öffentliche Wettbewerbe sind kritisch zu betrachten, weil es sich bei den Entscheidungen nicht unbedingt um meßbare Kriterien handelt. Die Beurteilung einer Eiskunstläuferin zum Beispiel hängt davon ab, wie sie beim Preisgericht ankommt. Wenn sich ein



RWI-Haus, Düsseldorf. Gesamtmodell



Verwaltungskomplex Westdeutscher Rundfunk, Köln. Eingangshalle

Messepavillon Thyssen, Hannover. Gesamtansicht



Architekt an einem Wettbewerb beteiligt, muß er eben die Unzulänglichkeit des Urteils akzeptieren. Für Architekten, die noch nie einen Auftrag hatten, ist der Wettbewerb eine gute Chance. Volkswirtschaftlich gesehen ist er vollständig abzulehnen.



Diamant Sorting Building, Kimberley. Nordansicht

Wenn ich in Ihrem im Econ Verlag erschienenen Buch (Henry Russell Hitchcock: HPP Bauten und Entwürfe, Econ Verlag, Düsseldorf 1973) blättere, fällt mir immer wieder das Standard Bank Centre ins Auge. Ich finde, dieses 165 m hohe Gebäude mitten im Bank- und Börsenviertel von Johannesburg ist eine Ihrer faszinierendsten Arbeiten. Wann ist es eigentlich entstanden?

Ab 1965 wurde geplant. Mit dem Bau wurde 1967 begonnen. Im Februar 1970 war es fertig.

Standard Bank Center, Johannesburg. Baustellenaufnahme



Standard Bank Center, Johannesburg. Nachtaufnahme

Das klingt ja beinahe unglaublich! War der Auftrag für die Standard Bank übrigens ein Wettbewerb-Ergebnis?

Es war ein Direktauftrag. Die Standard-Bank-Direktoren waren in der ganzen Welt umhergefahren, um entsprechende Bauten zu studieren. Als sie das von uns erbaute Thyssen-Haus in Düsseldorf sahen, waren sie so begeistert, daß sie sofort zu uns kamen und uns baten, einen Vorentwurf zu machen. Ove Arup, der weltbekannte Statiker, der unter anderem die Konstruktion für die Oper in Sidney entwickelte, kam höchstpersönlich nach Düsseldorf und half beim Entwerfen mit. Es ist übrigens bei uns selbstverständlich, daß Statiker und Techniker schon bei den ersten Vorentwürfen mit dabei sind. Der Enthusiasmus damals war unvorstellbar. Dann begann die eigentliche Arbeit. Alle statischen Möglichkeiten wurden zuerst vom Computer gezeichnet. Danach galt es, die in Frage kommenden Möglichkeiten architektonisch durchzuformen. Der Typus des Hängehauses ergab sich aus dem Baurecht in Johannesburg, das es erlaubt, in die Höhe zu bauen, wenn um das Gebäude möglichst viel Freiraum geschaffen wird.

Ein beeindruckendes Projekt ist auch die Ruhr-Universität in Bochum, die seit 1965 in Betrieb und heute fast fertiggestellt ist.

Im Jahre 1962 wurde uns in internationalem Wettbewerb der 1. Preis zuerkannt. Wir erhielten den Planungsauftrag, und 1965 konnten bereits die ersten 2000 Studienplätze besetzt werden. Für Teilbereiche wurden drei weitere Architekturbüros eingeschaltet. Die künstlerische Beratung blieb in unseren Händen.

Diese Universität bietet zur Zeit, soweit ich informiert bin, rund 20.000 Studenten Platz und umfaßt außer einer geisteswissenschaftlichen, einer naturwissenschaftlichen, einer medizinischen und einer ingenieurwissenschaftlichen Fakultät und den zugehörigen Verkehrs- und Versorgungsanlagen eine Fachhochschule, eine Gesamtschule, Sport- und Freizeiteinrichtungen und einen botanischen Garten. Sie sprachen vorhin von künstlerischer Beratung. Können denn bei der Planung einer solchen Großanlage noch ästhetische Werte berücksichtigt werden? Zunächst das Wesentliche: eine Großuniversität muß funktionieren. Ihre Ästhetik muß sich gleichsam von selbst ergeben, und zwar gerade aus der Funktion heraus. Ich glaube, daß die Ästhetik der Ruhr-Universität

in der Einfachheit und gut überschaubaren Anlage des gesamten Komplexes liegt.

Ich finde aber auch Ihre kleineren Bauwerke sehr ansprechend, zum Beispiel das Rathaus in Bockum-Hövel, das mich an eine Pyramide erinnert. Wie sind Sie denn zu dieser Form gekommen?

Bockum-Hövel ist eine Stadt ohne Zentrum. Mit dem Rathaus wollte man ein Stadtzentrum bilden, um das herum in weiterer Folge kulturelle, Geschäfts- und Versorgungsanlagen geschaffen werden sollten. Damit kein großer Kubus entstand, der das übrige Stadtbild zerstört hätte, haben wir wenig publikumsintensive Abteilungen nach oben verlegt und stärker frequentierte Abteilungen nach unten, so daß sich notwendig eine Pyramidenform ergab.

Sie haben mir nun Fotos und Dias von den faszinierendsten Bauwerken aller Art und Größenordnung gezeigt, die überall stehen, nur nicht in Österreich. Warum haben Sie, als Kärntner, eigentlich nie in Ihrem Heimatland oder in anderen österreichischen Bundesländern gebaut?

Das ist ganz einfach: Ich habe noch nie einen Auftrag dazu erhalten. Mein einziger

Standard Bank Center, Johannesburg. Verbindungstreppe

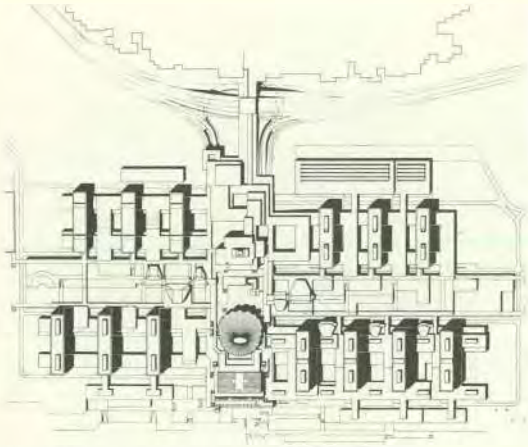


in Österreich, sobald ich versuche dort aufzutreten, sofort eine Phalanx bildet, als gälte es, das Land vor einem Feind zu verteidigen. Ich hatte also in Österreich nicht die Möglichkeit, einen Stein auf den anderen zu setzen, obwohl zahlreiche österreichische Architekten zu uns kamen, um Ratschläge und Anregungen zu holen, und obwohl wir

ständig einen hohen Prozentsatz an Österreichern bei uns beschäftigt haben.

Und dennoch halten Sie so engen Kontakt mit Ihrer Heimat. Irgendetwas bindet Sie also an Kärnten.

Volk und Landschaft. Ich fühle mich als Kärntner und habe auch den Kärntner Dialekt nicht verlernt.



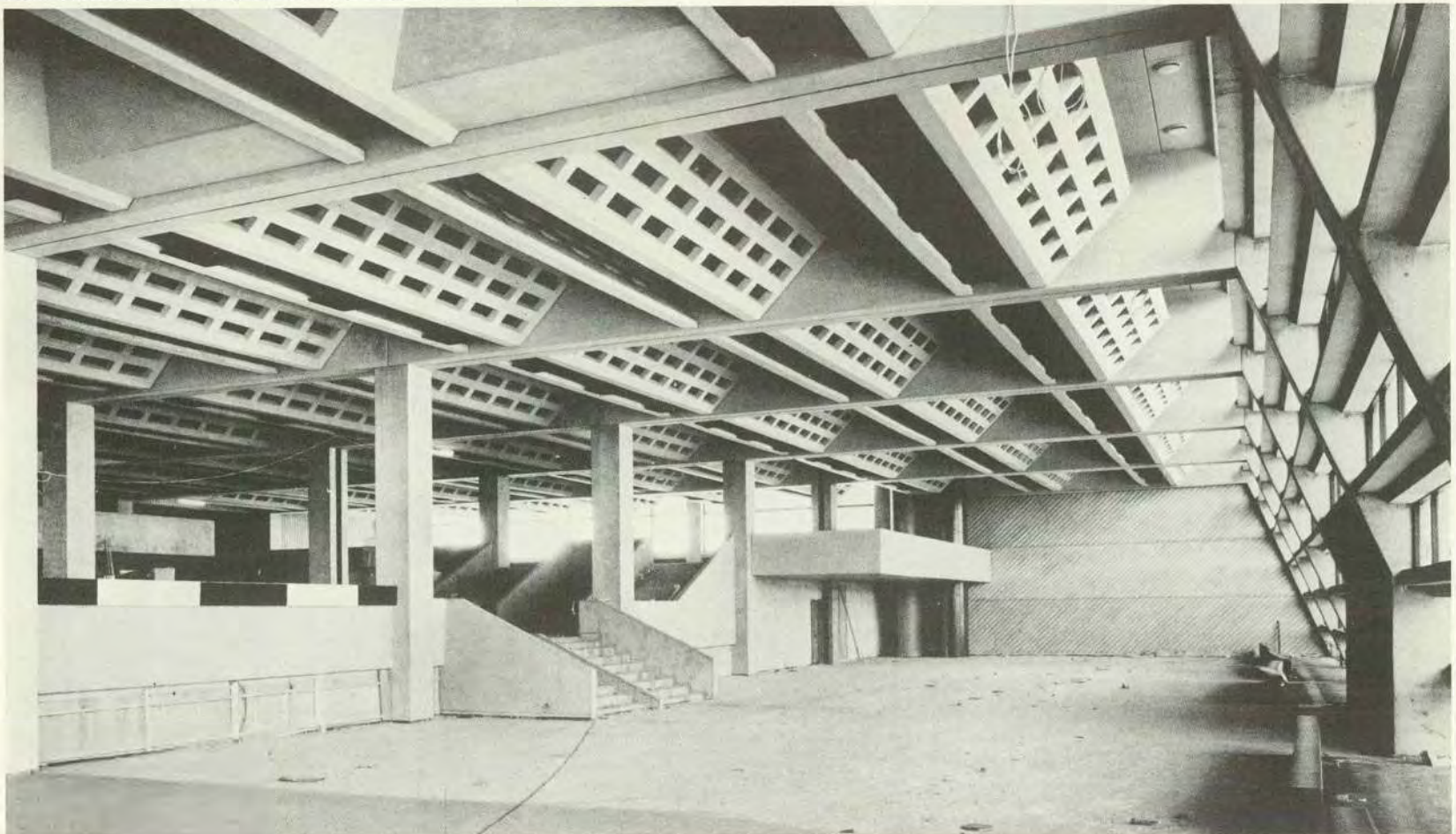
Ruhr-Universität Bochum. Lageplan

Versuch, in Österreich zu bauen, ist gescheitert. Der damalige österreichische Unterrichtsminister Dr. Piffli-Percevic, der nach Bochum gekommen war, um die Ruhr-Universität zu besichtigen, forderte uns auf, beim Wettbewerb für die Universität Innsbruck mitzumachen. Es gab allerdings eine Bedingung: ich sollte mit einem österreichischen Architekten zusammenarbeiten, obwohl es ein offener Wettbewerb war. Ich arrangierte mich also mit einem Wiener Architekten, bekam aber sehr bald die nächste Überraschung serviert. Ich durfte nur als dessen Angestellter mitmachen. Als dann noch die Tiroler Architekten, nachdem sie von meiner Teilnahme erfahren hatten, mit dem Boykott des Wettbewerbes drohten, trat ich zurück. Es ist merkwürdig, daß sich



Ruhr-Universität Bochum, Forum mit Auditorium Maximum. Modellaufnahme

Ruhr-Universität Bochum, Mensa innen. Baustellenaufnahme





Rathaus Bockum-Hövel. Gesamtansicht

Angenommen, Sie würden in Kärnten den Auftrag für ein Wohnhaus erhalten, wie würden Sie hier bauen?

Mit Baumaterialien, die in der Landschaft vorkommen, aber natürlich im Geiste des 20. Jahrhunderts. Man kann alte Bauernhausformen nicht imitieren, sondern muß sie nachempfinden. Ich würde mich bemühen, Maßstäbe zu erhalten und große Bau-massen viel mehr aufzugliedern. Der Architekt ist ja zum Teil der Erfüllungsgehilfe des Bauherrn, und wie weit er sich durchzusetzen vermag, ist sein Geschick. Die großen „Kästen“ in Kärnten gehen in erster Linie auf das Konto der Bauherren. Villach sollte im Stadtgebiet keine Hochhäuser haben. Sie sollten sich außerhalb der Stadt, wo eine verdichtete Bauweise sinnvoll ist, zu einer neuen Einheit fügen.

Sicherlich haben Sie davon gehört, daß man in Kärnten auf der Suche nach einem landestypischen Haus ist.

Ich habe auch nichts dagegen, vorausgesetzt, daß der Typus so einfach ist, wie es das alte Kärntner Haus war. Alle modischen Attribute müßten entfernt werden. Die Gefahr liegt darin, daß die Architekten zu viel wollen. Man sollte alles weglassen, was wegzulassen ist. Das Salzburger und das Tiroler Haus halten leider immer mehr in Kärnten Einzug, obwohl sie gar nicht hierher passen. Die Planung der freien Architekten wird jedoch sinnlos, wenn sie nur 5 Prozent des Baugeschehens in Kärnten bestimmen und der Rest aus schlechten Schubladenprojekten erstellt wird. Aber an sich wäre es wünschenswert, ein Kärntner Haus zu haben.

Sie sprachen vom alten Kärntner Haus. Das erinnert mich an ein aktuelles Thema, die Altstadt-sanierung.

Das ist ein wichtiges Thema, das mich immer schon in besonderem Maße beschäftigt hat. Das Jahr 1975 ist ja das Jahr der Denkmalpflege. Unser Büro ist seit 30 Jahren bestrebt, alles zu erhalten, was sinnvoll zu erhalten möglich ist. Wenn sich aus Altem etwas Brauchbares machen läßt, sollte man immer versuchen, es zu erhalten, denn das Reizvolle einer Stadt liegt ja in der sichtbaren Aufeinanderfolge der Jahrhunderte. Lassen Sie mich aus den zahlreichen Restaurierungs- und Sanierungsarbeiten unseres Büros ein Beispiel herausgreifen, das Schloß Jägerhof in Düsseldorf. Der Wiederaufbau dieses kriegszerstörten Jagdschlösses aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ging über eine normale Instandsetzung weit hinaus. Die Umbauten im 19. Jahrhundert und die Sanierungsmaßnahmen nach dem Krieg hatten das ursprüngliche Bild verfälscht. So ist also die Wiederherstellung als Neuschöpfung im Sinne seines Erbauers Couven zu werten. Wir haben monatelang die alten Baupläne im Couven-Museum in Aachen studiert und Bestandsskizzen von Architekturdetails gefertigt, um die authentische barocke Ordnung des Bauwerkes wiederzufinden. Heute ist Schloß Jägerhof trotz Bewahrung des ursprünglichen Gesichts ein

Commerzbank Düsseldorf. Neue Kassenhalle



Commerzbank Düsseldorf. Alte Kassenhalle 1964





Burg Pyrmont. Alter Zustand



Schloß Jägerhof, Düsseldorf. Vorderansicht 1972

Burg Pyrmont. Ansicht von Südwesten



Burg Pyrmont. Ritteraal

Burg Pyrmont. Eingangshalle



gut funktionierendes und den Erwartungen des 20. Jahrhunderts durchaus entsprechendes Gebäude. Ein weiteres Beispiel ist die Rheinhalle in Düsseldorf. Sie sollte überholt werden, obwohl damit lediglich die bauliche Substanz zu sichern war. Von uns stammt der Vorschlag, sie zur Konzerthalle auszubauen. Wir werden uns in den nächsten Jahren mit ihrer Wiederherstellung zu befassen haben. Ich möchte noch einmal sagen, daß ich die in unserem Jahrhundert praktizierte bedenkenlose Traditionsvernichtung für äußerst gefährlich halte. Der Landeskonservator vom Rheinland, Dr. Günther Borchers, definierte die Aufgabe des Architekten in der Denkmalpflege so: „Vor dem Auge des Architekten wie des Denkmalpflegers stehen die alten Bauten als Zeugen unserer Tradition, als Träger vergangener Maßstäbe, aber auch als Keimzellen zukünftiger Strukturen. Es liegt an der Weite des Gesichtsfeldes jedes Architekten, ob er unsere Denkmäler als Relikte abgestorbener Kulturepochen verwirft oder sie durch sinnvolle Nutzung dem Lebensraum der Gegenwart — auch als Erlebniswert — erhält und sichert. Es braucht dazu keines Januskopfes, aber eines von Jugend ausgebildeten und geschulten Blickes für den Zusammenklang mehrschichtiger Bauformen.“

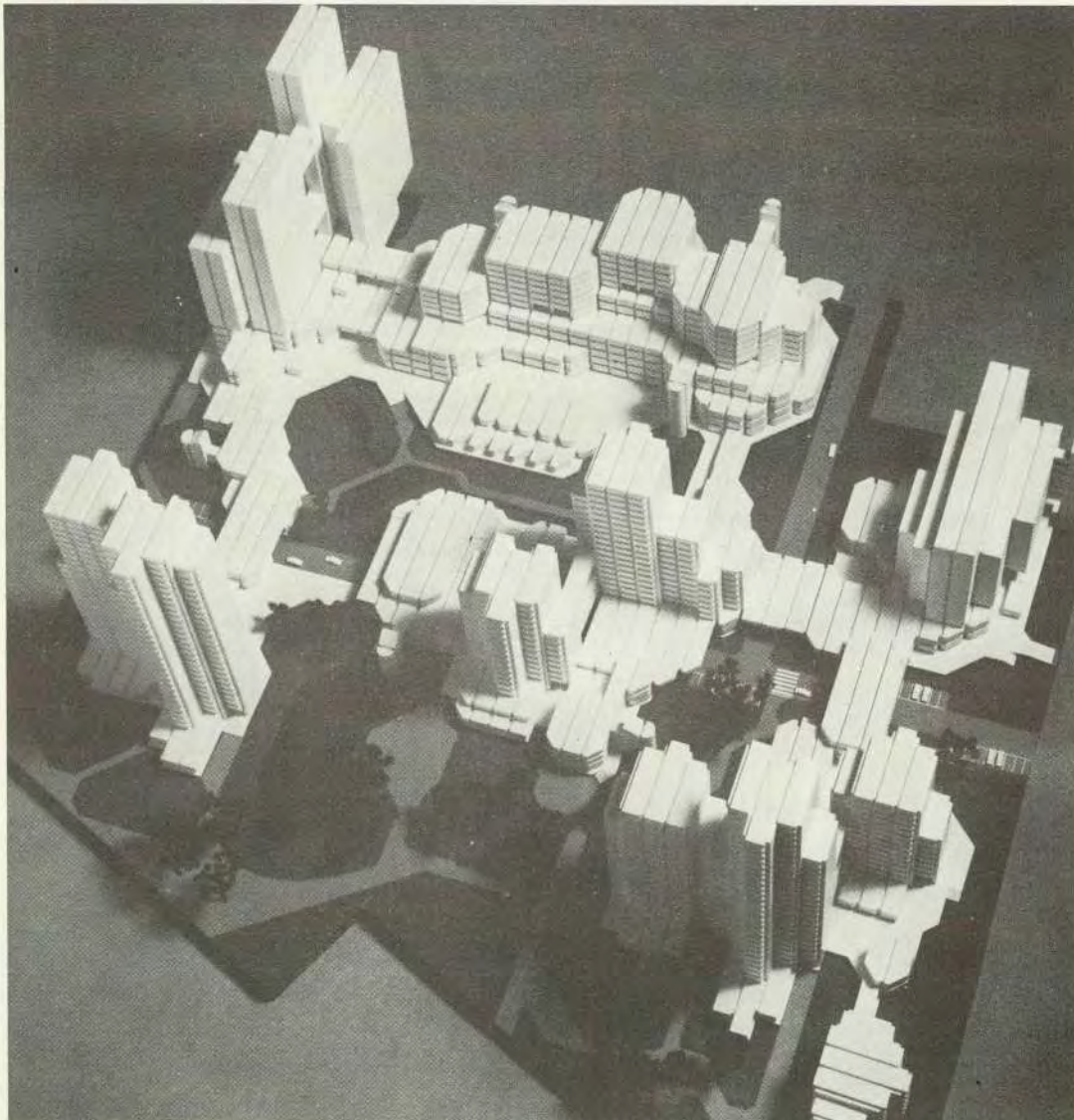
Diesen geschulten Blick haben Sie, Herr Architekt, einmal mehr bei der Wiederherstellung der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Burg Pymont in der Eifel bewiesen, die Sie seit 1965 mit Ihrer Familie bewohnen.

Der Wiederaufbau der Ruine Pymont, mit dem wir — Prof. Dr. Hentrich und ich — 1963 begannen, folgte dem historischen Vorbild. So entstand eine in allen Teilen genutzte und bewohnte Anlage mit neuzeitlichen, technischen Einrichtungen. Durch die Ein- und Unterordnung dieser Einrichtungen konnten wir den historischen Charakter der Burg bewahren, ohne ein Museum aus ihr zu machen. Sie strahlt eine behagliche Atmosphäre aus, so daß nicht nur meine Familie und ich gern dort leben, sondern jeder sich dort wohlfühlen kann. Aus diesem Grunde ist die Burg auch zum Tagungs- und Besprechungsort geworden. Im Schutz ihrer Wände wurde schon so manches schwierige Problem gelöst. Sie sollten einmal unsere alljährlichen Burgfeste miterleben! Sämtliche Mitarbeiter mit Ehepartnern und Kindern sind dazu eingeladen. An diesen Tagen vereint uns die Burg Pymont zu einer einzigen großen Familie.

Ist es noch etwas anderes, das Sie diese Burg als Wohnstätte wählen ließ?

Vielleicht. Das Wohnen hier ist wohl eine Art Ergänzung zum übrigen Leben, denn unsere Burg bietet das ganze Spektrum zwischen alt und neu. Auch die Einsamkeit, die der kreative Mensch zum Nachdenken braucht, ist ausschlaggebend. Mein sehnlichster Wunsch war es immer, einen Bach, Wald und Wiesen zu besitzen. Er ist in Erfüllung gegangen. Meine Vorfahren und Verwandten sind ja Bauern. Ich erinnere mich, daß ich schon mit sechs Jahren Häuser baute. In der Nähe des Hofes meines Onkels gab es eine aufgelassene Ziegelei mit einer Lehmgrube. Das war eine wunderbare Sache! Dort baute ich mit meinem Vetter unsere Villa „Herrlich“. Wir hatten sogar einen Herd, wo wir Äpfel und Kartoffeln braten. Jede freie Minute verbrachte ich dort. Alle meine Kindheitserinnerungen knüpfen sich an diesen Bau, und innerhalb seiner Wände träumte ich die kühnsten Träume und konstruierte in Gedanken die phantastischsten Gebilde. Als ich später erfuhr, daß unsere Villa „Herrlich“ zerstört sei, war ich zutiefst betroffen. Vielleicht ist unsere Burg Pymont ein Ersatz für diesen Jugendtraum. Wer weiß?

Alte Messe Düsseldorf. Innerstädtische Wohn- und Bürobauten mit den erforderlichen Folgeeinrichtungen in Verbindung mit der bereits bestehenden Bebauung. Modellaufnahme

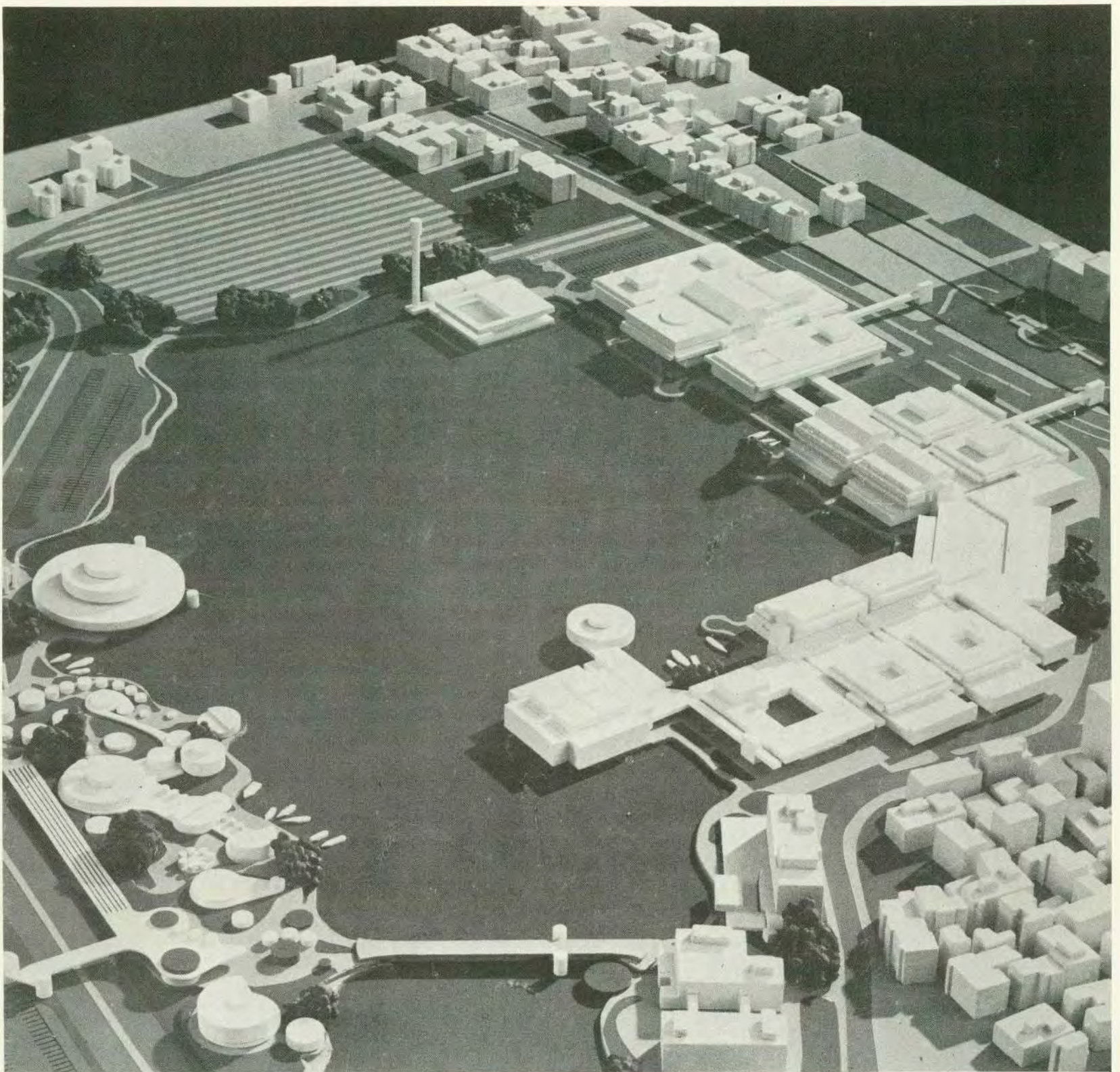


Es fällt mir schwer, mich vom Zauber dieser Burg und Ihrer Erzählungen, die auch in mir so manchen Kindheitstraum wachriefen, loszulösen. Aber in unserer Zeit ist wenig Platz für Träume. Es gibt ein unabdingbares Faktum, mit dem wir alle fertig werden müssen: die Weltwirtschaftskrise. Sicherlich macht sie sich auch in Ihrem Büro bemerkbar.

Sehr. Und in der gesamten Bauwirtschaft, da wir besonders in Deutschland eine Überproduktion bis zu 30 Prozent hatten. Diese wird nun abgebaut. Eine solche Entwicklung war eigentlich nicht vorzusehen, obwohl eine gewisse Unsicherheit bestand. Wir haben aus diesem Grund unsere Basis vergrößert und uns entschlossen, auch im Ausland tätig zu sein. Wir gründeten außer in Johannesburg auch im Libanon und in Persien Planungsgesellschaften. Denn ich glaube, daß unser in langen Jahren gemeinsam erworbenes umfangreiches Wissen auf keinen Fall verlorengehen darf.

Sie haben sich bei der Planung einer Vielzahl von Bauwerken sicherlich auch immer wieder mit der Frage auseinandergesetzt, welche Aufgabe die Architektur zu erfüllen habe. Wie sollte denn Architektur Ihrer Meinung nach sein?

Menschlich soll sie sein. Wir Architekten sind ja nur für den Menschen da. Sowohl aus den Zweckbauten aller Art wie auch aus den Wohnbauten sollte alle Kälte weichen. Unsere neuen Bauten beweisen, daß wir bestrebt sind, lange Flure zu brechen, große Flächen aufzugliedern, gerade Linien gegen den Himmel zu vermeiden. Jeder Architekt sollte sich bei der Planung eines Bauwerkes ständig vor Augen halten, daß darin Menschen arbeiten und leben werden und daß er für das Wohlbefinden dieser Menschen mitverantwortlich ist.



Saudi-Arabien, Jeddah, Civic-Center. Modellaufnahme

Sie glauben also, daß die Architektur eine Zukunft hat?

Eine gewaltige Zukunft. Und zwar eine, wie wir sie noch nie gehabt haben, eben weil der Architekt unserer Zeit derjenige ist, der das Leben lebenswert machen soll. Dies kann natürlich nur unter Rücksichtnahme auf alle technischen Errungenschaften und auf alle wissenschaftlichen, vor allem soziologischen Erkenntnisse geschehen. Wir müssen das Funktionelle zum Leben erwecken. Sonst fühlen sich die Menschen nicht wohl. Und gerade das ist das Wesentliche. Wir wissen heute, daß die Architektur einen ungeheuren Einfluß auf die Menschen aus-

übt, ja daß sie Menschen sogar krank machen kann. Der Idealzustand für den Menschen wäre das ebenerdige Wohnen mit soviel Grund und Boden, daß er für sich sein kann, wenn er es will. Dieses Ideal läßt sich jedoch aufgrund des ständigen Bevölkerungszuwachses nicht realisieren. Ich könnte mir allerdings vorstellen, daß – bei komprimiertem Wohnen in der Stadt – eine Zweitwohnung am Lande eine durchaus zu verwirklichende Möglichkeit wäre. Damit verbunden müßte die 4-Tage-Woche sein, und ich glaube, daß es nach drei erholsamen Tagen trotz der Arbeitszeitverkürzung zu einer enormen Leistungssteigerung kom-

men würde. Das Leben am Lande, die Verbundenheit mit der Erde, der Natur, nach der sich im Grunde jeder Mensch sehnt, würden zum unerschöpflichen Quell werden für echte geistige Leistungen und für das Glückseligkeit der Menschen. Der Mensch soll frei sein, und es ist die große Pflicht des Architekten unserer Zeit und künftiger Zeiten, diese Forderung zur Grundlage seiner Planungen zu machen.

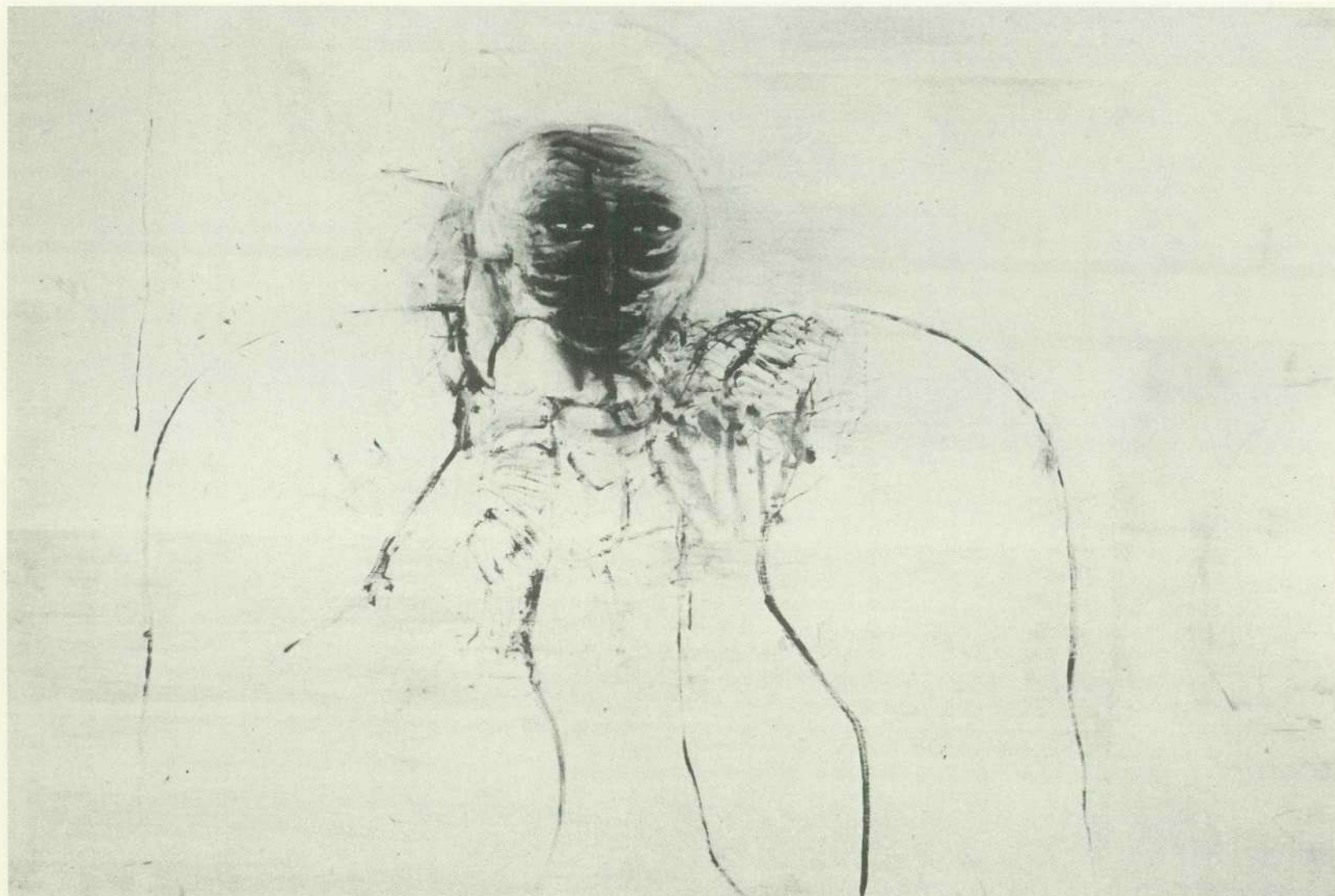
Das Bildmaterial stellte Architekt Petschnigg freundlicherweise zur Verfügung.

Giselbert Hoke: Ich selbst im Spiegel

Im Katalog zur Ausstellung Giselbert Hoke in der Albertina schreibt Prof. Dr. Walter Koschatzky: „Giselbert Hoke hat seinen Platz in der Kunst unseres Landes längst bezogen... Aber es soll sehr bewußt gemacht sein, daß wir in unseren Ausstellungen bei aller Variationsbreite heutiger künstlerischer Aussagemöglichkeit bemüht sind, die stärksten Leistungen der Gegenwart darzubieten und daß wir sehr wohl Hoke zu diesen zählen. Man hat schon oft sein Werk zu charakterisieren versucht und kam vor der Vielfalt seiner Ziele, der Materialien, der Wege zur Überzeugung, daß es wirklich nicht möglich wäre, eine einheitliche Formel für ihn zu finden. Genau das macht seine Stärke aus.“

Giselbert Hoke wurde am 12. September 1927 in Böhmen geboren und lebt seit zwölf Jahren in Schloß Saager bei Grafenstein in Kärnten. Er verlor im Krieg einen Arm. Seine Schulzeit beendete er in Klagenfurt und trat 1946 in die Klasse Professor R. C. Andersen an der Wiener Akademie der bildenden Künste ein. Mit seiner zweiten großen Arbeit — den Fresken im Klagenfurter Hauptbahnhof — erregte er 1955 einen Skandal, durch den er in der Öffentlichkeit bekannt wurde. Seine erste Arbeit — die Fresken im Krematorium in Villach — und seine dritte Arbeit — die Fresken in der Wiener Staatsoper — wurden verhängt. 1961 stellte er in der Klagenfurter Galerie 61 erstmalig Bilder aus. Seine letzte große Ausstellung von Bildern fand 1973 in der Albertina in Wien statt. Zur Zeit arbeitet er an zwei Emailwänden für den Leobener Bahnhof. 1974 folgte er einer Berufung als ordentlicher Professor an die Technische Hochschule Graz. Er wird dort eine Lehrkanzel für künstlerische Gestaltung in der Architektur aufbauen.

M. R.-L.



Ich wurde aufgefordert, mich in einem Spiegel zu betrachten. In Kärnten kann das nur ein Arnulf-Komposch-Spiegel sein. Arnulf Komposch trug früher ein schwarzes Stirnband, den Grundriß eines Heiligenscheins. Heilige waren naive, gütige und phantasievolle Menschen. Arnulf-Komposch-Spiegel haben kleine Mulden, Täler, Hügel und Flüsse; wer hineinschaut, verwandelt sich in eine Landschaft. Diese Spiegel verzerren nicht, sie sind gütig: man sieht sich zugleich lachend und weinend. Sie meinen es gut. Im Gegensatz zu den deutschen Spiegeln, die bössartig und kritisch verzerren, ist Arnulf Komposchs Spiegel ein Kärntner Spiegel: heiter, ein wenig traurig, vielschichtig und einfach zugleich.

Ich gehöre nicht zu den Menschen, die sich beaugapeln; ich habe nie Lust verspürt, mich selbst zu portraituren. Die Menschen, die mit Gott und der Welt hadern, ihr eigenes trauriges Schicksal beweinen, aus ihrem Klumpfuß kein Kapital schlagen, sich dauernd als Knechte fühlen, sind mir ein negatives Wunder.

Van Gogh ging es auch nicht gut.

Ich fühle mich in den zerbröckelnden, alten, staubigen Städten und auf Tandler-Plätzen wohl. Am wohlsten fühlte ich mich bisher in den menschenleeren Wüsten Perus.

Ich liebe die kühlen, einfachen und weiten Räume mit den kleinen Fenstern, in denen nur ein Tisch, ein paar Stühle, ein Bett oder ein Kasten steht.

Ein Haus, in dem eine Skulptur von Rudolf Kedl, Otto Eder, Hrdlička oder Henry Moore und Wotruba steht, ist mir sofort sympathisch. Begegne ich einem Bild Peter Krauwnas in einem Haus, fühle ich mich doppelt so wohl als zuvor.

Ich kann an keiner Baugrube vorbeigehen, an keinem Rohbau. Ich wünsche mir schwarze Brillen, wenn mein Weg mich an fertigen Häusern unserer Zeit vorbeiführt.

Luxus und Anarchie sind Ausdruck minderwertigen Lebens.
Anarchie ist ökonomischer Luxus.
Luxus ist lebensstötende Anarchie.
Ich leide unter jeder Art von Verbrauch. Es wäre mir recht gewesen, wäre ich mit Schuhen, Hemd, Hose und Jacke zur Welt gekommen.

Das Abenteuer, etwas zu unternehmen, zu kolonisieren, zu bauen, zu verändern und zu gestalten, das Abenteuer, den Spuren des menschlichen Geistes zu folgen, und

das Abenteuer des Entrümpelns — diese Abenteuer sind Arbeit, meine Arbeit. Für diese Arbeit verbrache ich alle Energie. Ich habe keine Hobbys.

Ich kenne den Urlaub nicht.

Ich habe keine Lust, auf die Berge zu steigen, in Seen zu schwimmen, in guten Gasthäusern zu essen oder mich in eine Gesellschaft um der Geselligkeit wegen zu begeben.

Ich halte es in behaglichen, gut oder schlecht eingerichteten Wohnhäusern nicht aus. Die

Wärme der Zentralheizungen macht mich stumpf, Fauteuils und Teppiche, Vorhänge vor den Fenstern, spiegelnde Baderäume, chemisch riechende Aborte — Ich fühle mich in Werkstätten, Fabriksälen, Häfen für Schiffe und Flugzeuge wohl.

Ich mag Autos nicht, weil sie kaputt gehen. Ich mag die Maschinen unserer Zeit nicht, weil sie dauernd repariert werden müssen. Ich mag die Häuser unserer Zeit nicht, weil sie schon auf späteren Abbruch hin geplant sind.









Ein Ding, das der Mensch hervorbringt, müßte so sein, daß es hält und nach seinem Ausscheiden aus dem sich wandelnden Nutzungsprozeß als Kunstwerk weiterhin besteht und uns erfreut wie ein altes Türschloß oder eine Dampfmaschine von 1880. Die Gedanken des Menschen werden immer verfälscht und nach dem Wirkungsziel manipuliert werden. Nicht aber die Dinge, die aus den Gedanken hervorgehen. Ich mag nicht, daß mein Leben und Denken verfälscht wird — darum male ich. Darum baue ich.

Kaufmännische Spekulation ist etwas für Verbraucher — nicht für mich.

Würde mir auch der zweite Arm abgetrennt, würde ich erblinden, so würde ich versuchen, aus den Worten etwas zu machen. Das Wort kann ein Ding sein wie eine Festung, ein Gestirn — wie die Sonne.

Ich liebe Bibliotheken, und ich bedaure es, nicht über die Energie und die Freunde zu verfügen, um eine solche selbst aufzubauen.

Mein Namens- und Wortgedächtnis ist miserabel, mein Tongedächtnis ist ausgezeichnet. Ich singe nicht. In mir ist ein Arsenal von Musik, von Tönen und Geräuschen. Arbeite ich, höre ich in mir Musik, Töne oder Geräusche. Gebrauchsmusik — von Mozart bis zu den Beatles — stört mich. Ich tanze nicht.

Muß ich Sprechchöre hören, sehe ich Kolonnen von Menschen — sei es militärischer oder politischer Art —, wird mir übel.

Ich sah von einer hohen Düne aus einen Mann durch die Wüste gehen und war fasziniert.

Ballen sich Menschen zu Massen zusammen, wird immer jemand umgebracht, zerstört oder beschädigt.

Ein Strand von nackten oder halbnackten Menschen, die sich im Sand lagern und wie Krokodile die Sonne anblinzeln, ist mir peinlich.

Der nackte, erwachsene Mensch schaut heute so aus, wie ihn Bacon malt.

Der nackte Mensch, der mit seiner Nacktheit einem andern dient, schaut anders aus. (Nacktheit ist da Arbeit.) Er schaut so aus, wie ich ihn male. Er weiß, daß er gesehen wird, und er verwendet seinen Körper, um mir sein Leben mitzuteilen. Er wirkt auf mich wie der Mann, der durch die Wüste geht. Ein nackter Mensch, der, von allen gesehen, in einer großen Masse von Menschen stünde, würde den anderen den erbärmlichen, stumpfen Zustand des In-der-Masse-Stehens peinlich bewußt machen. Man muß ihn zerfleischen oder auseinandergehen. Bacon reißt den Menschen in der Masse die Kleider vom Leibe. Ich stelle den bekleideten Menschen der Masse den einen nackten Menschen hin.

Jeder tut, was er kann.

Keiner entgeht dem Zustand, daß ihm die Kleider vom Leib gerissen werden oder daß er sich hinstellt und zerfleischt wird. Keinem, in dem ein Funken Kraft ist, ist es möglich, dauernd im Strom der Masse dahinzutreiben, ohne beschädigt zu werden. Jeder wird versuchen auszubrechen — Boden unter die Füße zu bekommen.

Ich nannte diesen Boden „Garten“.

Im Garten bin ich.

Im Garten treibe ich nicht dahin.

Im Garten arbeite, forme ich.

Etwas, was nicht schon morgen weggespült werden kann.

Etwas, was mich spüren läßt, daß ich bin. Ich male immer nur den einen Menschen, ich male nicht zwei Menschen. Das wäre eine Lüge. Es gibt nur den einen Menschen. Die andern meinen, daß dies monoton sei. Für sie vielleicht, für mich nicht.

Ich habe geglaubt, daß es eine Familie gibt. Und ich erlebte, daß das eine schwierige Sache ist. Die Familie ist der ewig scheiternde Versuch. Es gibt nur den einen Menschen.

Ich habe geglaubt, daß es eine Gesellschaft gibt.

Ich habe erlebt, daß auch die Gesellschaft ein permanenter Versuch ist.

Vielleicht gab es einmal die Familie und die Gesellschaft. Heute gibt es nur den einen Menschen. Er verbündet sich mit den anderen Menschen als Werkzeug — bald Schraube, bald Schraubenzieher oder bald Schraubenzieher, bald Schraube. Er verbündet sich mit ihm aus Liebe, Freundschaft oder aus Haß, Neid und Feindschaft.

Glaube ich heute, die Familie oder Gesellschaft sei mir gelungen, zeigt sich morgen, daß es ein Irrtum war, und ich kann von vorne beginnen.

Ich male Frauen. Liegend. Sitzend. — Merkwürdig, daß ich nichts dazu sagen möchte. Vielleicht gibt es in jedem Leben einen Bereich, der nicht einmal in den eigenen Gedanken wirklich zu finden ist, weil er viel zu weit, zu zart, zu flüchtig und trotzdem zu wirksam ist. Zu Hans Sachsens Zeit, auch noch in meiner Kindheit hatten die Schuster Kugeln, Glaskugeln aufgehängt, in denen sich die Werkstatt spiegelte. Diese Kugeln hatten sie ganz in der Nähe ihrer Schusterschemel hängen, und sie gaben ihnen wahrscheinlich die Illusion, daß ihre Werkstatt endlos sei. Vielleicht ist die Frau so eine

Kugel, eine Glaskugel, die mir das Gefühl einer unendlichen, einer unerreichbaren Weite und Tiefe vermittelt.

Von dem, was der eine lernt, weiß der andere nichts, was dem einem wertvoll ist, ist dem anderen wertlos. Wir sind rastlos tätig. Wir fabrizieren Hunderttausende Dinge. Wir erkennen, erkennen und erkennen: jeder etwas anders. Es bleibt keine Energie zum Gestalten.

Jeder trägt jeden Tag einen anderen Mantel, fährt jeden Tag ein anderes Auto, wohnt jeden Tag wo anders und verbringt seine Freizeit auf einem anderen Fixstern. Stauenswert, daß ich hie und da den einen oder anderen wiedererkenne oder wiederfinde. Finde ich ihn, sind in seinem Kopf neue Wünsche, Gedanken; ist neben ihm eine andere Frau und sind um ihn neue Freunde. Zeit und Raum werden durch einen Fleischwolf getrieben und mit täglich neuen Gewürzen gewürzt.



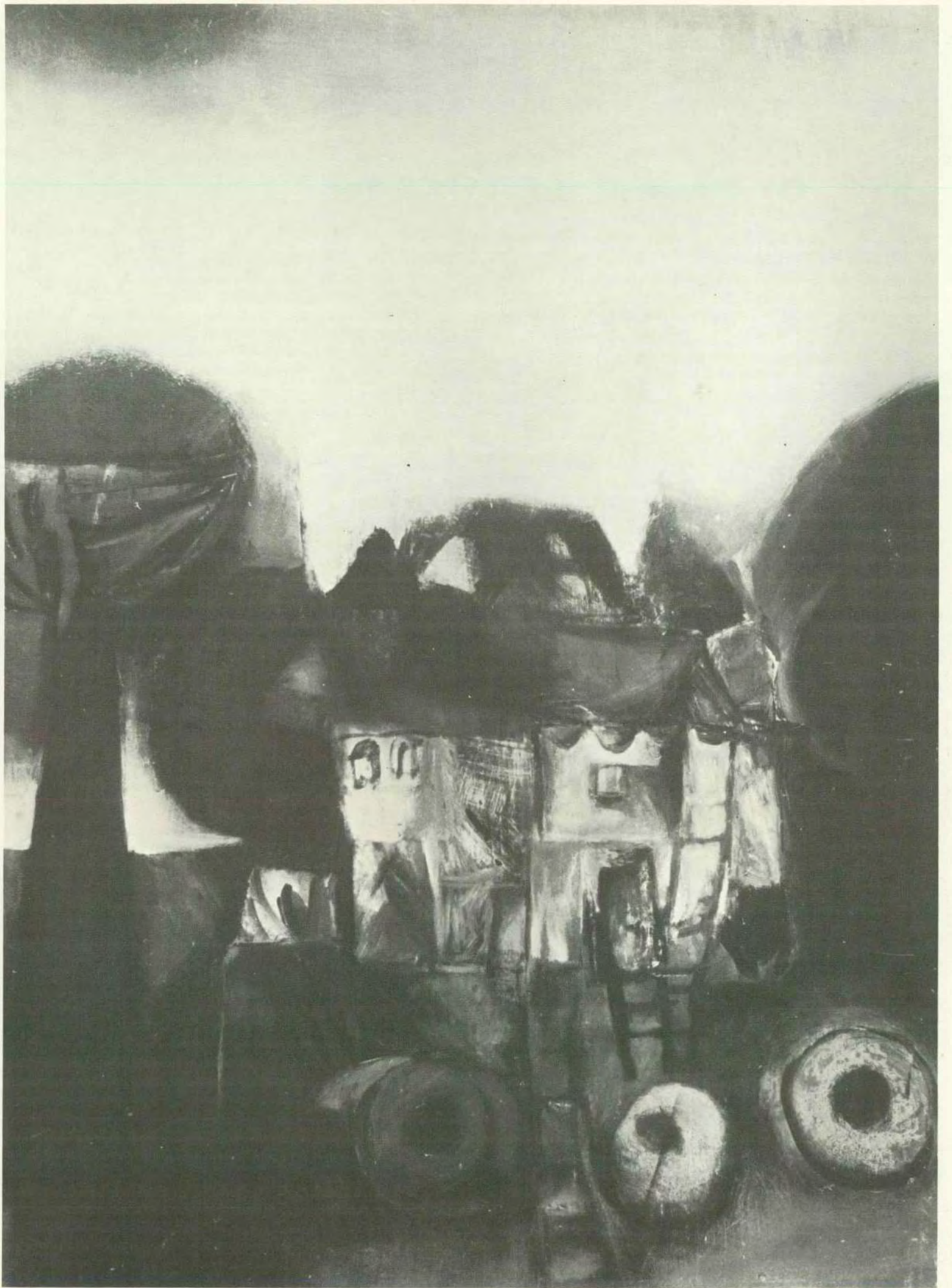


Ich habe ein Schloß gekauft. Es war billiger als eine 120 qm große Stadt-Wohnung. In ihm war so viel Platz wie in einer Fabrik, die bankrott gemacht hat, und heute ist so wenig Platz darin wie in einer Fabrik, in der zehn Jahre lang produziert wurde.

Ich habe die kleinen Fenster erneuert und die schweren Mauern gefestigt. Ich habe Wasser und Strom ins Haus geleitet, Werkstätten errichtet, eine Glas- und Emailschmelzerei und eine Steindruckerei aufgebaut. Ich habe das Dach neu gedeckt und die Kamine neu aufgebaut. Ich habe Höfe und Terrassen gefestigt, angelegt und mit Pflastersteinen gepflastert. Ich habe Gärten angelegt und Bäume gepflanzt.

Ich habe überall selbst mitgearbeitet. Als Hilfsarbeiter und Bauführer in einer Person. Ich habe am Beginn einer Arbeit nie an das Quantum der Arbeit gedacht. Die Möglichkeit des Mißlingens habe ich nie einkalkuliert. Auch habe ich nie an Erfolg oder Nutznießung der Arbeit gedacht.

Die Arbeit ist ein Prozeß, in dem ich Angeklagter und Richter in einem bin. Die Zeugen des Prozesses sind die Werke. Das Urteil bleibt aus.





Alles, was in Kärnten falsch gemacht wird, scheint von Wien oder woanders her zu kommen. Ich würde alle Kärntner Wirtschaftsleute und Politiker unter Quarantäne stellen. Auch die Bauleute. Auch die Straßenbauer.

Der Kärntner braucht lediglich einen Paß, um in Laibach, Tarvis oder Udine abends zu essen zu können. In Graz wird er es von allein nicht tun.

Es gibt in Kärnten Leute, die das Land an die große Welt anschließen wollen. Es wäre besser, die große Welt würde sich an Kärnten anschließen.

Es gibt hier Organisationen, die nur ans Geld denken. Sie haben Tolstois Novelle „Wieviel braucht ein Mensch zum Leben“ nie gelesen. Sie haben eine Gleichung aufgestellt: Geld = Fremdenverkehr (G=F). Sie werden nicht ruhen, bis jeder Kärntner ein Ober, jede Kärntnerin ein Stubenmädchen ist. Dann werden sich die Steinadler so vermehren, daß sie die Kärntner Sonne verdunkeln. Und die Hirsche und Rehe werden in Klagenfurt die Blumen um den Lindwurm herum abfressen.

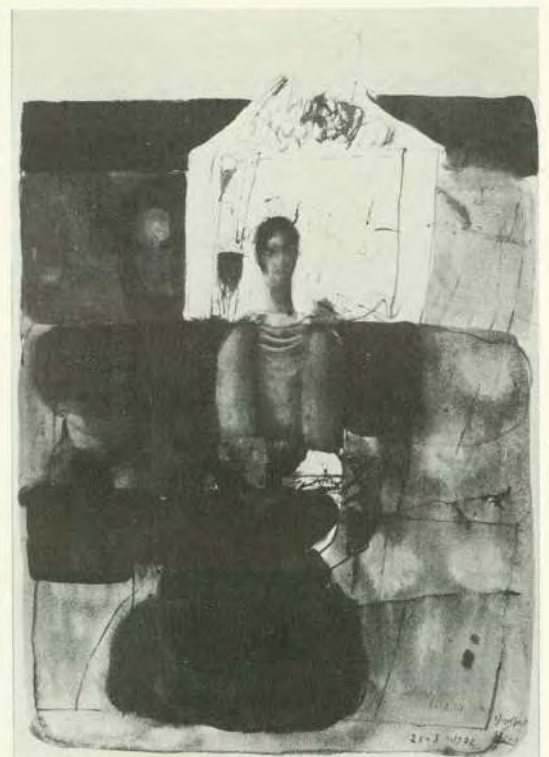
Ich bin dabei, ein „Dorf“ zu planen und zu träumen. Ein „Kärntner Dorf“. Ein Dorf, in dem sich die Kärntner allein untereinander so wohl fühlen, daß sie auf Wien und die weite Welt weithin verzichten können.

Ich habe Freunde, die mich anfeuern oder bremsen. Freunde, die mir meine Dummheit an den Kopf werfen. Ich habe Feinde, die meinen Weg mit Verleumdungen pflastern. Ich kenne ein paar Menschen, die so mutig sind, daß sie weder lügen noch verbergen.

Daß ich meine Zelte in Kärnten aufschlagen konnte, freut mich noch immer. Ich liebe den

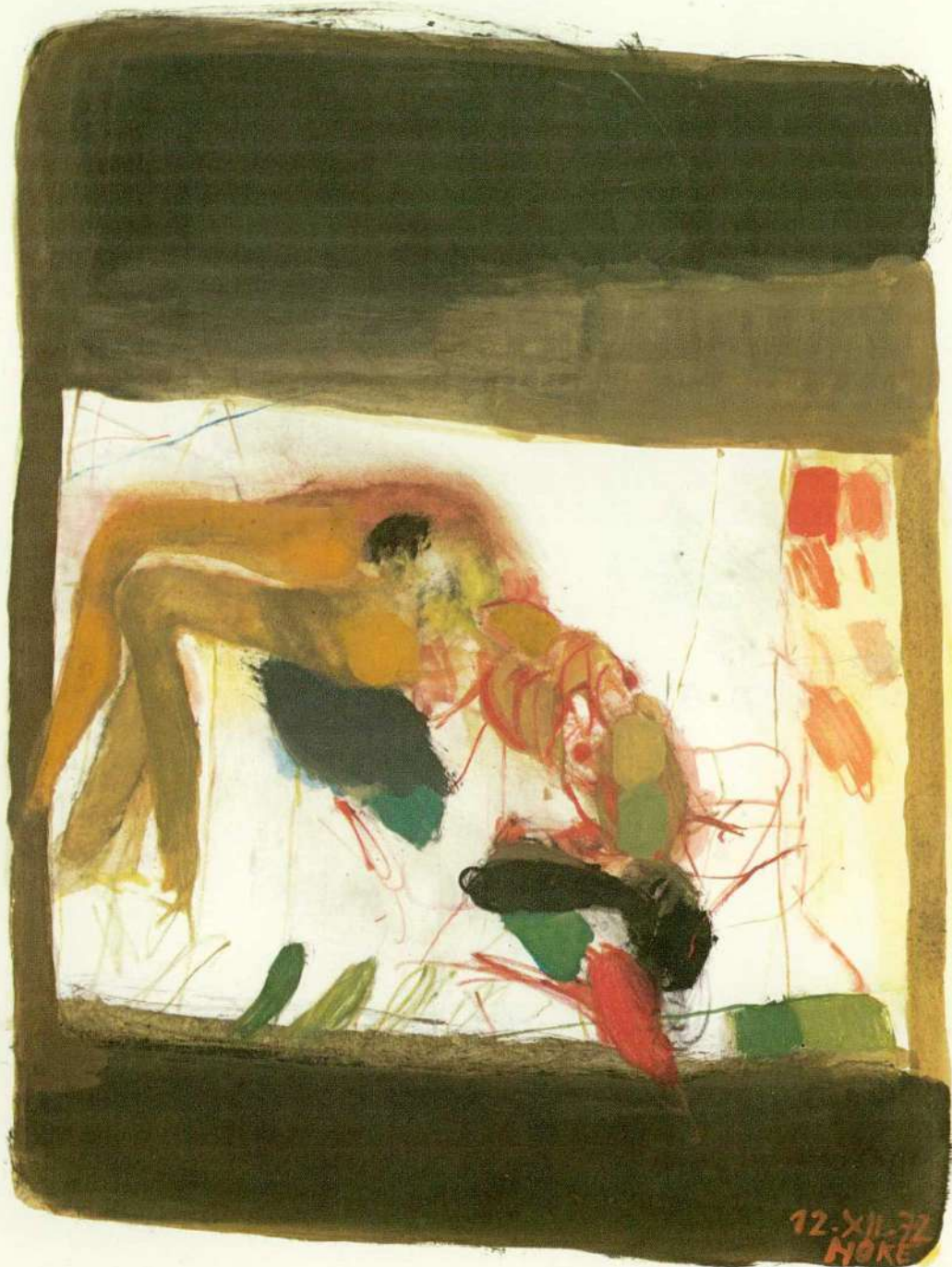
Ton und Klang der Kärntner Sprachen. Selbst wenn Kärntner sich beschimpfen, klingt es wie eine Liebeserklärung.

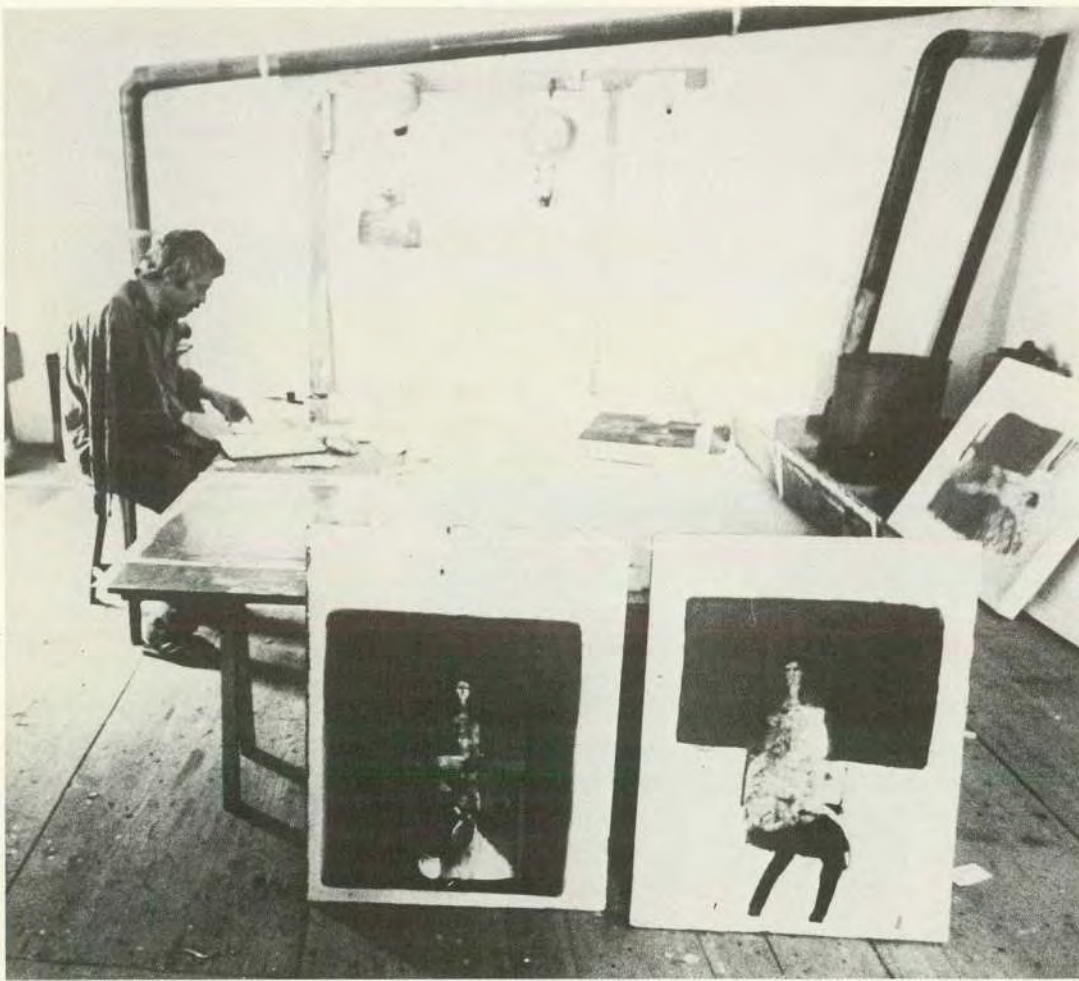
In Kärnten lebe ich nicht als Maler, sondern als Abenteurer. Als Maler haben sie mich hinausgeworfen, als Abenteurer freundlich aufgenommen. Der Kärntner will von der Welt nichts wissen. Er ist sich selbst genug. Das gefällt mir.











Der Maler und die Puppe

Ein Maler, der behauptet, malen zu können, ist kein Maler.

(Anstreicher.)

Ein Maler, der behauptet, er male, um berühmt und reich zu werden, lügt oder ist ein wenig dumm.

(Kein Anstreicher.)

Ein Maler, der behauptet, daß er für die Welt, den Himmel, das Glück oder Leid, die großen Ideen der Menschheit male, heuchelt oder ist auf Rattenjagd.

(Rattenfänger.)

Ein Maler, der klaren Bescheid gibt, was, weshalb und wozu er malt, ist im Show-Geschäft.

(Tanzbär.)

Es ist peinlich, als „Maler“ angeredet zu werden.

In dieser Not habe ich mehr Bären erfunden, als solche auf der Erde herumlaufen. (Von unterschiedlicher Größe und Farbe.)

„Was planen Sie zur Zeit?!“ EH — EH — EH. (Malerei ist unplanbar.)

„Was machen Sie zur Zeit.“ — „Ich verdaue und atme.“ — HM — HM

(Der macht sich lustig über mich!) —

(Stimmt!)

Male ich, fragt er: „Was?“ — „Ich weiß es nicht.“

(Der ist albern oder blöd.)

Er denkt überhaupt zuviel:

„Dieser Maler ist ungelernt, ungebildet; drum ist er präpotent. Seine Rechte weiß nicht, was seine Linke tut. Seine Bilder entstehen durch ein primitives Herumgefummel.“

(Bei letzterem ist er in böser Absicht der Sache nahegekommen.)

Er — der Nachbar — ist der gelernte (zerlernte) Mensch. Er weiß, daß die Kaffeemühle von links nach rechts zu drehen ist.

(Wenn man's politisch haben will — einmal so — einmal so.)

Er — das ist meine Puppe.

Er — die Puppe, beachtet mich nur, wenn ich sie amüsiere, kitzle, ärgere oder wenn ich reich geworden bin.

Erst wenn ich reich geworden bin, in allen Zeitungen stehe, hält sie mich für ebenbürtig und erfolgreich.

(Ein annehmbares Objekt.)

In letzterem irrt die Puppe. Denn: Malerei ist ein menschliches Tun mit absoluter Erfolglosigkeit.

Im Maler herrscht eine dauernde Inflation der Werte, die hervorgebracht zu haben er glaubt.

Hat die Puppe mich zum Objekt erhoben, fragt sie:

„Wo stellen Sie als nächstes aus?“

„In New York, Tokio, Peking und Klein St. Paul.“ — „AH, EH, gratuliere.“

Das steht dann im Katalog.

Ist das Verzeichnis der Ausstellungen groß, handelt es sich um einen großen Maler. Ist es klein, um einen kleinen Maler. Ist es Null, gibt es den Maler nicht — auch wenn seine Bilder die Wände Sienas bedecken.

Quantenstrategie.

Das Ansehen des Werks erübrigt sich.

Dem Maler ist das peinlich.

Daß er dabei als Gladiator auftritt, ist nett. (Aber nicht für ihn.)

Er spielt Geige, Orgel, Trommel oder grunzt; hält seinen Hut hin und geht mit ein paar Rubeln heim: HA-HA.

Die Puppe sorgt sich um den nächsten Tag. Der Maler sorgt sich um das Leben dieser Welt.

Das ist es.

Die Ausstellungen, Zeitungskritiken gehören in den Bereich seines Puppenlebens.

(Wie so manches mehr.)

Mindestens 3x wird er pro Tag von der Puppitis infiziert.

Das ergibt pro Jahr über 1000 Infektionen. Er braucht eine starke Natur, um als Maler zu überleben.

Der Maler liebt die Utopie... Die Utopie der Gestalt. (Es bleibt ihm gar nichts anderes übrig.)

Würde die Puppe fragen (was so gut wie nie passiert), was sich der Maler von dieser Welt erwarte...

würde der Maler fragen, ob ihr — der Puppe — unsere Städte, Täler, Tunnels etc. gefallen, ob wir auf das alles stolz sein können, ob sie von unserer Art zu organisieren, zu verwalten, ein- und zuzuteilen, zu lehren und zu heilen befriedigt ist und ob wir das Bestehende verändern könnten

und ob und was wir tun müßten — dann gäbe es einen Kurzschluß — — —

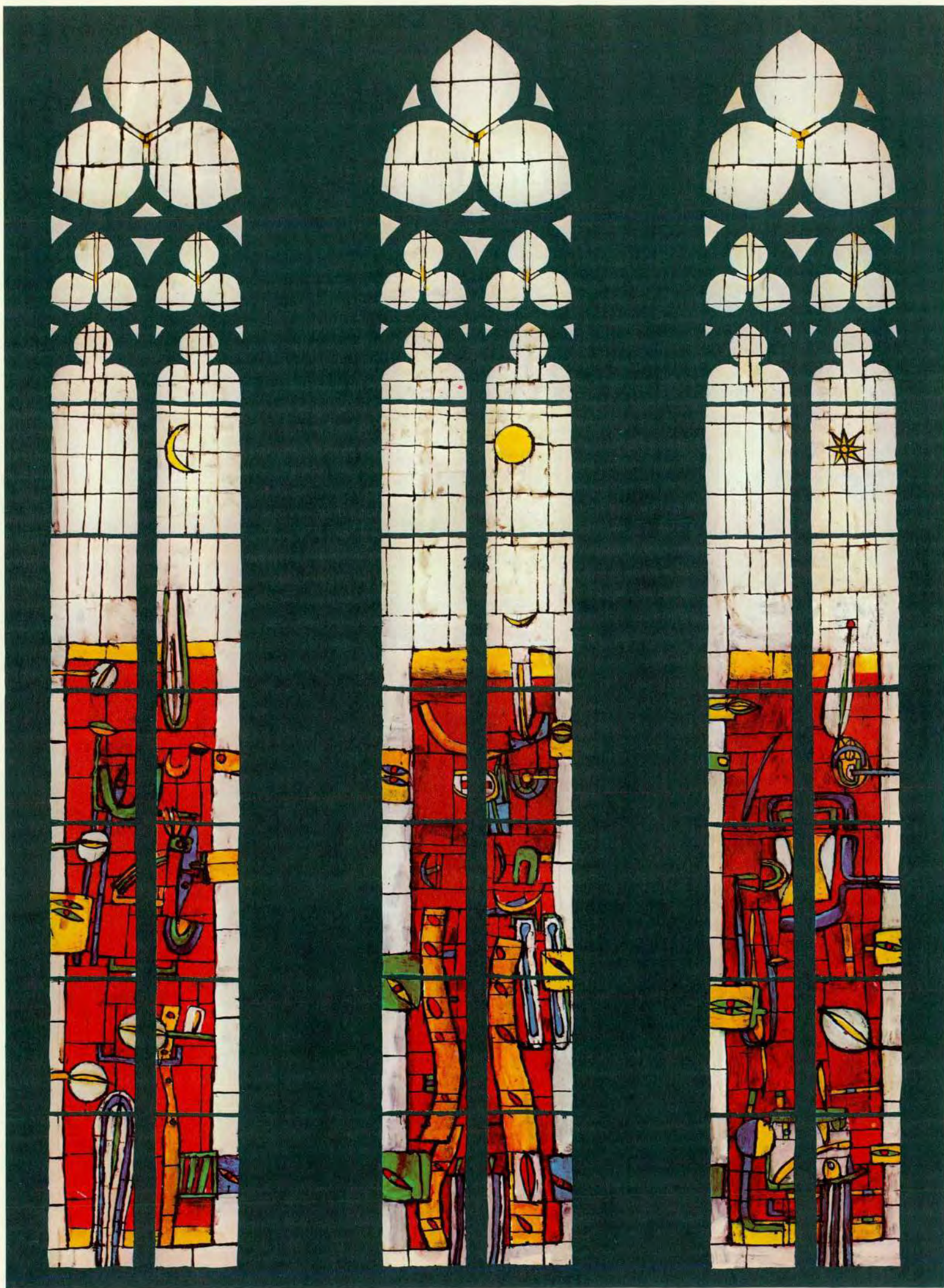
Worauf die Puppe in ihre vollklimatisierte Wohnung — der Maler in seine Utopien zurückkehren würde.

Die Puppe würde es im ungetrübten Besitz ihres klaren, alles wissenden, alles erforschenden Hirns tun —

der Maler als Idiot, der nur weiß, daß seine Zeit unaufhaltsam näher rückt.

Die Klischees zu den Bildern auf den Seiten 15, 17, 18, 23 und 25 stellte der Verlag Jugend und Volk freundlicherweise zur Verfügung.

Fotos von E. Andics, H. Jamek und H. Abuja.



Das Schwerpunkt-Interview

Vier Kärntner Politiker nehmen zu aktuellen Fragen über die Situation der Kärntner Architekten und der Kärntner Architektur Stellung:

der Bürgermeister der Stadt Klagenfurt, LAbg. ORR Leopold **Guggenberger**,

der Bürgermeister der Stadt Villach, Ing. Josef **Resch**,

der Bürgermeister der Stadt St. Veit, BB-Inspektor Ing. Friedrich **Wolte**,

der Bürgermeister der Stadt St. Andrä i. L., LAbg. Rudolf **Kores**.

Redaktion:

Man hört immer wieder, daß Kärnten auf dem Gebiet der Architektur hinter anderen Bundesländern zurückliegt. Glauben Sie, Herr Bürgermeister, daß diese Fama zu Recht besteht?

Bgm. Guggenberger:

Ich glaube nicht, daß die Architektur in Kärnten hinter anderen Bundesländern zurückliegt. Zu dieser Auffassung dürfte die Tatsache geführt haben, daß es in Kärnten seit 1945 nicht gelungen ist, allgemein sichtbar eine für Kärnten typische Bauform zu entwickeln. Einem guten Beobachter wird es nicht entgehen, daß etwa in unseren Nachbar-Bundesländern Salzburg und Tirol der traditionelle Baustil in den modernen Formen weiterlebt, daß also ein Einklang zwischen Tradition und Modernem angestrebt wird. Die Schuld an der Kärntner Situation scheint mir jedoch nicht an den Architekten zu liegen, sondern ich glaube vielmehr, daß hier wirtschaftliche wie historische Gegebenheiten maßgebend sind und nicht zuletzt die Mentalität der Kärntner eine Rolle spielt. Im übrigen ist jener Nicht-Baustil, den man in der Kärntner Landschaft so häufig feststellen kann, nicht unbedingt auf das Konto der Architekten zu schreiben, da ein Großteil dieser Bauten gar nicht in deren Wirkungsbereich fallen dürfte. Allerdings ist es leider auch nicht selten, daß Bauwerke, die von Architekten geplant werden, ebenso in Kapstadt oder Shanghai stehen könnten. Diese Tatsache spricht zwar für die internationale Einstellung unserer Architekten, aber die Zeit ist, so glaube ich, bereits da, in der man auch bei sehr fortschrittlicher Baugesinnung die Verbundenheit eines modernen Bauwerkes mit der Geschichte unseres Landes nicht außer acht lassen sollte.

Bgm. Kores:

Die Fama, daß Kärnten auf dem Gebiet der Architektur hinter anderen Bundesländern zurückliegt, gründet wohl auf der Tatsache, daß sich in unserem Land bisher kein eigener Baustil entwickelt hat. Daß sie nicht zu Recht besteht, zeigt ein Vergleich mit den übrigen Bundesländern. Tirol und Salzburg zum Beispiel versuchen zwar, eine ihrer Tradition und Landschaft entsprechende Hausform zu schaffen, aber es ließen sich auch in diesen Ländern „landschaftsfremde“ moderne Großbauten nicht vermeiden. Die Frage ist also, ob eine moderne und zugleich landestypische Bauweise überhaupt möglich ist. Mit dieser Frage habe allerdings nicht ich mich als Bürgermeister auseinanderzusetzen, sondern es ist Aufgabe der Kärntner Architekten, in **g e m e i n s a m e r**, vom Konkurrenzkampf unbeeinflußter Arbeit einen für unser Land gültigen architektonischen Ausdruck zu finden. In diesem Zusammenhang sei an die Kärntner Architektenkammer appelliert, die versuchen müßte, die Kärntner Architekten zu einem gemeinsamen, der Sache und nicht der eigenen Position dienenden Schaffen aufzurufen.

Bgm. Resch:

Ich glaube, daß in Kärnten keinesfalls schlechtere Architekten beheimatet sind als in anderen Bundesländern. Es mag sein, daß das „Tiroler Haus“ sich für die heutigen Wohnverhältnisse besser gestalten läßt als das alte „Kärntner Haus“, weil sich dieses schon von der Proportion und von seinem Dach her (Krüppelwalm) nicht beliebig verändern läßt. Es dürfte das der Grund hierfür sein, daß bei uns die Architekten mehr neue und moderne Wege gehen. Ich glaube also, daß hinter dieser Behauptung – wenn sie wirklich aufgestellt wird – mehr das Denken zum bodenständigen Stil liegt als Kritik an der Architektur selbst.

Bgm. Wolte:

Ich glaube nicht, daß Kärnten auf dem Gebiet der Architektur hinter anderen Bundesländern zurückliegt. Nach meiner Meinung entsprechen die Kärntner Bauvorschriften vollends unserer Architektur. Sollte die Frage jedoch auf das Fehlen eines sogenannten „Kärntner Baustils“ anspielen, so möchte ich doch sehr bezweifeln, ob man aus einer in unserem Land nie vorhanden gewesenen einheitlichen Bauweise gewaltsam einen Kärntner Stil ableiten und entwickeln sollte. Ich trete zwar grundsätzlich für die Bewahrung und Sanierung von Altstädten und historisch wertvollen Bauwerken ein, denn ohne Vergangenheit gibt es keine Zukunft. Da aber die Architektur der sichtbarste Ausdruck einer Zeit und der Menschen ist, die in dieser Zeit leben, soll sie auch der Mentalität und den Anforderungen dieser Menschen gerecht werden.

Redaktion:

Hat die von Architekten des öfteren geäußerte Befürchtung, daß unsere Beamten und die hier herrschenden Baugesetze und Bauordnungen die kreativen Fähigkeiten unserer Architekten ersticken und damit die positive Entwicklung der Architektur hemmen, eine Berechtigung?

Bgm. Guggenberger:

Diese Befürchtung sollte meiner Meinung nach keine Ausrede sein und auch keine Begründung für das schon oben Gesagte. Aber sicherlich kann unsere derzeit gültige Bauordnung, wenn sie von den Beamten formal ausgelegt wird, zur Ursache eines dornigen Weges von der Idee bis zur Fertigstellung eines Bauwerkes werden. Daß ein Kampf mit der Bürokratie gegebenenfalls die Kreativität eines Architekten arg zerzausen kann, soll nicht abgestritten werden. Diese Situationen sind mir durchaus bekannt, aber es müßte meiner Meinung nach möglich sein, solchen Belastungen auszuweichen. Es gibt in unserer Stadt den Flächenwidmungsplan und in weiterer Folge die für die einzelnen Bauflächen gültigen Bebauungspläne. Dazu kommen noch eine Reihe bindender Normen der Bauordnung selbst. Wenn nun ein Architekt z. B. für eine Baufläche von 5000 m² ein Projekt zu erstellen hat, dann sollte er sich vorher informieren, was auf dieser Fläche vom Planerischen wie auch von der Bauordnung her gesehen überhaupt gebaut werden kann, denn sonst läuft er Gefahr, ein seinen kreativen Gedanken entsprungenes Projekt nachträglich in die Zwangsjacke der bestehenden Rechtsordnung pressen zu müssen. Es kann auch kein Schneider einen gut passenden Anzug anfertigen, wenn ihm die Maße des künftigen Trägers nicht bekannt sind. Im übrigen haben auch die Gesetze ihre Berechtigung: es können Häuser nicht beliebig aus der Erde schießen, sondern sie müssen sich organisch in das gegebene

Stadtbild fügen. Mehr Information und Koordination könnten meiner Meinung nach dazu führen, daß gesetzliche und planerische Normen mit der Kreativität sehr wohl in Einklang stehen. Es gibt allerdings ein anderes Hindernis, das die Kreativität der Architekten beeinträchtigt: die enge finanzielle Situation. Wäre ich ein Mäzen, würde ich sagen: „Studieren Sie die Geschichte Klagenfurts, meine Herren, und bauen Sie mir aus dieser Geschichte heraus entwickelte, also auf der Tradition fußende Neubauten, die doch unserer Zeit entsprechend und eigenständig sind.“

Bgm. Kores:

Wir sind in Kärnten hinsichtlich der Verordnungen und Gesetze, die das Bauwesen regeln, wie z. B. die Kärntner Bauordnung oder das Gemeindeplanungsgesetz, beispielgebend für ganz Österreich. Die Kärntner Architektenkammer hat an der Erarbeitung und Schaffung dieser Verordnungen durch ihre jeweilige Stellungnahme mitgewirkt, und man kann daher annehmen, daß sie nicht dazu angetan sind, die Kreativität der Architekten zu ersticken. Bauvorschriften muß es geben, denn es darf die Landschaft nicht wahllos verbaut werden. Außerdem ist ein halbwegs einheitlicher und – als Zielvorstellung noch in der Ferne stehender – landestypischer Baustil ohne Gesetze meiner Meinung nach nicht möglich. Dazu kommt allerdings, daß einige Architekten in der Vollziehung der Planung innerhalb dieser Bauvorschriften dazu neigen, aus Geschäftsgründen allzu leicht den oft eigenwilligen Ansichten ihrer Bauherrn nachzugeben und sich deren Vorstellungen anzuschließen. Auf diese Weise kann es zu Fehlentscheidungen und nicht zuletzt zu Fehlplanungen kommen. Abschließend glaube ich sagen zu können, daß die bei uns gültigen Gesetze den Architekten durchaus die Möglichkeit geben, kreativ zu wirken.

Bgm. Resch:

Als Bürgermeister von Villach kann ich dazu nur feststellen, daß das Verhältnis zwischen Architekten und Beamten grundsätzlich ein gutes ist. Daß es zwischen Beamten und Architekten ein gewisses Spannungsfeld – nämlich die Gesetze und Verordnungen – gibt, liegt wohl in der Natur der Sache.

Daß die kreative Fähigkeit durch die Beamten gehindert oder eingeeengt wird, kann ich mir dort nicht vorstellen, wo es sich um echte, fundierte Architektenleistungen handelt. Die Befürchtung einer Einengung läßt sich vielleicht am besten durch ein Beispiel widerlegen: Von unserer Stadtplanung werden in den letzten vier Jahren alle alten rechtskräftigen Bebauungspläne überarbeitet. Dies vor allem deshalb, weil diese Bebauungspläne beispielsweise alle Objekte der Länge, Breite und Höhe nach unveränderbar fixieren. Die neuen Bebauungspläne arbeiten nunmehr durch Baufluchtlinien, variable Geschoßanzahlen und Bebauungsdichtezahlen. Damit wird dem Architekten weitestgehend die Möglichkeit gegeben, von seinen kreativen Fähigkeiten Gebrauch zu machen. Letztlich bin ich der Überzeugung, daß eine wirklich gute Architektur gerade das ist, worüber sich auch die Beamten am meisten freuen.

Allerdings muß festgestellt werden, daß leider der Hauptanteil aller eingereichten Projekte nicht von Architekten verfaßt ist, und darin liegt vielleicht ein maßgeblicher Grund, daß unsere Architektur oft zu Recht negativ kritisiert wird.

Bgm. Wolte:

Eine Befragung unserer St. Veiter Architekten hat ergeben, daß die bestehenden Bauordnungen in keiner Weise einengend wirken. Das Problem liegt, so glaube ich, auf ganz anderer Ebene, nämlich in der Tatsache, daß der Bausachverständige nicht zugleich Architektur-sachverständiger ist. Dadurch kommt es zu unliebsamen Diskrepanzen. Gesetze sind notwendig. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf das Phänomen der Zersiedelung, die besonders in Ortschaften ohne Generalplanung gegeben ist, wo die Bürgermeister also frei entscheiden. Durch die Nominierung des Bauanwalts wurden auf diesem Gebiet wesentliche Verbesserungen erzielt. Er hat die Aufgabe, Baugenehmigungen dort zu beeinflussen, wo weder Flächenwidmungs- noch Bebauungspläne bestehen. Mein Vorschlag für eine bessere bauliche Entwicklung in unseren Gemeinden wäre folgend:

In jenen Gemeinden, die über ein eigenes Bauamt mit geprüften baulichen Fachkräften verfügen, bleibt der Bürgermeister weiterhin Baubehörde 1. Instanz. Die Entscheidungen in diesen Gemeinden sollten ohne Stellungnahme des Bauanwaltes getroffen werden können. In allen anderen Gemeinden ist Baubehörde 1. Instanz die Bezirkshauptmannschaft. Um diese Regelung herbeizuführen, wären neue Gesetze notwendig.

Redaktion:

Nach welchen Gesichtspunkten lassen Sie als oberste Instanz in der Entscheidung über städtebauliche Fragen in Ihrer Gemeinde bauen?

Bgm. Guggenberger:

Der Bürgermeister ist zwar nach dem Gesetz Baubehörde erster Instanz, aber in Planungsfragen treffen auch die zuständigen Gremien, etwa der Hoch- und Tiefbau-Ausschuß, der Stadtsenat und der Gemeinderat, Entscheidungen. Diesen Gremien stehen beamtete Fachleute, also ausgebildete Architekten, zur Seite. Eventuell sich ergebende Probleme werden auch mit der Ingenieur- und Architekten-Kammer diskutiert. Bei wichtigen Fragen gehen wir mit solchen Diskussionen in die breite Öffentlichkeit. Städtebaulich soll Klagenfurt Klagenfurt bleiben und nicht irgendeine Stadt werden, in der es die gleichen modernen Zweckbauten gibt wie irgend anderswo. Bei aller fortschrittlichen Gesinnung auf dem Gebiet der Architektur und der Planung soll Klagenfurt aus seiner historischen Entwicklung heraus gestaltet werden. Die wesentlichste Forderung ist daher die unbedingte Erhaltung des Altstadtkernes durch Schaffung eines Altstadterhaltungsgesetzes, wie es für Salzburg, Graz und andere Städte bereits existiert. Das Stadtgebiet soll nie wild verbaut und in seinen Randgebieten zersiedelt werden, sondern es sollen die Wohn- und Arbeitsbereiche sinnvoll durch Grün- und Erholungsflächen unterteilt werden. Ein Zusammenfließen der in der Peripherie befindlichen Wohngebiete ist zu vermeiden, diese sollen vielmehr zu echten Zentren entwickelt werden. Diesen Grundsätzen trägt vor allem der Flächenwidmungsplan Rechnung, der durch fast ein Jahr hindurch von unserem Planungs- und Tiefbau-Ausschuß neu überarbeitet wurde.

Bgm. Kores:

Die Stadtgemeinde St. Andrä hat wie alle anderen Gemeinden einen rechtswirksamen Flächenwidmungsplan, welcher die künftige städtebauliche Entwicklung vorsieht. Es sind darin alle Bedürfnisse für ein gesundes Wohnen berücksichtigt, wie Sportplätze, Wohn- und Siedlungsraum, Erholungs-, Park- und Spielflächen. Von Architekten ausgearbeitete Bebauungspläne werden laufend mit Verordnung erlassen.

Der Grundgedanke unserer städtebaulichen Konzeption ist es, unter Bewahrung des alten Stadtkernes im Osten, die Stadt nach dem Westen hin, so sich die Möglichkeit dazu bietet, auszudehnen. Hier sollen die oben genannten Einrichtungen unter Berücksichtigung der landschaftlichen Situation entstehen. Auch ein Einzelsiedler darf nicht wahllos bauen, sondern muß sich nach den Bebauungsplänen richten. Die Unterkircher Siedlung z. B., die ebenfalls im Westen unserer Stadt liegt, wurde von der Technischen Hochschule in Graz als gutes und gültiges Beispiel für eine Siedlungsanlage hervorgehoben.

Etwas scheint mir von grundlegender Bedeutung zu sein: St. Andrä hat strukturell keinen rein städtischen Charakter, da es außer der ursprünglichen Stadt aus mehreren Großgemeinden besteht, die in sich abgeschlossene Lebensräume bilden. Ich halte es für sehr wesentlich, daß diese Dorfgemeinschaften bestehen bleiben, denn nur so kann sich dort ein eigenständiges Kulturleben erhalten. Daher müssen in diesen Gemeinden ebenfalls Freiflächen als Baugründe umgewidmet werden, denn sonst kommt es notwendig zu einer Konzentration im Stadtgebiet und damit zu einer Entvölkerung der Randzonen.

Bgm. Resch:

Die maßgeblichen Gesichtspunkte, nach denen in unserer Stadt beurteilt wird, liegen in einer fundierten Planung. So ist Villach aktiv daran beteiligt, daß nunmehr in Kürze ein Entwicklungsprogramm

für den Raum Mittelkärnten zum Abschluß gebracht wird. Damit im Zusammenhang wurde auch ein Generalverkehrsplan ausgearbeitet. Aufgebaut auf diese fundamentalen Erkenntnisse, wird sodann der Flächenwidmungsplan ausgearbeitet, und in letzter Konsequenz entstehen die Bebauungspläne. Ziel all dieser Planungen ist es, für unsere Bevölkerung für die Zukunft eine Umwelt zu schaffen, die sie in die Lage versetzt, sich an der fortschreitenden Entwicklung unserer Volkswirtschaft zu beteiligen und die Wettbewerbsfähigkeit zu verbessern. Außerdem bemühen wir uns, das städtische Verkehrsnetz in das regionale Verkehrsnetz einzugliedern, unsere Siedlungstätigkeit sinnvoll zu verdichten, die Siedlungen den örtlichen Bedürfnissen der Bevölkerung entsprechend aufzuschließen. Es ist weiters ein Anliegen der Stadt, die Bevölkerung mit Gütern und Leistungen des täglichen Bedarfes zu versorgen, ihr ärztliche Betreuung zu gewährleisten und das kulturelle und soziale Leben durch entsprechende Einrichtungen zur Entfaltung zu bringen. Nicht zuletzt ist es Planungsziel der Stadt Villach, weitestgehend die Landschaft mit ihrer natürlichen Bestimmung auch als Erholungsraum und Grundlage des Tourismus zu bewahren.

Bgm. Wolte:

Wir haben in St. Veit eine besondere Situation, da wir vom Bundesdenkmalamt abhängig sind. Es müssen hier Baumaßnahmen gesetzt werden, die dem Stadtbild angepaßt sind. Der alte Stadtkern soll unverfälscht bewahrt werden, und aus diesem Postulat erwächst dem Architekten eine doppelte Aufgabe: die Fassadengestaltung einerseits und die Innenraumgestaltung andererseits. Dazu kommt natürlich, daß in der Stadt grundsätzlich die Generalplanung und damit die Aufschließung im Vordergrund steht. Nur aufgeschlossene Gebiete dürfen bebaut werden, und zwar aufgrund von Bebauungs- und Regulierungsplänen. Die Peripherie ist von den Bestimmungen des Denkmalschutzes nicht erfaßt. Hier kann sich eine unserem Wesen und unserem Leben entsprechende Architektur entwickeln, auf die ich bereits oben verwiesen habe. Ich glaube an Hand von einigen St. Veiter Beispielen – etwa dem Haus Hauptplatz 2 oder der Musikschule – beweisen zu können, daß althergebrachte Formen und unserem Zeitgeist gemäße Architektur, daß also Tradition und Fortschritt durchaus in Einklang stehen können.

Kärntner Architekten zur Kärntner Architektur

Die Bedeutung der Architektur innerhalb eines Kulturgefüges ist groß, und sie sollte erkannt werden. Denn die Architektur ist der ursprünglichste Ausdruck menschlicher Art und menschlichen Geistes, das persönlichste Dokument menschlichen Lebens. Zugleich ist die Architektur wie kein anderes Kulturgut für jedermann sichtbar und spürbar. Diese Tatsachen sollten verpflichten. Tun sie es?

Im Trubel der regen Bautätigkeit seit dem Zweiten Weltkrieg bis heute scheint sich die Architektur in Österreich und anderswo nur in beschränktem Maße an diesen Grundsätzen orientiert zu haben. Wie steht es in Kärnten? Diese Frage sollten die Kärntner Architekten klären. Sie waren aufgefordert, zu den folgenden fünfzehn Fragen wahlweise Stellung zu beziehen:

1. Welche Wechselbeziehung besteht zwischen Architektur und Politik?
2. Welche Rolle kommt in der Planung der Politik und welche der Wissenschaft zu?
3. Wie kann komplexes Planen im urbanen Geschehen möglich werden?
4. 1. Welche Aspekte müssen berücksichtigt werden, damit Städtebau nicht architekturfremd betrieben wird?
4. 2. Welche architektonischen Grundprinzipien müssen im Städtebau berücksichtigt werden?
5. Können Architektur und Landschaftsschutz in Einklang gebracht werden?
6. Welche Aufgabe hat die Architektur innerhalb der Denkmalpflege?
7. Über den Sinn und Unsinn von Architektur-Wettbewerben.
8. Gibt es eine Architektur des Industriebaues?
9. Welche Funktion hat die Architektur innerhalb des „Sozialen Wohnungsbaues“?
10. Welche Funktion hat die Architektur innerhalb des Krankenhausbaues?
11. Welche Aufgabe erfüllt die Architektur beim Bau eines Einfamilienhauses?
12. Architektur und das scheinbar Zwecklose. Gibt es über die reine Funktion hinaus noch ästhetische Werte in der Architektur?
13. Architektur – Kunst oder Architektur und Kunst?
14. Architektur als Medium: Der Mensch verändert seine Umwelt – verändert die Umwelt den Menschen? Welche Verantwortung trägt der Architekt in diesem Kräftespiel?
15. Gibt es ein Wechselspiel zwischen den kosmischen Kräften und der Architektur?

Von den über hundert beamteten und freischaffenden Architekten Kärntens, die zunächst in einem allgemeinen Rundschreiben nach ihrer prinzipiellen Bereitschaft zur Mitarbeit befragt wurden, beteiligten sich nur fünfundzwanzig. Einige bedauerten es, aus Zeitmangel oder anderen Gründen nicht mitmachen zu können, die restlichen schwiegen sich aus. Es meldeten sich jedoch Architekten, die nicht im Mitgliederverzeichnis der „Ingenieurkammer für Steiermark und Kärnten“ aufschienen.

Die Stellungnahmen sind in alphabetischer Reihenfolge der beamteten und der freischaffenden Architekten abgedruckt und beziehen sich entweder direkt auf die vorgegebenen Themen, dann tragen sie den Vermerk „Zu Thema . . .“; oder sie lehnen sich an die Themen nur an, dann tragen sie eigene Überschriften. Es wurden ausschließlich orthographische, Interpunktions- und geringfügige stilistische Korrekturen vorgenommen. Ihre Aussage blieb unverändert.

Für weitere Beiträge zur Architektur in Kärnten oder eventuelle kritische Stellungnahmen wird auch in den folgenden Nummern der Zeitschrift Platz sein.

M. R.-L.

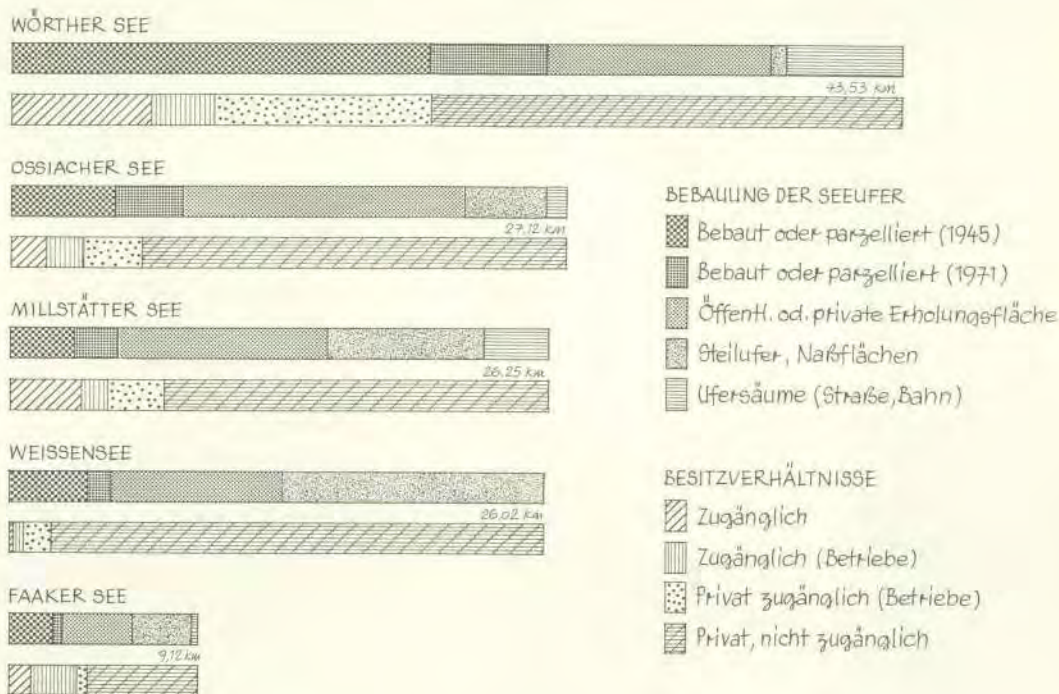
Raumordnung und Siedlung unter besonderer Berücksichtigung der Seeufer

Wie sehr der Mensch seine Umwelt verändert, wird wohl besonders in der ständig vor sich gehenden Wandlung der Physiognomie der Siedlungslandschaft deutlich. Die Strukturkomponenten des Siedlungswesens im Lande werden durch Gesetze und Vorschriften verschiedenster Art von der Verwaltung her bis ins Detail beeinflusst und reglementiert, angefangen von der Flächenwidmung über Bebauungsgrad und Fluchtlinien, Geschößzahlen, Gebäudehöhe und Nutzflächenauswertung bis zur Dachneigung, Farbgestaltung von Gebäuden u. a. m. Neben den entscheidenden Merkmalen für eine planlich-ordnende Wertung der Siedlungsstruktur, wie Bau- oder Gebäudemasse, die epochenhaft und landschaftlich an Baustile gebundene architektonische Formgebung zusammen mit der angewandten Bautechnik (Baumaterial und farbnuancierte Fassadengestaltung), ist es vor allem die Siedlungsweise, die dem Gesicht einer Siedlungslandschaft das besondere Gepräge verleiht sowie diese auch dauernd verändert und umgestaltet. Hier ist es namentlich das Bauen ohne genügenden Zusammenhang und in unzureichender Dichte als Einzelbebauung oder Splitterbebauung, also das, was man schlechthin unter **Zersiedelung** der Landschaft versteht, dem die besondere Sorge und Aufmerksamkeit der im Lande für Raumordnung und Bauen Zuständigen gilt.

Ein spezifisches Problem, das auch eine besondere Komponente der Kärntner Siedlungslandschaft bildet, ist hier mit der **Seeuferbebauung** gegeben.

Kärnten besitzt rund 200 Seen, davon zahlreiche Badeseen, die eine der wesentlichsten Voraussetzungen für unsere Fremdenverkehrswirtschaft sind. Diese Seen stellen demnach ein äußerst wertvolles Kapital der Wirtschaft des Landes dar, und es sollte daher alles getan werden, um sie zu schützen, und zwar in erster Linie vor weiterer Zersiedelung, wie dann auch noch vor dem weiteren Abverkauf von Grundstücken im Uferbereich und der dadurch bedingten Absperrung, Benutzungs- oder Sichtbeschränkung an den Seeufern, vor Verunreinigung durch Abwässer und Treibstoffrückstände und vor naturfremder Uferbebauung.

Bis zum Ersten Weltkrieg war die Bautätigkeit in den Kärntner Seengebieten noch in erträglichen Grenzen geblieben, nahm aber schon ab 1920 Ausmaße an, „die teilweise zu schweren Störungen des Landschaftsaufbaues und teilweise zu einer grundlegenden Veränderung des Ortsbildes, der Wirtschaft und der Gesellschaftsstruktur führten“¹. Die Ursache hiefür lag in den



Grundankäufen aktiver Offiziere und hoher Beamter nach dem Ersten Weltkrieg, in einer verstärkten Bautätigkeit aufgrund der günstigen Wirtschaftslage in den Jahren 1928–1932 sowie im Ausverkauf von Seegrundstücken zwischen 1934 und 1938, vor allem an Ausländer und vermögende Inländer. In diesem Zeitraum wurden bereits viele der schönsten und für den Fremdenverkehr geeignetsten Ufergebiete an den Kärntner Badeseen mit Wochenendhäusern, Badehütten und Villen bebaut und meist auch mit Zäunen abgeriegelt. Während des Zweiten Weltkrieges war es wegen der straffen Handhabung des Reichsnaturschutzgesetzes nur wenigen Bevorzugten möglich, ein Wochenendhaus in noch unberührt gebliebenen Gebieten zu errichten, welche „Unterlassung“ nach dem Zweiten Weltkrieg mehr als nachgeholt wurde. Dies kann aus der beigegebenen Darstellung über die Uferbebauung mit dem Stand der Jahre 1945 und 1971 und auch über die Besitzverhältnisse an fünf der bedeutendsten Kärntner Badeseen ersehen werden. Wie gering bereits – oder noch – der Anteil der öffentlich zugänglichen Grundstücke an fünf ausgewählten Badeseen ist, wird durch dieses Kartogramm besonders einprägsam vor Augen geführt.

Zusammenfassend wäre herauszustellen: Was die Seengebiete angeht, so sind diese in den letztvergangenen Jahrzehnten zu

wirtschaftlichen und baulichen Schwerpunkten im Lande geworden. Die weitere Entwicklung in diesen Bereichen erfordert daher zweifellos eine weitsichtige Planung, um hier unbestritten erfolgte Versäumnisse der Vergangenheit allmählich wieder auszugleichen und die vielfach durch die Rücksichtslosigkeit einzelner entstandenen Schäden zu beseitigen. Dies wird zweifellos noch viel an Kraft und Energie benötigen. Hiezu verdient vielleicht der Vorschlag der Landesplanung, mit Hilfe des Landes eine Art Bodenbank zu schaffen, um die Gemeinden wirtschaftlich in die Lage zu versetzen, geeignetes Bauland oder sonst geeignete Grundstücke (Seeuferparzellen!) rasch und preisgünstig zu erwerben, besondere Beachtung.

Was die Sanierung und Bewahrung der Seeufer angeht, kommt natürlich dem Natur- und Landschaftsschutz eine tragende Rolle zu. Denn die Funktion unserer Seen liegt neben ihrem Erholungswert vor allem noch in ihrer landschaftlichen Schönheit, zum Teil in ihrem Verkehrswert (Schifffahrt) und zum Teil auch im Nutzwert (Trinkwasserreserven, Energiespeicher, Fischerei). Eine Bedrohung dieser Funktionen kann neben Zersiedelung und Verunreinigung noch durch technische Eingriffe aller Art sowie durch Uferbeeinträchtigung, wie Beseitigung von Schilf, naturfremde Hartbebauung der Ufer, Ablagerung von Müll und Schutt in den Seen

und an den Ufern, Anlage von Steinbrüchen, Anlage von landschaftsstörenden und landschaftszerstörenden Straßen im Uferbereich von Zelten und Lagern etc. erfolgen.

Die Möglichkeit eines Schutzes für die Kärntner Seeufer liegt im Gesetz (Raumordnungsgesetze), in der privaten Initiative (Meldungen an Behörden, Pachtung durch Schutzverbände), im Ankauf durch die öf-

fentliche Hand (verlässlichste Sicherung), in der Koordinierung der verschiedensten Interessen (Landesplanung) und in der gezielten Propaganda.

Am Ende der zu bewältigenden Ordnungsaufgaben an den Kärntner Badeseen werden die Seengebiete des Landes das darstellen, was sie von Anbeginn hätten sein sollen; Orte, die den Erholungsuchenden

des In- und Auslandes Lebensfreude und Gesundheit geben und deren Naturschönheit für alle, die sich daran erfreuen wollen, da ist.

1 R. Wurzer: Die Entwicklung, Sanierung und Neuordnung der Seekurorte Kärntens. In „Der Aufbau“, Wien, September 1949.

Wirkl. Hofrat Dipl.-Ing. Dr. Erich Hamböck, Amt der Kärntner Landesregierung

Zu Thema 14

Architektur ist ihrem Wesen nach zwiespältig. Sie formt sich aus zwei Komponenten, einer rationalen, dem materiellen Bereich zugehörigen und einer emotionalen, dem ideellen Bereich verbundenen. Sie ist gleichsam Synthese.

Der Architektur fehlt die absolute Freiheit und Ungebundenheit der freien Künste, die Leichtigkeit, mit der sich eine Idee, ein Gefühl durch Sprache, Gebärde oder Tonfolgen, durch das gedruckte Wort, durch die bemalte Leinwand oder den behauenen Stein ausdrücken läßt. Sie ist an einen Zweck, ein Programm gebunden, das sie vordergründig zu erfüllen hat. Und damit scheinen der leichten Variabilität der Gedanken, dem ungebärdigen Flug der Ideen vorerst Grenzen gesetzt. Dazu kommt, daß Architektur zu ihrer Formwerdung Material in einer Vielfalt und Menge braucht, die schon von ihrer Größenordnung her zu wirtschaftlich bedingten Überlegungen zwingt. Dieser Umstand schränkt vor allem das Experiment ein und entzieht der Architektur damit eines der wesentlichsten Mittel zur hemmungslosen Entfaltung möglicher Formen.

Diese Beschränkungen sind keinesfalls Nachteile.

Das Wesen einer Gesellschaft, die kulturelle Attribute für sich in Anspruch nimmt, liegt in ihrer geistigen Beweglichkeit, in ihrer Veränderbarkeit, im Fortschritt.

Ideelle und materielle Impulse bewirken eine stetige Änderung der Lebensführung und der Lebensumstände. Diese Dynamik erzwingt ihrerseits die Änderung der Ausdrucksform kultureller Exponate.

Während nun die freien Künste sich mit Leichtigkeit auf das Neue einstellen können, braucht die Architektur erst eine gewisse Festigung der ideellen Basis, bevor sie in der Lage ist, einer Idee Ausdruck zu verleihen. Dafür ist es ihr aber auch möglich, dem neuen Gedankengut einen gültigeren, festeren Bestand zu geben, es sozusagen ausgereifter zu repräsentieren.

Nicht umsonst werden die großen Kulturperioden des Abendlandes vordergründig

nach den ihnen zugeordneten baulichen Ausdrucksformen benannt: der Romanik, der Gotik, der Renaissance, dem Barock zum Beispiel. Es bedarf also jeweils einer längeren Zeit der Reifung, bis ein Stil allgemeine Gültigkeit erlangt hat. Und es liegt im Wesen der Lebensführung einer Kultur, daß er wieder altert. Er verliert an Gültigkeit, wird unbequem, lästig, falsch, ein Ärgernis. Die Suche nach dem neuen Stil, dem neuen baulichen Ausdruck der Lebensform hat begonnen. Sie wird immer beginnen, solange eine Gemeinschaft imstande und bereit ist, kulturelle Leistungen zu erbringen.

Dieser Zwang zur stetigen Erneuerung der baulichen Ausdrucksformen hat nichts mit Mode zu tun. Er wird kein der Willkür entspringender Geck, er ist zutiefst dem Wesen einer Gemeinschaft und den ihr innewohnenden geistigen und materiellen Fähigkeiten, den emotionalen, wirtschaftlichen, technischen, politischen Kräften und den ihnen entspringenden Notwendigkeiten verhaftet. Architektur ist daher vielfach stationärer, gebundener, dem allgemeinen Wesen einer Gemeinschaft, eines Volkes mehr zugehörig, als dies die ungebundene Schöpfungskraft einzelner im Bereich der freien Künste sein kann.

Sie ist aber auch gerade dadurch dem Blickfeld der Bevölkerung wesentlich näher und ihrem Urteilsvermögen und ihrer Kritik in einem weitaus höheren Maße ausgesetzt.

Das hat seinen Grund in der Unmittelbarkeit und der Intensität, mit der Architektur zu wirken vermag, und in der Menge, in der Baukunst dargeboten wird.

Jede Auseinandersetzung mit irgendeinem Zweig der freien Künste ist mit einem Entschluß verbunden; dem Entschluß, sich ein Buch zu kaufen, ins Theater, ins Kino, in eine Ausstellung zu gehen oder an einer Lesung teilzunehmen. Alle diese Absichten sind außerdem mit Kosten verbunden.

Völlig anders liegen die Umstände auf dem Gebiete der Architektur. Sie umfängt uns bei

jedem Schritt auf die Straße, sie ist da, ohne unser Zutun, kostenlos und in Massen. Wir sind aber auch außerstande, uns ihrer Wirkung zu entziehen. Psychologen sagen uns, wie nachhaltig derartige ständige Einwirkungen sind, auch wenn sie unbewußt aufgenommen werden. Unsere Geschmacksbildung, ja unser Wesen wird von der Formensprache und dem Charakter der uns umgebenden Architektur mitgeformt, ob wir es wollen oder nicht.

Am deutlichsten und erschütterndsten zeigen sich diese Umstände in einem Zweig der Baukunst, dem Städtebau.

Wenn D. Morris im Vorwort zu seinem Buch „Der Menschenzoo“ andeutet, daß das Tier im Zoo alle jene Entartungen (Verstümmelung, Masturbation, Tötung der Nachkommenschaft, Magengeschwüre, Fetischismus, Fettleibigkeit, Homosexualität, Mord) zeigt, die uns von unseren Mitmenschen in den Städten so gut bekannt sind, dann ist das nicht allein die Folge sozial, finanziell oder psychologisch begründbarer Verhältnisse, sondern ohne Zweifel auch des offensichtlichen Versagens der Stadtbaukunst. Wir wissen längst, daß es nicht auf die Einwohnerzahl je Hektar Bauland ankommt, um guten oder schlechten Städtebau zu machen, aber wir sind bis heute nicht imstande gewesen, die schwerwiegenden Nachteile, die von den städtischen Massenquartieren der Gründerzeit ausgehen, zu beseitigen. Ihre Sanierung würde uns finanziell in einem nicht mehr tragbaren Maße belasten. Hier drängt sich die Frage auf: Kann denn der Architekt für die Gestaltung der Umwelt überhaupt verantwortlich gemacht werden, oder muß er in zwingender Abhängigkeit von Umständen handeln, die von ihm weder steuerbar noch kontrollierbar sind? Bleibt seine Tätigkeit lediglich auf die bauliche Ausformung vorgegebener Programme im jeweiligen Zeitgeschmack beschränkt?

Um diese Fragestellung begreiflich zu machen, müssen wir rückblenden. Beschränken wir uns dabei auf unsere Kärntner Heimat. Architektur ist als Kunst eine verhältnismäßig junge Erscheinung. Jahrhundertlang

war die Baukunst bäuerliche Volkskunst, Gebrauchsarchitektur, Volksarchitektur. Jahrhundertlang standen als Baumaterial nur Stein und Holz zur Verfügung, war die Aufgabenstellung begrenzt auf den bäuerlichen Betrieb am Lande, das Ackerbürgerhaus oder Handwerkerhaus in den zentralen Orten. Selbst die ansehnlichsten Bürgerhäuser, die Schlösser und Burgen besaßen nur Mauern aus Stein, Gewölbe oder hölzerne Decken. Jahrhundertlang war das Ideengut, waren die Wirtschaftsformen, die den Lebensablauf und -rhythmus bestimmten, unverändert geblieben.

Erst die Zeit der Aufklärung brachte einschneidende Änderungen. Sie bewirkten mehr Freiheit auf der einen und mehr Reglementierung auf der anderen Seite. Es wurde der Grundriß der Neubauten nicht mehr mit Brettern auf der Baustelle ausgelegt. Es wurden Pläne gezeichnet, die ersten Bauordnungen entstanden. Musterpläne für Bauernhäuser und Schulen sollten deren Bau rationeller gestalten.

Die optimale Gültigkeit, die von der bisher geübten Unmittelbarkeit der Planung in der Landschaft oder in der gebauten Umgebung ausging, war damit dahin; und mit ihr zum Teil das Einfühlungsvermögen, das Gefühl für Harmonie und vielleicht auch für eine verantwortungsbewußte Verbundenheit mit dem Boden der Heimat.

Die erste Welle der Industrialisierung und der Mechanisierung setzte ein und damit eine hohe Perfektion der Kommunikations- und Informationsmittel. Auf dem Gebiet der Baukunst brachte sie eine Fülle neuer Baustoffe, Baukonstruktionen und Baugeanken.

Die Planung war eine Disziplin geworden; sie war damit endültig abstrahiert und auf das Reißbrett verlegt.

Die Faszination, die vom Technizismus und dem damit verbundenen Fortschritt ausging, war so groß, daß man auf die Ausformung der emotionalen Komponente der Bauwerke kaum mehr Wert legte. Zur Gestaltung der Fassaden bediente man sich als Hilfsmittel der Formensprache vergangener Epochen. So entstanden der Ringstraßenstil und die Pseudorenaissancefassaden der Wohnquartiere um die mittelalterlichen Stadtkerne. Der Raster wurde zum Element der Fassadengestaltung und der Strukturen der Stadterweiterungsgebiete. Die Wohngrundrisse der Massenquartiere waren uniform und unsozial.

Nach den Beschränkungen und der Stagnation der Zwischenkriegszeit hat uns die Nachkriegszeit eine zweite Welle des stürmischen Fortschrittes beschert. Weitestgehende Industrialisierung, Mechanisierung und Automation ermöglichten einen steigenden Wohlstand und einen beachtlichen Gewinn an Freizeit und damit verbunden ein großes Maß an Freiheit.

Das waren die Voraussetzungen für die Schaffung von Anlagevermögen und Mobilität, das vererbte Einfamilienhaus und das Auto wurden zum Leitmotiv des Gewinnstrebens unserer Gesellschaft; in weiterer Folge das Zweithaus, das Appartement, die Erholungs- und Freizeitanlagen in der Landschaft und schließlich die Zersiedelung.

Wiederum ist unsere Gesellschaft von dieser Art „Fortschritt“ fasziniert, wieder stehen materielle Aspekte im Vordergrund und werden emotionale Werte vernachlässigt, wieder sind wir erschüttert über die Zerstörungen, die das Siedlungswesen anrichtet.

Wir erlebten den Raster als Gestaltungselement der Fassaden in der Architektur der Nachkriegszeit wiederum bis zum Überdruß und bauten primitive Wohnungen mit Grundrissen, die sich fast ein halbes Jahrhundert nicht geändert haben.

Das schwerwiegendste sozialpolitische Problem auf dem Gebiet des Bauwesens ist aber die Zersiedelung.

Waren die Neubaugebiete der Gründerzeit verdichtet und den Siedlungskernen angelagert, so erstreckt sich die Nachkriegsbebauung kleckerweise über die Landschaft. Waren die Miethäuser früher von Fachleuten geplant und wurden sie von solchen gebaut, so wird die Masse der Einfamilienhäuser heute mit „Selbsthilfe“ geplant und vor allem auch so ausgeführt. Eine neue Art von „Volksarchitektur“ ist entstanden. War die Bebauung früher von der öffentlichen Hand geplant, vorbereitet und streng kontrolliert, so erfolgt jetzt der Bebauungsvorgang in den Landgemeinden vom Widmungsbegehren über die Aufschließung bis zur Festlegung des Siedlungscharakters vordergründig über Privatinitiative.

Von der wiedergewonnenen Freiheit scheint auf dem Gebiete des Bauwesens dem einzelnen ein übergroßes Maß zugebilligt zu sein, während der reglementierenden Behörde eine eher zaghaft-bescheidene Rolle zukommt. Sonst wäre es nicht möglich, daß wir trotz besseren Wissens zusehen, wie Baugebiete in einem Ausmaß als solche gewidmet werden, daß sie heute schon bis in die 40er Jahre des nächsten Jahrhunderts reichen, daß wir eine Bebauung zulassen, deren technische und hygienische Ausrüstung weit unter dem mitteleuropäischen Standard liegt, weil wir finanziell einfach nicht in der Lage sind, die notwendigen Folgeeinrichtungen gleichzeitig mit der Bebauung zu schaffen. Sie kosten nämlich nach groben Schätzungen das fünf- bis zehnfache einer geordneten Bebauung mit Vorauserschließung des Baugebietes. Wir laden damit den nächsten Generationen eine Hypothek auf, die diese ebensowenig in der Lage sein werden abzutragen, wie wir bis heute noch nicht in der Lage waren, die Massenquartiere der Gründerzeit zu sanieren. Es könnte sonst nicht möglich sein, daß wir zusehen müssen, wie die Schönheit unserer Landschaft Stück für Stück dahinschwindet und wie unserer Landwirtschaft die Flächen für eine großzügige maschinelle Nutzung durch Einzelbauten immer mehr beschränkt werden.

Ziehen wir die Folgerungen aus diesen Betrachtungen, so sehen wir die Tätigkeit der Architekten beschränkt auf die Aufträge potenter Bauherren der Wirtschaft, der Dienstleistungsbereiche und vor allem der öffentlichen Hand. Hier gibt es sowohl ausgezeichnete Einzelleistungen als auch Entgleisungen wie in allen Sparten der Kunst, aber

im allgemeinen ist hier „die Welt noch in Ordnung“.

Dem gegenüber steht die Volksarchitektur der Einfamilienhäuser. Gewiß gibt es Impulse von der intellektuellen Architektur zur Volksarchitektur. So ist das flach geneigte Dach in Mittel- und Unterkärnten in die Volksarchitektur eingeflossen, und das Flachdach mit der inneren Entwässerung wird in absehbarer Zeit folgen; aber hat sich denn die Architektenschaft – abgesehen von einzelnen Versuchen – wirklich um eine Änderung des bestehenden Zustandes bemüht?

Es sind immerhin – ohne die Bauernhäuser – fast 90 Prozent aller Wohnhäuser in Kärnten Einfamilienhäuser, und 60,3 Prozent unserer Bevölkerung wohnen darin. Warum werden sie nicht von Architekten geplant? Es gibt Bauherren, die das gerne möchten. Aber nach einem Studium der Gebührenordnung für Architekten denken sie nicht mehr daran, denn mit dem Honorar können sie schon wieder ihren Dachstuhl bezahlen. Die österreichische Gebührenordnung für Architekten schreibt Mindestgebühren vor, die bundesdeutsche enthält Höchstsätze. Wäre das nicht ein Weg, die Ernsthaftigkeit zu dokumentieren, mit der die Architektenschaft ihr Kulturbewußtsein so oft betont? Könnte man mit der Gewinnung des Einfamilienhausbauherrn nicht eine Möglichkeit eröffnen, von der jetzt üblichen Klischee-Architektur und den folkloristischen Auswüchsen weg zu einer baulichen Formensprache zu kommen, die in zeitgemäßer Weise dem Wesen unserer Bevölkerung, unserer Landschaft, kurz unserer Umwelt besser entspricht?

Natürlich ist es nicht das Honorar allein, und es sind auch nicht die Einfamilienhäuser allein. Es fehlt vielfach das Engagement der Architekten bei den Bauten der Wohnbaugenossenschaften. Wo bleibt die Reihenhaussiedlung, die Atriumhaussiedlung als echte Alternative zur Streubebauung? Wo bleibt vor allem das großzügig geplante Wohnquartier mit aller Gunst der Lage, mit allen Folgeeinrichtungen vom Kindergarten bis zu den Freizeitanlagen, mit Vorauserschließung und zügiger Baufertigung? Nur so ließen sich die preiswerten Wohnungen herstellen, von denen so viel gesprochen wird, und nur so ließe sich die unorganische Zersiedelung des Landes eindämmen.

Man sage nicht, daß dies alles Sache der Wohnbaugenossenschaften und der öffentlichen Hand sei. Die Gestaltung unseres Lebensraumes ist Sache der Architektenschaft. Die Impulse aus ihren Reihen wurden bisher von der Bevölkerung und von der öffentlichen Hand immer noch ernst genommen. Ihre Aufgabe darf sich nicht in der Erfüllung gestellter Aufgaben erschöpfen, sie hat – trotz aller Zwänge gesellschaftspolitischer Natur – im breitesten Sinne schöpferisch zu sein.

Die Wirkung, die von Bauwerken, von der bebauten und gestalteten Umwelt ausgeht, wird uns immer berühren, freuen, ärgern, formen und bilden. In diesem für die Menschen so wichtigen Prozeß kann und darf der Architekt nicht beiseite stehen.

Zu Thema 4

„Was verstehen Sie unter Architektur?“ Diese Frage schien in einem Frageprogramm anlässlich der Dreiländerausstellung Trigon im Jahre 1969 in Graz auf, und man konnte einem Computer wahlweise eine der folgenden Antworten eingeben:

- Alles ist Architektur
- Architektur ist schöpferische Umweltgestaltung
- Architektur ist raumgefaßter Zeitwille
- Architektur ist maximale Ordnung bei minimaler Einschränkung der menschlichen Freiheit
- Architektur ist Luxus

Es ist nicht von Bedeutung, welche Antwort die häufigste war, ein Blick in die Praxis zeigt jedenfalls, daß dort die letztgenannte Ansicht offensichtlich dominiert. Jeder von uns kennt die trostlosen Wohnblocks mit den monotonen Fensterreihungen, jeder kennt die wenig einladenden Siedlungen, wo sich die Planung auf einfallslos nebeneinandergestellte Blöcke mit indifferenten, zugigen Zwischenräumen oder ähnliche Sche-

digende Wohn- und darüber hinaus Siedlungslandschaft geschaffen werden, in der sich der Mensch wohlfühlt, mit der er sich identifiziert. Man darf nicht glauben, daß der Einfluß der Wohnumwelt auf das psychische Wohlbefinden des Menschen nur dann wirksam werden könne, wenn der Mensch besonders empfindlich und besonders beeinflussbar ist. Im Gegenteil, man weiß heute, daß auch scheinbar robuste Naturen durch die gebaute Umwelt, insbesondere natürlich durch die Gestaltung der unmittelbaren Wohnbereiche, im Unterbewußtsein beeinflusst werden. Die psychologisch richtige Gestaltung der Wohnumwelt ist daher von größter gesundheitlicher Bedeutung.

Wenn man jedoch sieht, daß in Österreich trotz bereits vorhandener besserer Beispiele noch allzu viele, zum Teil sogar öffentlich geförderte Wohnanlagen gebaut werden, die den Bedürfnissen von heute schon kaum, jenen von morgen aber gar nicht entsprechen (wie unser Bild eines Wiener Neubauviertels zeigt), so stimmt das beden-

stehenbleiben werden, bis sie sich von selbst entvölkern.

Hier muß also die Arbeit des Architekten einsetzen, der dazu ausgebildet ist, nicht nur Quantität, sondern vor allem Qualität zu planen. Daß damit eine große Verantwortung verbunden ist, hat der bekannte holländische Architekt Prof. J. B. Bakema, der mehrmals die Seminare für Architekten an der Salzburger Sommerakademie leitete, treffend formuliert: „Städtebauliche Architektur soll letztlich eine soziale Aufgabe sein, mit dem Ziel, eine große Masse der Bevölkerung eine Umwelt zu schaffen, die der Persönlichkeitsentfaltung die besten Voraussetzungen bietet.“

In vielerlei Zusammenhängen, neuerdings hinsichtlich des Umweltschutzes und der Umweltbelastung, wird immer wieder die auf uns zukommende Bevölkerungslawine zitiert. Wenn auch die seinerzeitige Bevölkerungsprognose des Bundesministeriums für Bauten und Technik, wonach Österreich im Jahre 2000 eine Einwohnerzahl von 8,823.000 Personen aufweisen soll, angesichts des zuletzt beobachteten Geburtenrückganges als zu hoch gegriffen erscheint, so ist doch unzweifelhaft, daß vor allem die Verdichtungsgebiete städtischen Charakters weiterhin wachsen werden. Dies weniger wegen des Geburtenzuschusses, sondern vielmehr wegen des ständigen Zuzuges aus den ländlichen Regionen. Es ist ermittelt worden, daß durch die Bautätigkeit jedes Jahr Lebensraum konsumiert wird, der dem Neubau einer Stadt von 50.000 Einwohnern entspricht. Daraus wird wohl deutlich, daß die Ordnung und Gestaltung dieses Lebensraumes, insbesondere des städtischen Lebensraumes, zur entscheidenden Wichtigkeit aufrückt. Dies und nicht der individuelle Einzelentwurf, etwa von Luxusvillen, wird daher in Zukunft die vorwiegende Aufgabe des Architekten sein.



Siedlung in Wien – einfallslose Aneinanderreihung von ungestalteten Wohnblocks führt zu monotonen, unwirtlichen Siedlungsbildern.

malösungen beschränkt, und die Unzufriedenheit der Bewohner mit dem Erscheinungsbild so mancher dieser gleichförmigen neuen Wohngebiete wird verständlich. Hier zeigt sich, daß es eben nicht genügt, nur Wohnraum zu schaffen. Die Berücksichtigung wirtschaftlicher und technischer Erfordernisse allein ist zu wenig, um das psychische Wohlbefinden der Bewohner zu gewährleisten. Erst durch Gestaltung der gebauten Umwelt, das heißt, durch Architektur, und im übergeordneten Sinn durch städtebauliche Architektur, kann eine befrie-

lich. Es sind die Mittel schlecht eingesetzt, welche für Wohnformen verbraucht werden, die um das Jahr 2000 bei gutem Bauzustand – die Wohnungen werden dann etwa die Hälfte ihrer Lebensdauer erreicht haben – funktionell und architektonisch veraltet und schließlich unbenutzbar sein werden. Die Vergangenheit hat uns schon derartige Beispiele beschert. Wien ist randvoll von Zinskasernen mit den berüchtigten „Basenwohnungen“, die zu sanieren zu teuer und die abzureißen zu schade ist, die also als Hindernis städtebaulicher Entwicklung

Ausbildung und Forschung

An den Architekturabteilungen auch der österreichischen Hochschulen mißt man deshalb in den letzten Jahren der städtebaulichen Ausbildung immer mehr Bedeutung zu. An der Technischen Hochschule Wien wurde von dem aus Kärnten stammenden Professor Dr. Rudolf Wurzer sogar eine eigene Studienrichtung für Raumplanung und Raumordnung eingerichtet. Auch sind eigene Institute, die sich wissenschaftlich mit den Problemen des städtischen Lebensraumes und der Stadtplanung befassen, gegründet worden. In Wien zum Beispiel steht seit dem Jahre 1970 das „Institut für Stadtforschung“, geleitet von dem früheren Wie-

ner Stadtplaner Architekt Conditt. Man kommt damit der von den internationalen Architektenverbänden seit langem erhobenen Forderung, das Schwergewicht bei der Architekturausbildung mehr und mehr auf die urbanistischen Probleme und auf die Erziehung zur Gruppenarbeit zu legen, entgegen. Tatsächlich ist die Vorstellung vom großen Meisterarchitekten, der alles kann und alles entwirft, anachronistisch. Sie ist noch möglich für den Bau eines Hauses, aber undenkbar für die Errichtung von Industrie- oder Wohnanlagen im Maßstab unserer Zeit.

Fortschritte in Architektur und Städtebau sind auch weitgehend von Fortschritten in der Bautechnik abhängig. Im Vordergrund steht hier die Frage, welche neuen und zukunftsorientierten Wohnformen und städtebaulichen Gestaltungen der technische Fortschritt ermöglicht und ob durch weitere Rationalisierung und vor allem durch Industrialisierung (Vorfertigung) billiger gebaut werden kann. Deshalb ist es einleuchtend, daß neben der Forschung auf dem Gebiet der Architektur und des Städtebaues die Bauforschung eine große Rolle spielt. Sie hat viel aufzuholen, denn die Behauptung, wir bauen heute wie im Mittelalter, ist nicht arg untertrieben. Es ist eine Tatsache, daß der technische Fortschritt auf dem Bausektor mit der ungestüm vorwärtsdrängenden Entwicklung in anderen Fertigungsprozessen — man denke nur an die Autoindustrie — nicht Schritt gehalten hat. Immer noch schaffen wir unzählige Einzelteile zur Baustelle, fügen sie erst dort mühselig an Ort und Stelle, säuberlich getrennt nach Gewerben, zusammen, und wenn einer bummelt oder ausfällt, gerät der ganze Bau ins Stocken. Das bißchen Mechanisierung hält nicht annäherungsweise einen Vergleich mit den in der Industrie längst selbstverständlichen rationalen Fertigungsmethoden aus.

Die Zukunft wird daher zweifellos neue Baumethoden und damit neue Bauformen bringen. Durch die Standardisierung der Wohnungen, die Entwicklung von Prototypen und deren industrielle Herstellung werden wir dann hoffentlich über eine Vielfalt echter Wohnformen verfügen und nicht über simple Schachteln, in denen man sich mehr schlecht als recht einrichten muß. Das wird sicher nicht den Wettbewerb verschiedener Serien und die Entfaltung der ganzen Skala der Möglichkeiten verhindern, wie man sie beispielsweise beim Auto vom Familienwagen über den Sportwagen bis zur Luxuskarosse findet, ganz im Gegenteil: das moderne Siedlungsbild wird und soll durchaus nicht in Verarmung und Schematisierung der Formen verflachen.

Verdichtungs- und Verstädterungsprozeß

Der Urbanisierungsprozeß, das heißt der fortschreitende Zuzug von immer weiteren Bevölkerungskreisen in die Ballungsräume, in die Städte und Stadtumlandbereiche, verursacht dort eine Baulandverknappung und in der Folge das maßlose Auseinanderrinnen der Siedlungsgebiete — die Zersiede-

lung. Eine Gruppe junger Kärntner Architekten hat schon Anfang der siebziger Jahre die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf dieses Problem gelenkt. In allen Kärntner Bezirksstädten mit Ausnahme Villachs, wo man die Veranstaltung verboten hat, wurde das Thema in Vorträgen und Diskussionen aufgerollt.

Inzwischen hat sich das Wissen von der Notwendigkeit eines sparsamen, das heißt geplanten Baulandverbrauches auch auf politischer Ebene weitgehend durchgesetzt, und jene Architektengruppe hat für ihren Vortrag sogar den Förderungspreis 1974 für Architektur und Umweltgestaltung des Landes Kärnten erhalten. Dementsprechend weisen die einschlägigen Gesetze konkrete Zielsetzungen auf, wie zum Beispiel das Kärntner Raumordnungsgesetz, wo es ausdrücklich heißt: „Die Siedlungstätigkeit hat



Die Zersiedelung, das heißt die Zerstörung unseres Landschaftsbildes, ist ein fortschreitender Prozeß, der nicht durch Lippenbekenntnisse, sondern nur durch verantwortungsbewußte Raumplanung gestoppt werden kann.



Durch Gliederung von Baukörpern um begrünte Innenhöfe, durch Schaffung von interessant und anziehend gestalteten Fußgänger- und Grünbereichen und durch Mischung verschiedenster Wohnformen (Geschoßwohnungen — Einfamilienreihenhäuser) sollen individuelle und anziehende Wohnviertel geschaffen werden (Bebauungsvorschlag für einen neuen Stadtteil in Klagenfurt).

zur Verdichtung der Bebauung zu führen.“ Auch Landeshauptmann-Stellvertreter Frühbauer wies anlässlich des Bebauungsplanseminars der Zentralvereinigung der Architekten im Juni 1974 in Klagenfurt auf die Wichtigkeit dieser Fragen und die Bedeutung der Planung hin, „weil der uns zur Verfügung stehende Lebensraum nicht erweitert werden kann.“ Er führte weiter aus: „Einzelentscheidungen können sinnvolle Entwicklungen stören, wenn sie sich nicht an den Zielvorstellungen der Gesamtheit orientieren. Und nur durch eine umfassende Planung kann erreicht werden, daß ein bestimmter Raum, und für uns hier das Land Kärnten, seiner Bevölkerung eine optimale Existenzgrundlage dauernd zu bieten vermag.“

Dem Architekten stellt sich heute die Aufgabe, neue Wohn- und Siedlungsformen zu entwickeln, die es ermöglichen, bei gleichzeitiger Erhöhung der Wohnzufriedenheit mehr Menschen auf weniger Bauland unterzubringen. Solche neue Wohnbauformen mit höherer baulicher Dichte sollten die Vorzüge von freistehenden Einfamilienhäusern mit denen von Geschoßwohnungen vereinigen. Beispiele solcher Planungen sind erfolgreich bereits im In- und Ausland realisiert worden. Zu nennen sind Hangbebauungen, Terrassenhäuser, Atriumhausanlagen und andere Bauformen. Vor allem an die Bauträger, die Genossenschaften, muß daher appelliert werden, viel mehr als bisher solche neuen Bauformen zu verwirklichen, da nur das realisierte Beispiel die Bevölkerung überzeugen kann.

Sparsamer Landschaftsverbrauch

Eines ist aber den meisten Architekten und Planern klar: die Notwendigkeit, mit dem nicht vermehrbaren kostbaren Gut „Boden“

äußerst ökonomisch umgehen zu müssen, wird uns künftig dazu zwingen, in den Ballungsräumen die ungehemmte Ausbreitung der „offenen Bauweise“ aufzugeben und Einfamilienhäuser zunehmend im Verband, also nicht mehr freistehend, zu errichten. Abgesehen von den positiven Auswirkungen auf die Landschaft, sparen wir damit ungeheuer viele volkswirtschaftliche Werte an Straßen, Leitungen und Versorgungseinrichtungen für die öffentliche Hand; für den Privaten auch Wege zur Arbeit und zur Schule, zum Einkauf und zur Erholung.

Wenn hier von Landschaftsverbrauch die Rede ist, so soll nicht unerwähnt bleiben, daß heute keineswegs die Siedlungstätigkeit allein Landschaft beansprucht, sondern daß die viel gravierenderen Wunden, die wir heute schmerzlich beobachten können,



Nicht nur Gebäude, sondern in ebenso starkem Maß auch Verkehrsbauten prägen unsere Umwelt. Es ist hoch an der Zeit, für solche Baumaßnahmen wieder zu humanen Maßstäben zurückzufinden (Ruhrschnellweg in Essen).

durch den Straßenbau verursacht werden. Die Architekten, welche sich für die gesamte Umwelt verantwortlich fühlen, mahnen daher immer wieder und heute mehr denn je, daß der Straßenbau in seine dienende Rolle zurückfinden müsse und nicht inhumane Maßstäbe annehmen dürfe.

Abschließend möge festgestellt werden: So verschiedenartig und breitgelagert die Aufgaben auch sein mögen, die der Architekt und Planer heute zu lösen hat, seine Berufung wird wie eh und je die gleiche bleiben, nämlich unseren Lebensraum nach den Ordnungsprinzipien von Architektur und Städtebau sinnvoll zu gestalten, in dem Bewußtsein, daß alles Bauen letztlich dem Menschen dient und daher jenseits des technischen zuerst ein humanitäres Anliegen ist.

Lds.-Oberbaurat Dipl.-Ing. Hermann Müller, Amt der Kärntner Landesregierung

Zu den Themen 12 bis 14

Die Avantgarde der modernen Architekten hatte zu Anfang des 20. Jahrhunderts fast übergangslos den Bruch mit der Baukunst vergangener Zeiten vollzogen. Aus der Interpretation der von den Funktionalisten aufgestellten Thesen entwickelten sich nach und nach Strömungen, die eine Erweiterung und Differenzierung der neuen Formensprache nach sich zogen. Man war sich darüber im klaren, daß der Funktionalismus die Architektur als Kunstform in Frage stellte. So versuchte man, durch die besondere Hervorhebung der Form als Funktion die gestaltende Kraft in der Architektur wieder zu betonen, womit der Architekt sein Image als Künstler gewahrt hatte.

Die verwirrende Fülle der gegenwärtigen Entwicklungstendenzen zeigt jedoch einen Weg an, der möglicherweise in die Architekturauffassung vergangener Tage zurückführt. Deren Schöpfer versuchen zwar, ihre Gedanken und Werke als eine Weiterentwicklung der bisherigen Auffassungen darzustellen. Ihren Handlungen fehlt aber die Überzeugungskraft, so daß der Eindruck entsteht, es seien die Änderungen nicht Ergebnis eines Reifeprozesses, sondern die Sucht, Neues zu erfinden, um aus der anonymen Masse hervorzutreten. Solche Vorgänge sind im Hinblick auf die große sozialpolitische und volkswirtschaftliche Bedeutung der Architektur nicht zu vertreten und tragen zu der teilweise suspekten Stellung des Architekten in der Gesellschaft bei. Seitdem die Euphorie über die unbegrenzten Möglichkeiten unseres Zeitalters durch eine fühlbare Rohstoffverknappung und eine beginnende Wirtschaftskrise viel rascher als

erwartet abgeklungen ist, sollte sich der Mensch des ausgehenden 20. Jahrhunderts weit mehr seiner umweltgestaltenden Rolle im Zeitgeschehen bewußt werden. Der Architekt müßte in diesem neuen Gestaltungsprozeß eine Zentralfigur sein.

Schon im Jahre 1963 schreibt Jürgen Jöedicke in seinem Buch über das „Werk van den Broek und Bakema“: „Der Architekt unserer Zeit kann sich nicht mehr darauf beschränken, ein Formenartist zu sein, er ist auch nicht, wie es Adolf Loos so schön formulierte, ein Maurer, der Latein gelernt hat, sondern er ist ein Mann, der aus einem tiefen Wissen um die Problematik und die Gefährdungen unseres Seins, einem Wissen um die Bedürfnisse und Emotionen der Menschen in dieser Zeit und aus der genauen Kenntnis der Materialien, Methoden und Konstruktionen eine für diesen Menschen geeignete Umwelt schafft. So stehen sich auch heute die Auffassung, das Bauwerk sei ein in sich autonomes Gebilde, bestimmt durch ästhetische Gesetze, und die Meinung, Bauen sei keine Gelegenheit des Architekten, sich künstlerisch auszudrücken, sondern eine Aktivität der menschlichen Gemeinschaft, gegenüber.“

Es besteht kein Zweifel, daß sich heute die zitierten Auffassungen nicht mehr gegenüberstehen dürfen. Wenn der Architekt der Gegenwart die ihm zugedachte, weitgespannte Rolle bei der zukünftigen Umweltgestaltung übernimmt, stellt er sich selbst aus der Reihe des einseitig orientierten Baukünstlers. Damit ist noch nicht gesagt, daß der Architekt aufhört, im künstlerischen Sinn kreativ zu arbeiten. Man wird aller-

dings den sehr eng gesteckten Kunstbegriff erweitern müssen. Vor allem aber wird man die Kunst und die Wissenschaft nicht weiter als Gegenpole betrachten dürfen, da sie in wesentlichen Bereichen voneinander leben. In einem feinsinnigen Vortrag über den Künstler in der Welt der Wissenschaft sagte Marcel Breuer: „Ein anderer Zweig der visuellen Künste – die Architektur – macht ebenfalls eine Periode der Veränderungen durch. Ihre früheren Methoden wurzelten im Handwerk; ihre zukünftigen Methoden werden in einem weit größeren Ausmaß durch die Wissenschaften bestimmt sein. Früher wurden architektonische Entwürfe aus historischen Beispielen, aus älteren Bauten mit bestimmten formalen Motiven und einem streng zu beachtenden Stil entwickelt. In der Gegenwart und wahrscheinlich auch in der Zukunft geht der Architekt direkter an seine Arbeit heran: Er analysiert das Bauprogramm, die Bedürfnisse des Bauherrn, die verschiedenen Funktionen, die Verkehrsführung, die am besten geeigneten Materialien, das Klima, die zur Verfügung stehenden Mittel, die Nachbarschaft, die psychologischen Aspekte. Er holt die Berechnungen der Bau- und Maschineningenieur und der Akustik-Experten ein; er läßt in Laboratorien Materialtests veranstalten; er prüft alle Daten immer wieder von neuem, er bezieht auch die neuesten Informationen in seine Arbeit ein. Er lernt die Sprache der Industrie und der Laboratorien. Seine ästhetischen Konzeptionen sind oft aus wissenschaftlichen Synthesen hergeleitet. Ähnlich wie der Wissenschaftler hat er ein direktes Verhältnis zu seiner Arbeit. Sein ästheti-

sches Urteil ist nur ein Teil des Ganzen, obwohl es möglicherweise den koordinierenden Faktor darstellt. Doch so wichtig dieser intuitive Erfindergeist ist – den technischen Belangen muß ein ebenso großes Gewicht zuerkannt werden."

Die Fülle der Anforderungen an den Architekten der Gegenwart stellt in vielen Bauereichen bereits eine Überforderung der Einzelperson dar. Die vielen nicht bewältigten Bauaufgaben beweisen, daß er bei der Verwirklichung seiner ehrgeizigen Pläne nur zu oft seine eigene Leistungsgrenze überschreitet. Die Zukunft des Planens muß daher im Team gefunden werden, wobei die koordinierende Rolle des Architekten unangetastet bleiben sollte. Das gemeinsame

Ausdrucks Mittel sollte aber immer die menschliche Vernunft sein, die abseits von allzu hochtrabenden und einseitig orientierten Ideen ein natürliches Gleichgewicht innerhalb der Planungsgruppe herstellt.

Unter diesen Voraussetzungen gilt für die Architektur der Gegenwart noch immer Louis Sullivans Formel: „Form follows function.“ Wer sich, wie Sullivan, der Natur als Lehrmeisterin verschrieben hat, kann nicht Gefahr laufen, in der Trivialität zu enden. In der perfekten Umsetzung der Funktionen in Organisation, Ordnung und Form gibt uns die Natur ein Lehrbeispiel, daß Wissenschaft und Technik noch sehr entwicklungsfähig sind. Die bereits vollzogene und noch zu erwartende Umweltverände-

rung durch den Menschen, die Begrenztheit der Lebensräume, der Rohstoffe und Energiequellen bei gleichzeitigem Anwachsen der Bevölkerungszahlen zwingen zu einem Umdenken, vor allem im Bereich der Technik.

Wurde bisher Technik als Gegensatz zu Natur aufgefaßt, so wird in Zukunft bei jeder Problemlösung der Einklang mit der Natur zu suchen sein. Es gilt nicht das Perpetuum mobile zu erfinden, sondern die natürlichen Beziehungen zu der Welt, in der wir leben, wiederzuentdecken. Die neuen Wege werden viel Vorausblick und Phantasie erfordern. Dem Architekten, dem Begabungen und Fähigkeiten in dieser Richtung zuzuschreiben sind, steht ein weites und interessantes Betätigungsfeld offen.

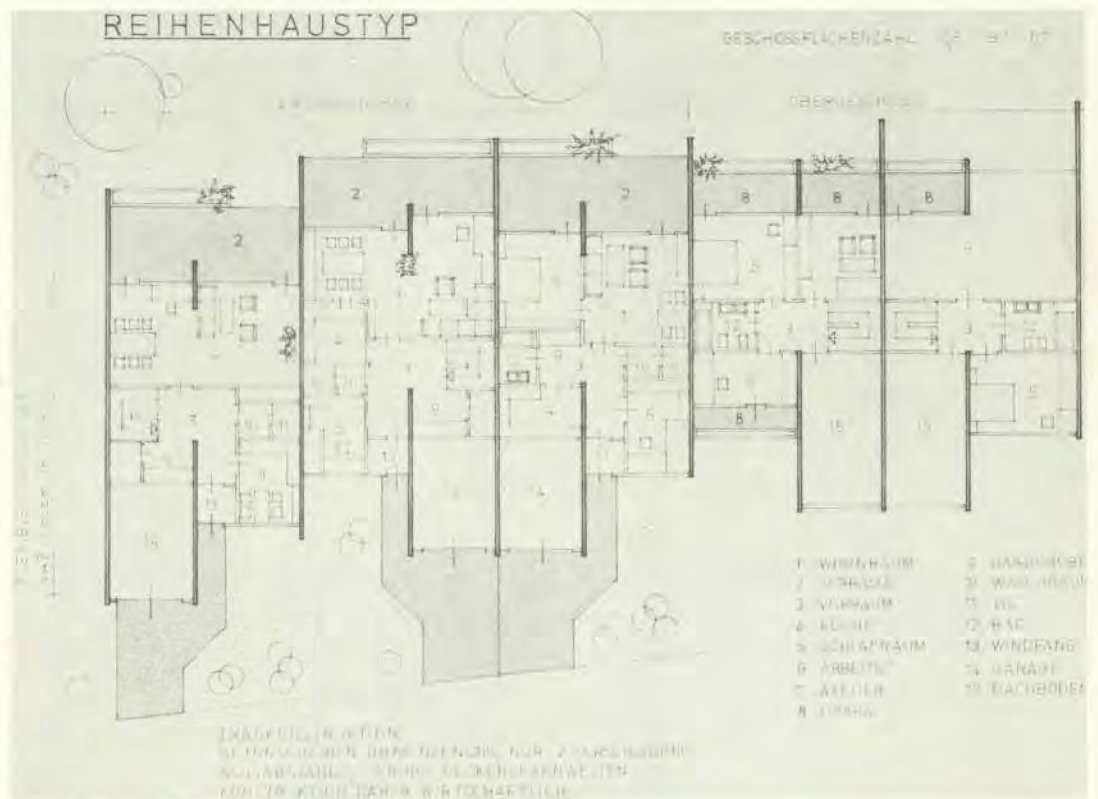
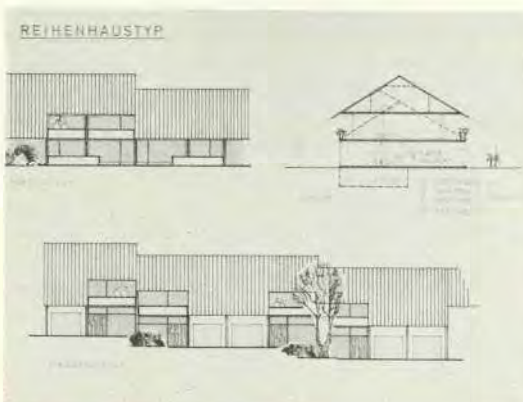
Dipl.-Ing. Pühringer, Stadtplanungsamt Villach

Zu den Themen 6, 9 und 11

Zu Thema 6

Innerhalb der Denkmalpflege ist es die Aufgabe der Architektur, künstlerisch wertvolle Bauwerke, Ensembles, Straßenbilder und Stadtteile, die ein kulturelles Erbe unserer Vorfahren sind, zu erhalten. Dies darf sich nicht zu sehr auf Einzelobjekte beschränken. Häufig ist das Gesamtbild einer Straße oder eines Stadtteiles ausschlaggebend, und erst das Ganze ist künstlerisch wertvoll und daher des Schützens würdig. Wir sollen trachten, solches Erbe zu erhalten, indem wir Leben in unsere Altstädte bringen und damit kulturelle, geistige und wirtschaftliche Zentren erhalten. Es nützt nichts, nur Substanz und Fassade zu bewahren, wenn hinter schönen Fassaden kein Leben mehr pulsiert.

Es wird daher die Aufgabe der Architektur und damit der Architekten sein, die Teile unserer Städte, die erhaltungswürdig sind, in denen aber nur noch schwaches Leben herrscht, zu „revitalisieren“. Nur so werden



wir alles Schöne vor dem Verfall bewahren. Außerdem wird es Aufgabe der Architekten sein, die Bevölkerung über den Wert und die Bedeutung ihrer Baudenkmäler zu informieren und das Bewußtsein, daß diese Kulturgüter für uns von Bedeutung sind, zu festigen. Durch die Information, die Weckung des Interesses und die Überzeugung der Bevölkerung ist auch dann die politische Vertretung leichter in der Lage, ihre Entscheidungen zu treffen, die erforderli-

chen Mittel zu beschaffen, die einmal für die Erhaltung schützenswerter Altstadtteile notwendig sind.

Zu Thema 9

Innerhalb des sozialen Wohnbaues hat die Architektur eine bedeutende Aufgabe. Erfährt doch der soziale Wohnbau eine sehr große Bevölkerungsschicht, die in solchen Wohnungen, in einer von Architekten geschaffenen Umwelt, lebt. Ich glaube, wir

müssen uns die Frage stellen: Würde und wird nicht diese Aufgabe in ihrer Bedeutung bei weitem unterschätzt? Sind wir uns eigentlich des Einflusses der Wohnung und der Umwelt auf die Entwicklung des Menschen bewußt?

Es ist nachgewiesen, daß nur ca. 2 Prozent der österreichischen Bevölkerung in einem Hochhaus wohnen will.

Es ist nachgewiesen, daß Kinder, die in Hochhäusern aufwachsen, kontaktärmer sind, weil sie keine Gelegenheit haben, Freundschaften zu schließen.

Nehmen wir Rücksicht auf diese Argumente oder steht nur wirtschaftliches Denken im Vordergrund? Sicherlich wird man die Wirtschaftlichkeit ins Kalkül ziehen müssen, aber letztlich muß ja der Mensch der Maßstab für die Dinge sein, die wir schaffen.

Schließlich ist etwa der Grundstückspreis nur ein Faktor, der die Gesamtkosten beeinflusst. Es ist z. B. zu überlegen, ob durch besser durchdachte Konstruktion und Einführung von Serienfertigungen (Normung) ebenso wirtschaftlich und zudem auch menschlicher gebaut werden könnte.

Entspricht eigentlich die Wohnung immer den Anforderungen ihrer Mieter? Die Wohnungen werden mit fixem, nicht veränderbarem Grundriß dem Mieter übergeben. Oft entspricht sie nicht dem Bedarf und auch nicht den Wünschen der Mieter. Änderungen sind vielfach durch die Konstruktion und durch die starre Bauweise nicht möglich. Es ist daher notwendig, Konstruktionssysteme

zu entwickeln, die eine flexible und variable Einteilung der Wohnung zulassen.

Der Bedarf und die Anforderungen an den Grundriß ändern sich mehrmals im Laufe einer Generation: Ehepaar ohne Kinder, Ehepaar mit Kleinkindern, mit erwachsenen Kindern, bis die Eltern die Wohnung wieder allein bewohnen. Diese Veränderungen sollen ohne große Kosten und ohne komplizierte Umbaumaßnahmen möglich sein. Das kann erreicht werden, wenn Raumteilungen unabhängig vom Konstruktionssystem sind. Diese Grundprinzipien der Anforderungen an eine Wohnung haben generelle Bedeutung und müßten auch im sozialen Wohnbau Anwendung finden, wenn uns bewußt wird, daß nicht ausschließlich die Quantität zählt, sondern auch die Qualität im sozialen Wohnbau ein entscheidender Faktor sein soll.

Zu Thema 11

Einleitend müssen wir uns die Frage stellen: Wer plant eigentlich unsere Einfamilienhäuser? Leider werden diese nur zu einem verschwindend geringen Anteil von dazu prädestinierten Architekten und Fachleuten geplant. Aus diesem Grund kann auch, von einigen Ausnahmen abgesehen, kaum von Architektur im Einfamilienhausbau gesprochen werden. Ist es nicht vielfach nur die Schaffung einer „Behausung“ ohne geringste fachliche Beratung des Bauherrn?

Aufgabe der Fachleute muß es daher sein, die Wichtigkeit und den Einfluß der Wohnung auf das Wohlbefinden und den Einfluß

auf die Entwicklung des Menschen in das Bewußtsein der Bevölkerung zu bringen. Erst dann wird man der Planung mehr Aufmerksamkeit schenken und damit die Qualität und den Wohnwert der Einfamilienhäuser heben.

Generell müssen wir uns aber einmal die Frage stellen: Hat das Einfamilienhaus in unserer Zeit überhaupt noch eine Berechtigung? Sollten wir nicht überlegen, ob eine maßvolle Verdichtung der Bebauung nicht für alle Vorteile bringt? Ist es nicht eine unserer bedeutendsten Aufgaben, mit unserem nur beschränkt zur Verfügung stehenden Lebensraum mit größter Sorgfalt und mit größter Sparsamkeit umzugehen, so daß für Nachwelt und für die Zukunft noch genügend Erholungs-, Landwirtschafts- und Grünflächen zur Verfügung stehen und vor allem der Charakter der Kärntner Landschaft erhalten bleibt? Sicher ist es das Streben des Menschen nach Eigentum, nach Abgeschlossenheit und nach eigenem Garten, das ihn zu dieser doch volkswirtschaftlich gesehen unwirtschaftlichsten Siedlungsform bringt.

Nur eine Verbesserung der Wohnqualitäten im Eigentumswohnungsbau und die Entwicklung von Reihenhaustypen, die in ihrer Art dem Einfamilienhaus am nächsten kommen, können diese Situation verbessern. Dargestelltes Beispiel des Reihenhaustypes: GFZ 0,6–0,7

GFZ bei offener Einfamilienhausbebauung ca. 0,25, d. h. die Bebauungsdichte ist beim Reihnhaus mehr als doppelt so groß und daher auch wesentlich wirtschaftlicher.

Dipl.-Ing. Dr. Julian Stritzl, Forsttechnische Abteilung für Wildbach- und Lawinenverbauung Villach

Wildbachverbauung und Landschaftsschutz

Wildbachverbauung ist ein technisch-biologisches System „zur unschädlichen Ableitung von Gebirgswässern“, wie der Titel des Gesetzes aus dem Jahre 1884 lautet, das der österreichischen Wildbachverbauung zugrunde liegt. Diese Gebirgswässer haben nicht nur die Aufgabe, die Gebirge nach orographischen Einzugsgebieten zu entwässern, sie bewirken auch einen Abtrag der Gebirge. Die freien Felspartien sind der atmosphärischen Verwitterung ausgesetzt, und die Verwitterungsprodukte, vom winderodierten Staub bis zum Bergsturz, werden im allgemeinen an den Hängen oder in den Grabenläufen zwischengelagert. Bei extremer Wasserführung wird dieses Material mobilisiert und, je nach der Topographie, am Schwemmkegel abgelagert oder bis in den Vorfluter – den Fluß – transportiert.

Eine andere Art der Wildbachtätigkeit resultiert aus dem Erbe der Eiszeit: den Moränen. Maßgeblich sind hierbei die autochthonen Moränen der Seitengletscher bzw. die Deponien der Hauptgletscher, die in den seitlichen Einkerbungen abgelagert wurden. Diese Ablagerungen können außerordentlich mächtig sein und sind ihrer geologischen Struktur nach nur beschränkt stabil. Der Bach vermag sich in diesem Material einzutiefen und kann dadurch die seitlichen Einhänge unterschneiden, was zu einem Verlust des stabilen Gleichgewichtes führt. Die Hänge rutschen ab, und das eingebrachte Material wird bei entsprechender Wasserführung – im Katastrophenfalle stoßweise in Form von Muren – zu Tal befördert.

Der Ausgleich zwischen Berg und Tal ist ein natürlicher Vorgang und, in geologischen

Maßstäben betrachtet, nicht aufzuhalten. Aus menschlicher Sicht stellt er eine Veränderung der Umwelt dar, da der Gebirgsabtrag nicht kontinuierlich vor sich geht, sondern unstetig: der Wildbach wird nur bei bestimmten Witterungsverhältnissen tätig, die bei ein und demselben Bach relativ selten auftreten und seine Aktivität dadurch augenscheinlich werden lassen. Man spricht von Katastrophen, deren scheinbare Häufung aus dem perfekten Nachrichtensystem resultiert, das jedes derartige Geschehen in kürzester Zeit allgemein bekannt macht. Die immer dichtere Besiedlung und damit gesteigerte Empfindlichkeit der gesamten technischen Struktur führt überdies zu einer gesteigerten Effizienz dieser Katastrophen. Aufgabe der Wildbachverbauung ist es, in diese natürlichen Vorgänge einzugreifen und den Menschen mit seinen Lebenserfor-

dernissen und in steigendem Maße seinen Lebensqualitätsansprüchen zu schützen. Dieser Auftrag führt zu einer selbstverständlichen Konfrontation mit den Belangen des Landschaftsschutzes.

Das forsttechnische System der Wildbachverbauung beruht auf Maßnahmen zur Reduzierung des Hochwasserabflusses, zur Beeinflussung des Geschiebehaushaltes sowie zum örtlichen Schutz vor Hochwasserschäden.

Der Wald stellt bis zur Baumgrenze die höchste Stufe der Vegetationsentwicklung dar und ist vom Standpunkt des Niederschlagsabflusses aus die optimale Bodenbedeckung. Er festigt den Boden durch sein Wurzelsystem, schützt ihn vor mechanischen Angriffen, erhöht seine Wasseraufnahmefähigkeit und vermag dadurch einen Hochwasserabfluß wesentlich zu verflachen. Die Erosion (Tiefenschurf) der Wildbäche kann durch den Einbau von Querwerken verhindert werden bzw. wird die Energie des Wassers bei Abtreppungen durch Verringerung des Gefälles reduziert und an den Abstürzen vernichtet. Hinter größeren Sperrn an geeigneter Stelle wird das mitgeführte Geschiebe abgelagert, bevor es den Talboden erreicht. Es kann aber auch im gefällsarmen Unterlauf an Ablagerungsplätzen schadlos deponiert werden, wenn die Schleppkraft des Wassers nicht zum Weitertransport bis zum Vorfluter ausreicht. In Ortschaften und im Bereich von Verkehrswegen wird meist getrachtet, durch massive Regulierungen auch größere Hochwässer ausbruchssicher abzuführen.

Alle diese Maßnahmen stellen eine Veränderung der Umwelt dar, und das Dilemma des Landschaftsschutzes: hier Veränderung durch die natürliche Erosion mit allen ihren Folgen – da durch technisch-biologische Maßnahmen der Wildbachverbauung, wird offenkundig.

Die Definition des Begriffes Landschaft reicht für die Beurteilung des Problems nicht aus, denn sie erfaßt die Urlandschaft ebenso wie die Kulturlandschaft.

Die Urlandschaft entzieht sich per definitionem menschlicher Bewertung: im strengsten Sinne ist es der jeweilige Naturzustand unter Ausschluß jener menschlichen Tätigkeit, die über das Animalische (der Mensch als Sammler und Jäger) hinausgeht. Demgegenüber steht die Kulturlandschaft, die mit der Viehzucht und Seßhaftwerdung beginnt und durch das menschliche Bestreben gekennzeichnet ist, die Minimumfaktoren auszuschalten, die seiner Vermehrung entgegenstehen.

Urlandschaften sind teilweise menschenfeindlich, wie die Polargebiete, Wüsten, tropischen Urwälder oder Hochgebirgsregionen zeigen; wo sie es nicht sind, hat sie der Mensch zur Kulturlandschaft gewandelt. In der Kulturlandschaft bleibt die Natur noch das Primäre, und der Mensch versucht sie bestmöglich zu nutzen. Davon zu unterscheiden wäre die technische Landschaft (Siedlungsballungen, Industrien, Verkehrseinrichtungen etc.): hier ist die natürliche Komponente belanglos und wird sogar nach Möglichkeit oder Tunlichkeit ausgeschaltet. An ihre Stelle tritt eine Ersatznatur.



Abb. 1 Holz als natürlicher Baustoff fügt sich dem Landschaftsbild ein...

Das Problem: Wildbachverbauung – Landschaftsschutz wird im wesentlichen auf die Kulturlandschaft zu beziehen sein, während die technische Landschaft primäres Schutzobjekt ist. Erst in jüngster Zeit, wo sich die Lebensqualität in der technischen Landschaft progressiv verschlechtert, wird die Kulturlandschaft zusätzlich als Erholungslandschaft beansprucht. Auf die dadurch gegebene Gefahr ihrer Zerstörung soll hier nicht näher eingegangen werden. Die Organisation der Wildbachverbauung wurde vor 90 Jahren geschaffen, weil der Schutz von Leben und Gut durch die sich ausbreitende Besiedlung und gestiegenen Qualitätsansprüche notwendig und durch die

Abb. 2 ... ebenso Naturstein-Mauerung.



wirtschaftliche Prosperität möglich geworden war. Die prinzipielle Frage der Zweckmäßigkeit, Wildbäche zu verbauen, wurde damit zum großen Teil dem ästhetischen Bereich entzogen und der politischen Entscheidung übertragen. Sie soll daher in dieser Betrachtung ausgeklammert werden, und die Notwendigkeit einer Verbauung eines bestimmten Baches sei außer Frage gestellt. Es gilt also, die einzelnen Verbauungsmaßnahmen in Hinblick auf ihre Relevanz für den Landschaftsschutz zu beurteilen.

Im oberen Sammelgebiet von Wildbächen sind die Hochlagenaufforstungen zur Verbesserung der Abflußverhältnisse sehr aktuell. Diese Aufforstungen gehen im wesentlichen zu Lasten der Almwirtschaft. Die Almflächen, vor Jahrhunderten durch eine radikale Herabdrückung der Waldgrenze und damit Zerstörung der natürlichen Vegetationsfolge entstanden, sind heute für den Erholungswert einer alpinen Kulturlandschaft von wesentlicher Bedeutung. Die Erhaltung reduzierter, intensivierter Almflächen an geeigneten Stellen mag als erfüllbares Postulat des Landschaftsschutzes – wenn nicht gar der Landschaftsgestaltung – gelten.

Die Ausschaltung von Geschiebeherden in Form offener Anbrüche (Blaiken) durch Wiederaufbringung einer Vegetationsdecke mit Hilfe verschiedener technischer Hilfssysteme wird kaum auf Widerstand stoßen, wenn auch natürlichen Zerstörungsformen, namentlich in größerem Umfang, Erhabenheit nicht abzusprechen ist.

Am schwersten vereinbar sind die Erfordernisse einer Wildbachverbauung mit den Vorstellungen des Landschaftsschutzes bei jenen massiven Quer- und Längswerken (Sperrn, Ufermauern), die zur Verhinderung von Sohleneintiefungen, zur Zurückhaltung von Geschiebe und zur Verhinderung von Uferanrissen bzw. Bachausbrüchen ausgeführt werden.

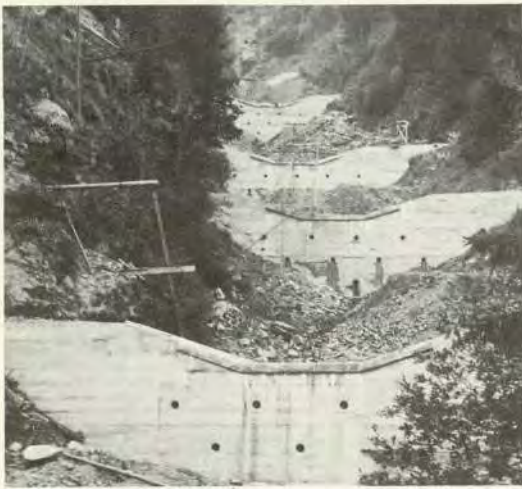


Abb. 3 Beton kann als Fremdkörper wirken...

Der Wildbach ist als Wasserlauf mit großem Gefälle, stark wechselndem Wasserstand und im Hochwasserfalle hohem Geschiebeanteil definiert. Neben der Schleppkraft des Wassers, die auf den benetzten Querschnitt einwirkt, tritt beim Wildbach noch die kinetische Energie des mitgeführten Geschiebes durch Erhöhung des spezifischen Gewichtes oder dynamischen Stoß in Erscheinung. Dieser Beanspruchung widersteht weder eine Uferbepflanzung noch eine lose Steinschichtung, sie erfordert die Herstellung eines monolithischen Bauwerkes, und ein solches wird der statischen Berechnung zugrunde gelegt. Als Spielraum bleibt neben begrenzten formalen Gestaltungsmöglichkeiten nur die Wahl des Baustoffes als architektonisches Element.

Holz und Stein als natürliche Baustoffe (Abb. 1 und 2) sind im allgemeinen landschaftsfreundlicher als Beton (Abb. 3), bei der Steinverkleidung kann die Art der Mauerung — vom Zyklopenmauerwerk (Abb. 2) bis zur Lagenmauerung (Abb. 5) —



Abb. 4 Nach einigen Jahren ist eine gelungene Wildbachverbauung ein Teil der Landschaft.

das Bauwerk der Umgebung anpassen. Es können aber auch Werke mit Betonoberfläche, namentlich größere Objekte, bei funktioneller Klarheit als positiv landschaftsgestaltend klassifiziert werden. Bei Holz und Stein bewirkt die oberflächliche Abwitterung ein Einwachsen in die Umgebung und führt, nach Verwachsen der Ufer, zu einem Aufgehen in der Landschaft (Abb. 4).

Die Wahl des Baustoffes ist aber auch ein eminent wirtschaftliches Problem. Holz ist kein billiger Baustoff mehr, und seine Gewinnung, Bearbeitung und sein Einbau sind

Abb. 5 Im Siedlungsgebiet ist die harte Verbauung richtig.



arbeitsintensiv. Trotz — auch aufwendiger — Konservierung ist die Lebensdauer begrenzt, so daß das Holz im allgemeinen mehr für temporäre Verbauungsanlagen herangezogen wird bzw. dort, wo der Zustransport anderer Baustoffe unwirtschaftlich wäre. Die Kosten steinverkleideter Bauwerke liegen wesentlich über denen reiner Betonbauten, so daß sich in Kärnten die Regel ausgebildet hat, im Bereich von Ortschaften und im Blickfeld von Bahn und Straße natursteinverkleidete Bauten zu errichten, während in abgelegenen, weniger zugänglichen Gebieten die Betonbauweise vorherrscht. Die Frage Landschaftsschutz — Wirtschaftlichkeit wechselt unter dieser Sicht von der technisch-ästhetischen in die ökonomisch-politische Kompetenz.

Am augenscheinlichsten dokumentieren sich die Probleme des Landschaftsschutzes bei den Tallaufregulierungen. Ebenso wenig wie sich das Idealbild eines sich schlängelnden Gewässers mit dicht bewachsenen Ufern und Wurftrampen zum Gefälleausgleich auf einen Gebirgs-Wildbach übertragen läßt, ebenso unangebracht ist die Anwendung der dort erforderlichen Verbauungsmethoden bei gefälls- und geschiebearmen Gewässern des Hügel- und Flachlandes.

Der bei vielen Wildbächen gegebene Umstand, daß im Unterlauf das ankommende Geschiebe über eine gefällsarme Strecke transportiert werden muß, weist auf einen anderen Begrenzungsfaktor für landschaftsgerechte Verbauungstypen hin, nämlich den Platzmangel. Siedlungsräume und kulturintensive Flächen drängen sich im Gebirge auf den schmalen Talböden zusammen. Die harte Verbauung, das gemauerte Gerinne, beansprucht zu seiner Funktion den geringsten Raum, und bei den meisten Ortsregulierungen entscheidet schon dieser Umstand allein für die Wahl einer solchen Type (Abb. 5); ganz abgesehen davon, daß wir es hier schon mit einer technischen Landschaft zu tun haben. Auch dort, wo wegen der räumlichen Unmöglichkeit, einen Geschiebeablagerungsplatz zu errichten, das Geschiebe über gefällsarme Strecken zum Vorfluter transportiert werden muß, wird infolge seiner optimalen Schleppkraft wieder das gemauerte Gerinne verwendet werden müssen. Daß hierbei lange Gerade vermieden werden sollen, sei vorausgesetzt, und durch entsprechende gärtnerische Begleitmaßnahmen läßt sich manche Konzession an technische und ökonomische Bedingungen überspielen.

Der Wildbach als Urlandschaft läßt sich in der modernen Gesellschaft bestenfalls im Rahmen eines Naturparks erhalten. Bei gegebener Verbauungsnotwendigkeit kommt es aber zwangsläufig zur Konfrontation mit dem Landschaftsschutz, und die sich dabei ergebenden Probleme werden angesichts der divergierenden Faktoren immer individuell gelöst werden müssen. Unbestritten sollte aber die Maxime sein, daß der Schutz des Landschaftsbildes progressiv an Bedeutung gewinnt und ihm daher in steigendem Maße ökonomische Konzessionen gemacht werden müssen.

Der Mensch zwischen Tradition und Zukunft im Wechselspiel mit den kosmischen Kräften

Im Jahrhundert der sogenannten technisierten Zivilisation, einer Menschheit, die glaubt, einer Gefahr durch die Technisierung ausgesetzt zu sein, sind merkwürdige Ausdrücke festzustellen: Denkmaschine, Maschinenmensch, das Leben einer Maschine, Computergehirn usw. Bei all diesen Bezeichnungen sind Eigenschaften, die den Menschen ausmachen, auf die Maschine übertragen, und es erhebt sich die Frage, welche Bedeutung dem Menschen zukommt, wenn die Maschine sein Leben berührt; denn es gibt zweifelsohne Tätigkeiten, in deren Ausführung die Maschine dem Menschen überlegen ist: Rechenoperationen, Speicherungen von Daten, Nachrichtenübermittlung u. a. m.

Es gilt somit, unsere Vorstellung über den Menschen um diese Tatsachen zu erweitern und damit zweierlei Gefahren abzuwenden: einerseits nur die Vergangenheit als Lebenswert zu empfinden und andererseits die technischen Errungenschaften als extremen Fortschritt zu werten. Denn das Vergangene hat nur dann Berechtigung, wenn es für die Gegenwart Bedeutung hat, wenn es ein echter Baustein einer geistigen Entwicklungsreihe ist, wenn es dem gegenwärtigen Menschen Hilfe und Offenbarung und zugleich Basis für eine künftige Entwicklung ist. Und die Technik ist nur dann ein Fortschritt, wenn nicht sie den Menschen, sondern der Mensch sie beherrscht, sie ist relevant und sinnvoll, wenn sie ihm Lebenshilfe und zugleich Medium für seine Einbindung in das Universum, wenn ihr Ziel reine Harmonie ist.

Wenden wir uns zuerst der Technik zu. Wenn man erkennt, daß nur das menschliche Handeln die Dinge zu einem Wert erhebt, daß die Technik die Aufgabe zu erfüllen hat, die ihr der Mensch als ihr Schöpfer vorgibt, daß eine Maschine nicht selbstständig arbeitet, sondern nach Gesetzen, die der Mensch ihr eingegeben hat, muß man notwendig zu dem Schluß kommen, daß es ausschließlich auf die Einstellung zu den technischen Errungenschaften ankommt.

Die Technik als integrierender Bestandteil der Natur hat unsere Erde verändert. Es liegt nun an uns, durch eine neue Beziehung zwischen Erde und Technik, oder besser: zwischen Mensch und Technik das Wesen der Technik gleichsam zu verändern, sie uns adäquat zu machen. Robert Jungk etwa schreibt in einem Aufsatz über Gordon Pask, eine solche veränderte, mutierte Technik sei derart unauffällig, daß sie sozusagen verschwinde, so selbstverständlich wie die „Apparaturen“ in unserem Körper, die

wir auch nur bemerken, wenn sie schlecht funktionieren und reparaturbedürftig sind. Damit ist allerdings nicht ein Wegschieben der Technik oder ein Unsichtbarmachen gemeint. Denn sie hat uns etwas ganz Wesentliches zu sagen. Etwa, daß man sich rational zu verhalten hat, daß es gewisse Gesetzmäßigkeiten gibt, die man befolgen muß, daß man gewisse Gedankengänge methodisch durchzudenken hat. Die wirkliche Kultur, auf die wir hinstreben sollten, kann also nur eine Symbiose zwischen Technik und Menschlichkeit sein.

Wäre es daher nicht an der Zeit, daß wir endlich anfangen, die Technik nicht aus dem Kulturrahmen herauszustellen und sie als notwendige Mißgeburt der Kultur zu betrachten, sondern sie als große kulturelle Leistung einzustufen und als unser eigenes Werk anzuerkennen?

Nur wenn wir diese innere Beziehung, die wir auch zur Natur herzustellen imstande sind, zur Technik herstellen können, nur wenn wir erkennen, daß es auf keinem Gebiet, daher auch nicht auf dem der Technik, Erfindungen geben kann, sondern daß es sich lediglich um Maßnahmen zur Selektion von in der Natur Gegebenem und dessen Nutzbarmachung handelt, dann wird dieses Fremde zu etwas Eigenem werden. Dem Suchenden zwingt sich die Frage auf, warum dies noch nicht geschehen sei; wir stellen zwar Mißstände fest, erkennen Unzulänglichkeiten, haben aber das Gefühl, machtlos zu sein.

Hier erscheint es notwendig, unsere Existenz, somit den Standort unserer Wirklichkeit, soweit es möglich ist, klar zu umreißen. Wir leben in einer Zeit des globalen Widerspruches. Ein einfaches Beispiel möge dies verdeutlichen: Dem leichtfertigen Spielen mit dem Tod auf den Straßen oder in sinnlosen wettkämpferischen oder kriegerischen Auseinandersetzungen auf der einen Seite steht auf der anderen Seite das Verdrängen des Todes aus unserem Leben durch die medizinische Forschung und die Kontrolle des Todes durch den Bau von Krankenhäusern gegenüber. Der Widerspruch zeigt sich also an dem auf der einen Seite sehr ungenauen und auf der anderen Seite sehr genauen Verhalten. Ungenau sind wir dort, wo wir uns treiben lassen, wo wir die Konsequenzen unseres Handelns nicht durchdenken, genau sind wir, wo wir die Wirklichkeit erfassen und sie abstrahieren, technisieren, systematisieren, „objektivieren“. Dies bedeutet, daß sich der Mensch mit seiner Betrachtungsweise ausklammert, die Gegebenheiten distanziert von sich

selbst darstellt und auch dementsprechend handelt. Abstrahieren heißt aber in diesem Falle zugleich, nur einen Teil der Wirklichkeit zu erfassen, nicht das Ganze.

Durch die objektivierende Betrachtungsweise ergibt sich einerseits ein klares, logisches Erfassen der Gegebenheiten, aber es bedeutet auf der anderen Seite, daß der Mensch entweder fehlt, denn er hat sich ja gerade über die Sache oder außerhalb der Sache gestellt, oder der Mensch wird ein Teil der objektiven Betrachtung, jedoch gemäß den Vorstellungen des objektivierenden Betrachters; der Mensch wird zum Instrument der objektiven Überlegungen.

Lebensgestaltend sind auch die verschiedenen Verhaltensmaßnahmen, die sich in Gesetzen oder Gewohnheiten ausdrücken oder in Gegebenheiten, die eine ganz bestimmte Reaktion von uns fordern. Letztere, in die wir gerne den Begriff der Manipulation zu integrieren geneigt sind, zeigen nicht selten die Flucht vor der Verantwortung, vor der eigenen Person. Wir werden jeden Tag vor Situationen gestellt, die von uns ein ganz bestimmtes menschliches Verhalten fordern, das nicht manipuliert ist und nicht manipuliert sein kann, weil es dem Gespür dafür entspringt, was der Mitmensch gerade jetzt braucht, ohne daß er es vielleicht selbst weiß. Und dieser Verhaltensbereich ist größer als die zahlreichen Bereiche der geltenden Verhaltensregeln. Gerade das sinnvolle Verhalten unter einer bestimmten geistigen Konstellation könnte zu einer grundlegenden positiven Veränderung unserer Welt führen. Um das zu erreichen, ist es erforderlich, nicht die Symptome zu bekämpfen, sondern der Ursache auf die Spur zu kommen, d. h., praktisch ausgedrückt, z. B. nicht gegen die Zersiedelung zu kämpfen, sondern die Ursache dieser Tendenz zu erfassen und daraus den Umwandlungsprozeß zu bewirken; nicht gegen unseren Staat zu wettern und selbst mitzumachen, sondern die Ursache von Mißständen zu erfassen und sich entsprechend zu verhalten und dieses Verhalten als persönliche Einstellung, als menschliche Einstellung zu repräsentieren.

Dasselbe gilt für den zweiten Gefahrenkomplex, der dem der Technik konträr ist: die übertriebene Traditionsverehrung als Flucht eben vor einer falsch verstandenen Technik. Auch hier ist eine exakte Ursachenanalyse unerlässlich, damit ein neuer Weg zu einer gesunden Einstellung der Vergangenheit gegenüber und zu einem begründeten Erhaltenswillen gefunden werden kann.

Der Schutz und die Erhaltung überlieferter Bauwerke ist dann sinnvoll, wenn sie ent-

weder Platz für unser Leben bieten oder anregend auf unsere geistige Weiterentwicklung wirken. Man darf jedoch nicht den Fehler begehen, etwa einen alten Palast als größer, als „heiliger“ zu empfinden und zu beurteilen als einen in unserer Zeit entstandenen Metall-, Glas- oder Betonpalast. Denn dann hindern wir uns an unserer Selbstverwirklichung und nehmen uns die Chance, im Althergebrachten das Fundament für unsere jetzige Existenz zu finden. Man kann den Schutz der überlieferten Bauten auch von einer anderen Seite her betrachten. Hätte es in früheren Stilepochen, etwa in der Romanik, Gotik, Renaissance einen Denkmalschutz gegeben, wäre eine Entwicklung in der vorhandenen Form nicht möglich geworden. Auf dem Gebiet der Baukunst wurden überall dort große Leistungen vollbracht, wo der Mensch sich selbst in den Mittelpunkt der irdischen Aktivitäten und des Universums gestellt hat. Das eigenartige Symptom der Flucht in die Vergangenheit ist erst seit dem Beginn der Industrialisierung evident, seit der Zeit nämlich, als die Individualität des Menschen durch die gesellschaftliche Entwicklung immer in Frage gestellt wurde. Aus diesem Gefängnis der immer deutlicher sich manifestierenden Entindividualisierung der Gesellschaft gibt es nur zwei Auswege: der kulturelle Befreiungsakt oder die Vernichtung.

Nicht das Alter einer Bausubstanz soll Kriterium für ihre Erhaltungswürdigkeit sein, sondern es können nur für unser gegenwärtiges Leben maßgebliche und gültige Gesichtspunkte als Kriterien entscheiden. Ob diese Werte auch noch für die Zukunft relevant sind, können wir wohl ahnen, nicht aber wissen.

Ein Ortsbilderhaltungsgesetz kann unter gewissen Voraussetzungen blockierend wirken. Was ist eigentlich mit Ortsbild gemeint? Äußere Formen, Wände, Fassaden, Dachneigungen, Straßen usw. Vergißt man bei dem Versuch, dies alles zu schützen, nicht auf das Leben? Kommt denn dem bewegten Treiben auf einem Marktplatz oder dem Wan-

dern durch Grünzonen oder der Kontaktaufnahme mit Menschen während eines Einkaufsspazierganges nicht eine ungleich größere Bedeutung zu, und sind es nicht gerade diese Aspekte, die ein Ortsbild wesentlich bestimmen sollten? Die Vorgänge des Lebens sind unaufhaltbaren Änderungen unterworfen, und zwar im überwiegenden Maß so unmerklich, daß gerade dadurch eine Gefahr gegeben ist. Die Festlegung der äußerlichen Form des Lebens, also die Fixierung eines Ortsbildes, kann die Weiterentwicklung der freien Lebensgestaltung hindern. Keine Betrachtung kann als abgeschlossen gelten, denn zu oft hat man es erlebt, daß plötzlich in neuer Beleuchtung ganz neue Seiten hervortraten, deren man vorher nicht gewahr geworden war. Der Mensch darf nur jene Bereiche fixieren, für die ihm das moralische Recht zur Fixierung zusteht.

Übertriebene Denkmal- und Ortsbildpflege ist nichts anderes als eine Flucht in die Vergangenheit und eine Absage an unsere gegenwärtige Existenz. Beide Bereiche, Tradition und Technik, müßten unter einer völlig neuen geistigen Konstellation zu einer für die Menschheit sicheren Basis verschmelzen, für einen Sprung in ein geläutertes Dasein, in dem die Architektur als intimster und signifikantester Ausdruck dieses Daseins zum Spiegel des gesamten Universums wird. Ein echter Evolutionssprung erfordert jedoch eine Änderung der ethischen Zielsetzungen und der moralischen Vorstellungen in jedem einzelnen.

Wahrscheinlich ist die Fähigkeit zur Selbstlosigkeit ein spezifisches Merkmal geistiger Lebensauffassung im Gegensatz zur materiellen Schöpfung. Dort kämpft infolge der Entwicklungsgesetze jede Lebensform um die eigene Existenz und ist daher selbstsüchtig. Der Mensch dagegen hat nur dann eine Überlebenschance bis zur kosmischen Integration, wenn er durch selbstloses Verhalten die Effizienz der natürlichen Ordnung

der Welt und der menschlichen Beziehungen verbessert.

Ich glaube, daß wir mit der unsichtbaren Wahrheit näher verbunden sind als mit der sichtbaren Lüge. Hier schließt sich der Kreis aller Kräfte, die unsere Existenz als Menschen in ein Universum voll Harmonie einordnen, und stellt nur die eine Forderung an uns, diese Harmonie zu erkennen, damit wir selbst ein Teil von ihr werden.

Der nach Erkenntnis strebende Mensch muß in einem immer erneuten Kontakt mit den Gebieten stehen, von denen er Wissen haben will. Er muß sich in ihr Wesen versenken, denn nicht nur das Wissen um sie, sondern dieses in Verbindung mit der Meditation über sich selbst gibt dem Menschen seine Mächtigkeit über die Welt, über die Welt des Stoffes und die Welt der Kräfte.

Es ist meine feste Überzeugung, daß wir Menschen in einem Verhältnis mit allen Teilen des Universums stehen, ebenso wie mit der Zukunft und der Vorzeit. Es hängt nur von der Richtung und Dauer unserer Aufmerksamkeit ab, welches Verhältnis wir vorzüglich ausbilden wollen, welches für uns vorzüglich wichtig und wirksam werden soll. Eine echte Methodik dieses Verfahrens dürfte nichts weniger als die lange ersehnte Fähigkeit der Einbindung in den universellen schöpferischen Prozeß sein, und mehr noch als diese. Der Mensch verfährt stündlich nach ihren Gesetzen, und die Möglichkeit, dieselben durch Selbstbeobachtung zu finden, ist unzweifelhaft. Hat er sie gefunden, ist er selbst Schöpfer, ist er Ursache und Wirkung zugleich geworden.

Das Wesen aller sichtbaren Erscheinungsformen besteht nicht nur aus einem materiellen, sondern auch aus einem kosmisch begründeten immateriellen Teil, der den ersten wie eine Hülle umgibt. Diese Hülle von Atmosphäre ist der Sitz und Träger aller Qualitäten, mögen sie nun wissenschaftlich bekannt sein oder nicht. Die andere Kraft des Schaffenden muß die Tugend sein. Die Synthese dieser Qualitäten führt zur Kraft der Harmonie, der Ursache aller Schöpfung.

Architektenbüro Bauer: Dipl.-Ing. Peter Bauer

Zu Thema 10

Welche Funktion hat die Architektur überhaupt, hat sie im Krankenhausbau eine andere als bei Bauten anderer Bereiche?

Aufgabe der Architekten ist seit je die Gestaltung der unmittelbaren oder mittelbaren Umwelt. Unter Architektur wollen wir in diesem Zusammenhang alles Gebaute um uns verstehen, unbeschadet, ob es von Architekten oder irgendjemandem gebaut wurde.

Je nach dem Geist der Zeit, in der sie wirkt, ist die Architektur Ausdruck und Sinnbild jener Geistesströmungen, die dieser Zeit das Gepräge geben.

Die vergangenen Epochen, denen die Kunstgeschichte später die Begriffe Romanik, Gotik, Renaissance etc. zuordnete, haben sich langsam mit den Zeiteinflüssen und Geistesströmungen in jahrhundertelangen

Intervallen zu ihren Hochformen entwickelt. Die technische Revolution des 19. und 20. Jahrhunderts brachte eine Entwicklungsbeschleunigung aller Lebensbereiche mit sich, so daß es nicht verwundert, wenn den kurz aufeinanderfolgenden Entwicklungsperioden keine Zeit gegeben war, ihren Stil – ihre Ausdrucksform in der Architektur – hervorzubringen.

Friedrich Schmidt, der Architekt des Wiener Rathauses (begonnen 1872), gab, nach dem Sinn der dort verwendeten Gotik befragt, zur Antwort: „Es ist das Werk eines Architekten, der die Baugeschichte früherer Jahrhunderte in sich aufgenommen hat.“ 30 Jahre früher hatte bereits Joseph Paxton mit seinem Kristallpalast für die Londoner Weltausstellung einen Meilenstein der „Ingenieur-Architektur“ gesetzt und hatte damit treffend den Geist der Zeit, in der er lebte und wirkte, zum Ausdruck gebracht.

Der Zustand, daß in ein und derselben Zeitperiode eine Anzahl von Architektur-Theorien nebeneinander bestehen, ist auch heute eine Gegebenheit. Man ist sich zwar über allumfassende, umweltgestaltende Aufgaben einig. Man stimmt aber nicht bezüglich des zu beschreitenden Weges überein, nämlich darin, wie man diese Umweltgestaltung erreichen könne, und es gibt erhebliche Auffassungsunterschiede, wie die einzelnen Einflußfaktoren zu werten seien. Soll der baukünstlerischen Gestaltung der Vorzug gegeben werden, oder soll die technische Logik, die Wirtschaftlichkeit der Funktionserfüllung, der soziale Aspekt, die Ausrichtung auf den Benützer oder auf die außenstehende Allgemeinheit als Betrachter etc. etc. den Vorrang haben?

Diese vorangestellte Betrachtung soll kurz die allgemeine Situation der heutigen Architektur aufzeigen, weil alle diese Probleme, wie selten bei anderen Bauaufgaben, in vielschichtiger Form im Krankenhausbau zutage treten. Der Krankenhausbau kann als Beispiel für eine Bauaufgabe dienen, bei der vielleicht die umfassendste Vielfalt der zu lösenden Probleme auftritt.

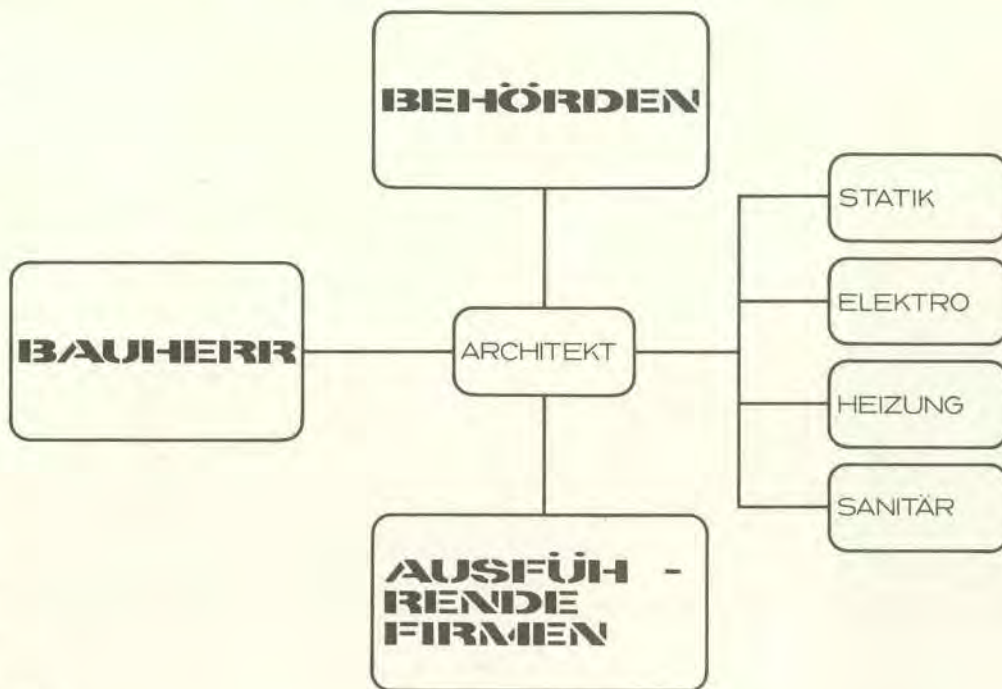
Bei nahezu jedem Bauvorhaben treten folgende Komponenten zueinander in Beziehung: der Bauherr, der Architekt, die technischen Konsulenten und die ausführenden Firmen. Die gegenseitige Wechselbeziehung, die hier stattfindet, ist in Figur 1 dargestellt. Der Bauherr hat eine Wunschvorstellung, die in Zusammenarbeit mit dem Architekten zum Planungsziel wird. Der Architekt formt und gestaltet und verwirklicht unter Heranziehung der technischen Konsulenten seinen Plan, der dann durch die ausführenden Firmen realisiert wird.

Bei Bauaufgaben mit größeren Problemkreisen verändert sich dieses Bezugsschema Bauherr—Architekt—technischer Berater—ausführende Firmen im Prinzip nicht, aber es erweitert sich proportional. Der Krankenhausbau ist heute vorwiegend Aufgabe der öffentlichen Hand oder großer öffentlicher Körperschaften. Dies bedingt, daß auch der Bauherr nicht als eine Person, sondern als ganzes Team in Erscheinung tritt, in dem Vertreter aller einschlägigen Fachrichtungen, die im Krankenhausbau einflußbestimmend sind, mitwirken. Neben dem rein baukünstlerischen und bautechnischen Problem, das ein Vorhaben größeren Umfangs naturgemäß mit sich bringt, sind die Belange des medizinischen Bereiches, der Funktions- und Betriebsorganisation, der Ökonomie etc. wahrzunehmen. Die Haustechnik und die medizinische Technik sind wie ein

weitverzweigtes Nervensystem, von der Zentrale bis zum letzten Krankenbett, in die Gesamtkonzeption einzuflechten. Was wiederum bedingt, daß die technischen Konsulenten bereits im frühesten Stadium der Vorplanung im Gesamtplanungs-Team, das unter der Leitung des Architekten stehen muß, mitwirken. Wie aus der nachstehenden Figur 2 hervorgeht, haben wir es also nicht mehr mit einem Bauherrn, sondern mit einem Bauherrn-Team, und nicht mehr mit einem Architekten, der gelegentlich technische Berater heranzieht, sondern mit einem Gesamtplanungs-Team zu tun.

Chirurgie, der Unfall-Chirurgie, der Gynäkologie, der Kinderheilkunde, der Geriatrie, der Anästhesie, der Neurologie, der Pathologie, der Pharmazie etc. Für die Betriebsführung und von der Personalseite sind Vertreter der Verwaltung und der Personalvertretung mit ins Bauherrnteam einzubeziehen.

Bei vielen öffentlichen Bauten ist der Bauherr mit dem Benützer des Gebäudes nicht identisch. Dies ist ein großer Nachteil. Selbst bei höchster Pflichtmoral wird er in solchen Fällen nicht jenes intensive Interesse entfalten können, das er natürlicherweise hat,



Figur 1

Das Bauherrnteam

Es ist eine Tatsache, daß die Beziehung Architekt—Bauherr für das Werden eines Werkes von eminenter Bedeutung ist. Bei nahezu allen bedeutenden Bauten der Vergangenheit ist der Name des Bauherrn mit dem des Architekten gleichsam untrennbar in die Kunstgeschichte eingegangen. Aus der Harmonie zwischen diesen beiden Komponenten entsprangen die beeindruckendsten Schöpfungen der Baukunst. Die Bedeutung dieser Beziehung hat heute ihre volle Gültigkeit. Nur hat sie sich bei den großen Bauaufgaben der Öffentlichkeit in ihrer Form gewandelt. Am Beispiel des öffentlichen Krankenhausbaues zeigt es sich, daß es nicht mehr einen Bauherrn in einer Person und auch nicht einen Baukünstler für sich allein gibt, sondern beide Gruppen treten als Körperschaften, als Teams in Erscheinung.

Im Krankenhausbau besteht das Bauherrnteam z. B. aus den politisch Verantwortlichen, dem Baureferenten, dem Sanitätsreferenten und dem Finanzreferenten mit dem gesamten Beamtenstab ihrer Fachabteilungen. Des weiteren müssen aus der Ärzteschaft je ein Vertreter jeder medizinischen Disziplin, die im Krankenhaus Platz finden soll, mitwirken, so z. B. je ein Spezialist der internen Medizin, der allgemeinen

wenn er dann auch Benützer des Planungsergebnisses ist.

Für einen optimalen Planungsvorgang ist es von unschätzbarem Wert, wenn sich eine Konstituierung des Bauherrnteams durch Mitglieder erreichen läßt, die nach Fertigstellung auch Benützer des Neubaus sein werden. So wird sichergestellt, daß die Mitglieder des Bauherrnteams nicht nur honorierte, theoretische Berater sind, sondern echte Bauherrn-Funktionen übernehmen können und müssen, weil sie mit dem Benützer identisch sind. Die Mitarbeit steht unter diesem Aspekt in einem ganz anderen Vorzeichen und läßt die besten Ergebnisse erwarten. Das Bauherrnteam wird unter Umständen bereits zu einem Zeitpunkt tätig sein, in dem der Architekt, der später die Koordination des Gesamtgeschehens zu leiten hat, noch nicht einbezogen ist. Es ist jedoch die frühzeitige Einbeziehung des Architekten anzustreben, da bereits bei der Formulierung der Bauabsicht, bei der Standortwahl, bei der Definition des Planungszieles, bei der Gestaltung des Raumprogrammes der Architekt wertvolle Beiträge leisten kann, da er bereits beim Entstehen von Gedanken die Konsequenz in der Realisierung rechtzeitig so zum Ausdruck bringen kann, daß ausführungsgerechte Formulierungen, bei voller Wahrung

des Planungszieles, entstehen. In diesem Stadium der Planungsphase vertritt der Architekt nicht nur die Architektur, sondern er vertritt vorerst die gesamten Mitglieder des späteren Planungsteams.

Das Planungsteam

Baukunst und Bautechnik waren einst eine geschlossene Einheit. Im Zeitalter der beginnenden Industrialisierung trennten sich anfänglich Architektur und Technik und fanden nach einer Phase, in der sie sich nahezu feindlich gegenüberstanden, langsam wieder zueinander. Mit der rasch fortschreitenden Entwicklung und Forschung nimmt der Bereich der medizinischen Technik und damit auch der Bereich der gesamten Haus-

technik einen immer größer werdenden Raum ein.

Der baukünstlerische Architekt hat seine Solisten-Funktion verloren und wird immer mehr zum Dirigenten aller bautechnischen Disziplinen. Die Palette seiner Gestaltungsmöglichkeiten wurde sowohl durch die Entwicklung neuer Baustoffe als auch durch das Eindringen vielfältiger Technik in das Bauwesen so umfangreich, daß es über die Möglichkeit eines einzelnen weit hinausginge, alle Komponenten in ihrer Gesamtheit sofort zu überblicken. Wenn wir noch einmal den Vergleich mit der Musik anwenden, so käme der Architekt hier einem Komponisten gleich, der mit den Solisten seines Orchesters komponiert, indem diese ihm

die Möglichkeiten ihrer Instrumente für die Komposition zur Verfügung stellen.

Bezogen auf den Krankenhausbau, bedeutet dies, daß der Architekt es erreichen muß, einen Planungsprozeß so zu organisieren, daß alle Spezialisten der vielfältigen Technikbereiche, die hier vertreten sind, die beste Möglichkeit haben, die Belange ihrer Spezialbereiche in die Gesamtplanung sinnvoll zu integrieren.

Um nur die wesentlichsten Fachrichtungen des Planungsteams zu nennen, seien hier angeführt: Statik, Bodenmechanik, Verkehrsplanung, Starkstromtechnik, Beleuchtungstechnik, Sanitärtechnik, Heizungstechnik, Lüftungstechnik, Klimatechnik, medizinische Technik aller Bereiche, Betriebstechnik, Fördertechnik, Betriebswirtschaft, Energieversorgungstechnik, Bauphysik. Aus der Fülle dieser Disziplinen geht schon eindeutig hervor, daß es völlig unmöglich ist, daß ein Baukünstler im Alleingang ein Konzept schafft, in dem die Spezialisten danach alle ihre Belange ohne Schwierigkeiten unterbringen könnten. Hier muß der Architekt als Dirigent der Planung tätig werden und nach Abwägen der Wertigkeiten alle Einzelkomponenten sinnvoll ineinander verflechten. Er muß einen Planungsvorgang finden, in dem er jedem einzelnen rechtzeitig die Möglichkeit gibt, die Erkenntnisse seines Fachgebietes – nach dem letzten Stand der Entwicklung – in die Planung zu bringen. Gleichzeitig muß im Planungsprozeß sichergestellt werden, daß die lückenlose Information unter den Mitgliedern des Planungsteams ständig funktioniert, denn dadurch kommt es erst zu konstruktiven Wechselbeziehungen, die ein harmonisches Ganzes ermöglichen. Bereits im Vorstadium der Tätigkeit des Bauherrnteams muß von der Seite des Architekten die Kommunikation zum Planungsteam und zum Ausführungsteam berücksichtigt und vorgesehen werden.

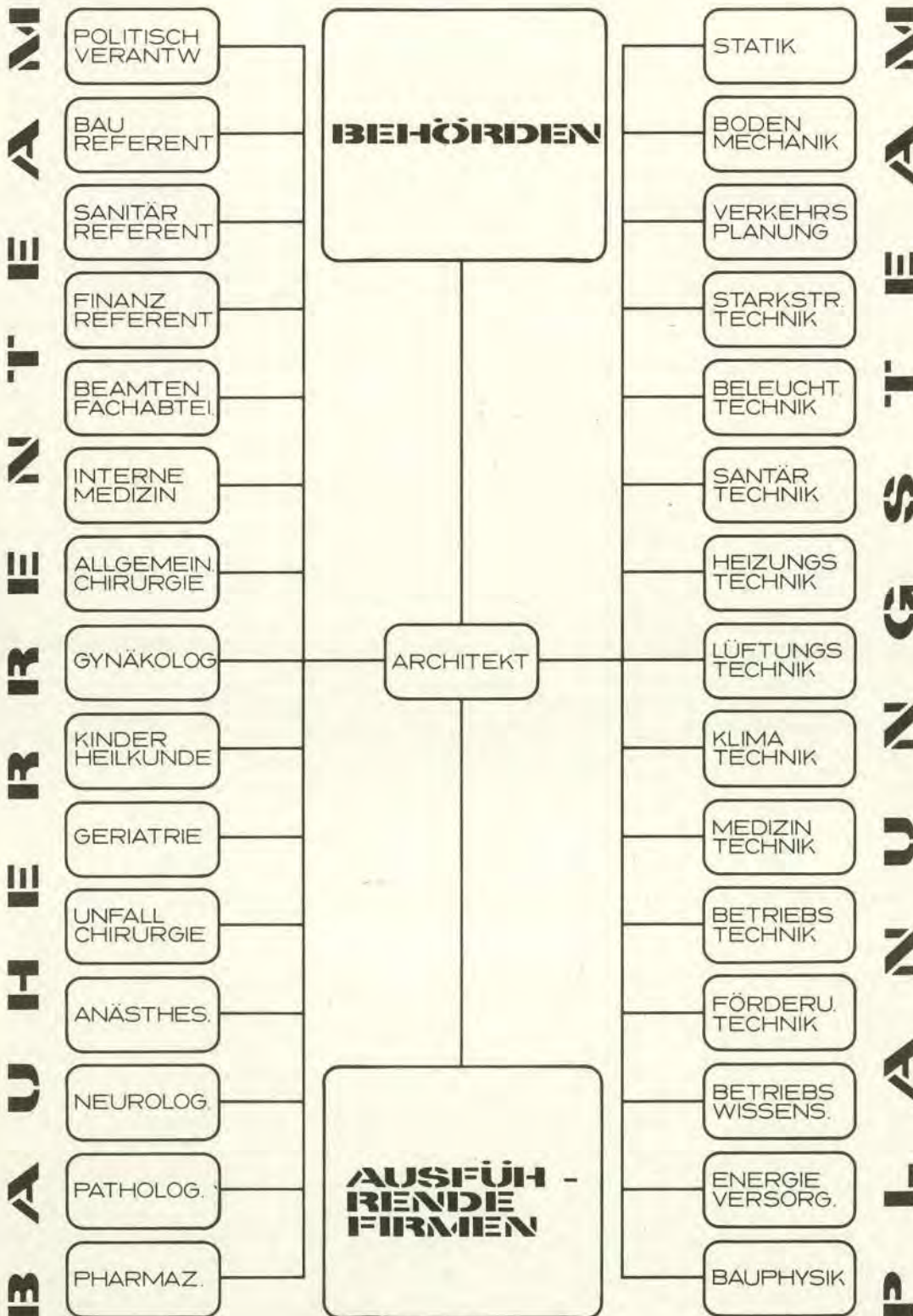
Das Ausführungsteam

Bei einer Bauaufgabe wie der des Krankenhausbaues besteht das Ausführungsteam aus einer großen Anzahl ausführender Firmen. Unter der Leitung des Architekten obliegt es dem Planungsteam, aus der Fülle dieser ausführenden Firmen durch straffe Koordination und durch eine zielführende und lückenlose Ausgabe aller Planungsinformationen ein harmonisierendes Ausführungsteam zu machen.

Nach der Phase der Planung beginnt das Ausführungsteam sich konzentrisch zu bilden, und es gilt, die exakt festgelegte Planung Wirklichkeit werden zu lassen. Damit dies geschehen kann, ist ein ständiger, nach festen Regeln organisierter Kontakt zwischen Architekten und Planungsteam einerseits und Ausführungsteam andererseits notwendig. Dieser Kontakt ist gerade bei der Vielzahl der einzelnen Realisierungsvorgänge unerlässlich, da auch durch nur geringe Abweichungen von der Konzeption der Gesamtorganismus empfindlich gestört werden kann.

Berücksichtigt man das bisher Gesagte, so könnte der Eindruck entstehen, daß die Architektur im Reigen der Spezialisten

Figur 2



lediglich eine Art Kommunikationszentrum und Organisations-Mittelpunkt darstellt. Es könnte so gesehen werden, daß der Architekt Teillösungen dieser Fachleute entgegennimmt und dann aus diesen Bestandteilen ein Bauwerk zusammenfügt. Wäre dies der Fall, käme er einem Dirigenten gleich, der zwar ein großes Orchester erlesener Solisten um sich versammelt, es aber dann jedem einzelnen überläßt, sich für sein Instrument die Tonart selbst zu wählen.

Hier aber setzt neben den schon aufgezeigten Tätigkeiten die eigentliche, verantwortungsvolle Aufgabe der Architektur ein. Die Architektur muß mit allen Komponenten ihrer Zeit aufs engste verbunden sein. Sie muß das Produkt der verschiedensten sozialen, ökonomischen, wissenschaftlichen, technischen und ethnologischen Bedingungen dieser ihrer Zeit sein. Wenn sie imstande ist, einen in sich geschlossenen Organismus hervorzubringen, mit eigenem Charakter, der unverwechselbar und unaustauschbar die einzelnen Elemente des Gesamtwerkes durchdringt, dann ist dies Baukunst im neuen Sinn.

Wenn es erreicht wird, daß die einstige Trennung von Baukunst und Technik in zwei nahezu feindliche Lager durch die Integrierung der Technik in die Architektur aufgehoben und die beiden zu neuer Symbiose geführt werden, ist ein wesentliches Ziel erreicht. Dann ist im Bauwerk auch gleichzeitig die Humanisierung der Technik vollzogen.

Das Krankenhaus ist für den Eingeweihten viel eher einer Maschine als einem Haus vergleichbar. Es besteht bei der Fülle an technischen, wirtschaftlichen und sonstigen Komponenten die enorme Gefahr, daß diese zu dominieren beginnen und zum Selbstzweck werden. Es ist daher Funktion und Aufgabe der Architektur, bei der Planung aller notwendigen Komponenten vor jeder Planungsüberlegung und Festlegung genau die Auswirkungen auf den Patienten, aber auch auf die im Krankenhaus arbeitenden Menschen, vom Krankenwärter bis zum Klinikchef, zu überprüfen.

Das Krankenhaus ist ein wesentlicher Teilbereich der Umwelt, eine gebaute Umwelt,

in die wir eintreten, wenn unsere Gesundheit mehr oder weniger in Gefahr ist. Umso empfindlicher werden wir auf störende, aber auch auf helfende Einflüsse reagieren. Hier kann die Architektur mit den tiefgreifenden psychologischen Auswirkungen ihrer Gestaltungsmittel einen wesentlichen Einfluß auf das Wohlbefinden und den Heilungsprozeß nehmen. Raumkonzeption, Farbe, Akustik, Wegführung, Orientierbarkeit, Licht und Raumklima üben einen unablässigen und ständigen Einfluß auf die Menschen in der gebauten Umwelt aus.

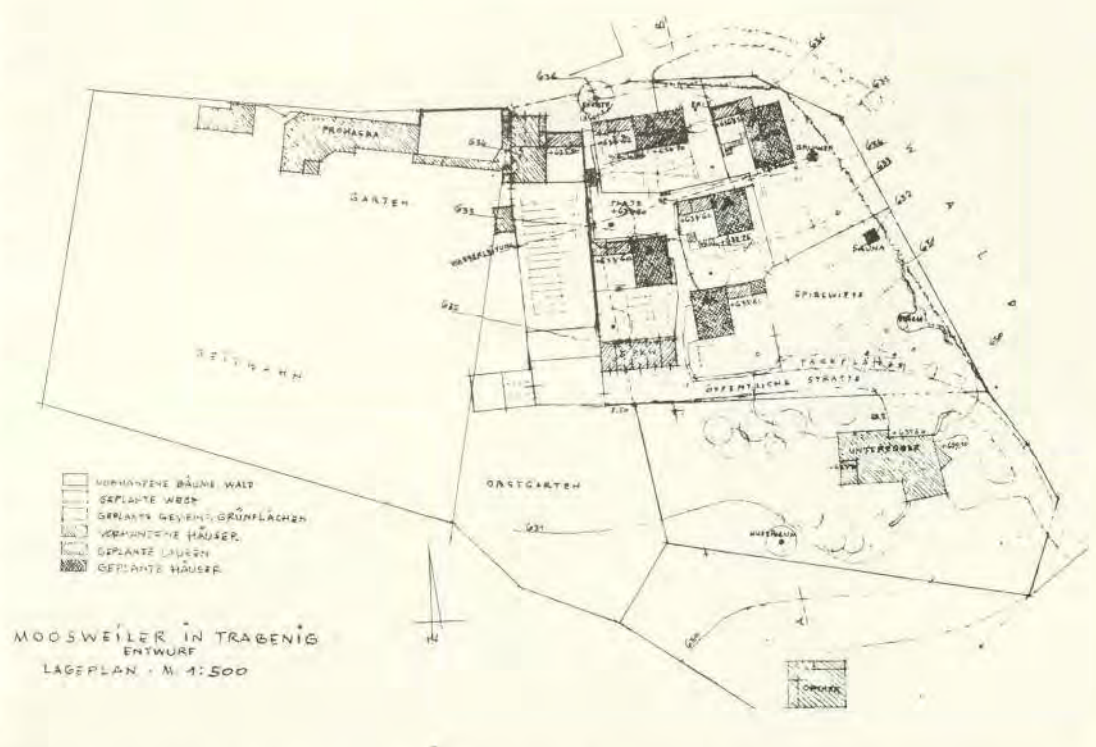
Gelingt es, in all diese Bereiche Ordnung und Harmonie zu bringen, so wird sich auch dem Betrachter, teils bewußt, größtenteils aber sicher unbewußt, diese Ordnung und Harmonie mitteilen. Wenn auch Bauen einen ständigen Kompromiß und ein ständiges Abwägen zwischen Aufwand und Erfolg bedeutet, so muß unter aufmerksamer Beachtung aller humanitären Probleme mit den geringsten Mitteln der größte Effekt angestrebt werden, wobei das Prinzip zugrunde liegen muß, daß keine Lösung gut ist, solange es eine noch einfachere gibt.

Architekt Dipl.-Ing. Heinz Bender-Säbelkampf

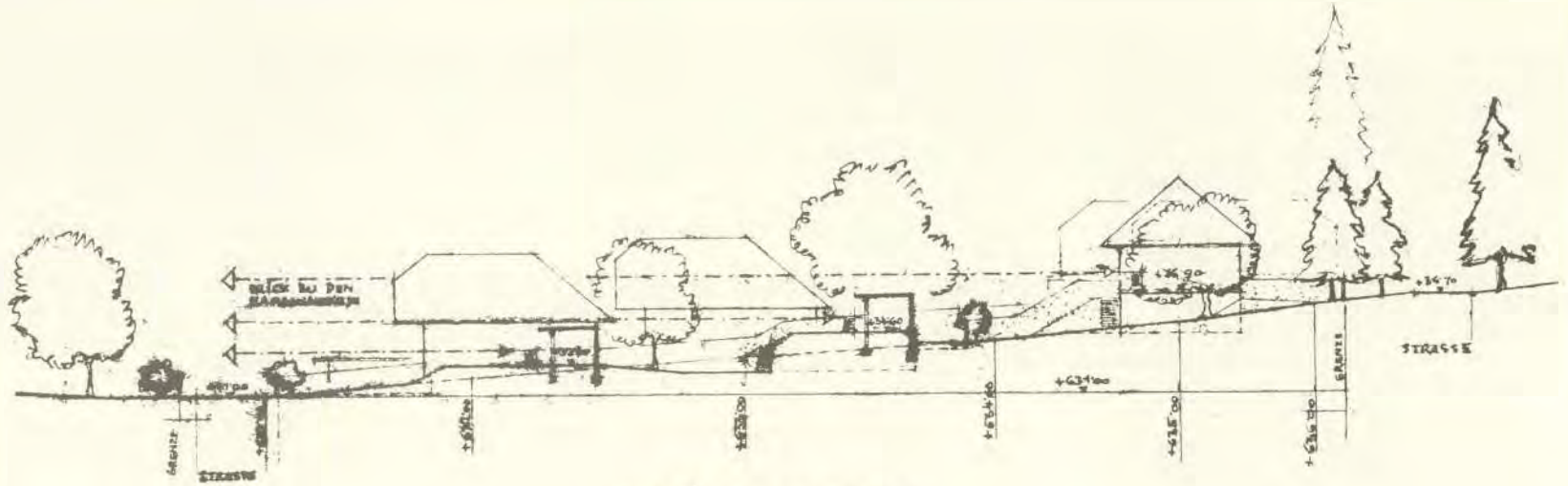
Zu den Themen 11 und 15

Der Herr Landeshauptmann Wagner hat die Kärntner Architektenschaft aufgefordert, ein neues „Kärntner Haus“ zu entwickeln. Ich halte dafür, daß die früheren Versuche hierfür daran scheiterten, daß statische Strukturen gesucht wurden, obwohl es sich bei Hausformen um dynamische Strukturen handelt. Diese Behauptung gründet auf der Tatsache, daß das Haus ein Element im Ganzen der Landschaft ist oder sein soll, darin andere Elemente – Boden, Gewässer, Luft, Himmel, Flora, Fauna und der Mensch – sind. Die Landschaft ist jedoch eine lebendige, also eine dynamische Struktur. Folgerichtig muß ihr Element „Haus“ ebenfalls dynamischen Charakter haben.

Wer Kärnten kennt, weiß, daß es eine Bekenlandschaft ist mit Tälern, Ebenen und Hügeln, umgeben von kristallinen Hochgebirgen, durchzogen vom Flußsystem der Drau, reich besät mit großen und kleinen Seen, in denen sich ein unbeschreiblich leuchtender, zartfarbiger Himmel spiegelt. Die Flora bietet alle denkbaren Arten vom Buchenmischwald bis zur Gletscherregion mit allen Blumen bis zu den seltensten Blüten. Fische, Vögel, Insekten, Hoch-, Schwarz- und Niederwild gesellen sich zu edlen Haustierrassen. Der Mensch, der hier lebt, muß heiter sein! Und er ist es. Er liebt das Leben und läßt gerne andere leben. Seine



Moosweiler, Kern geplant mit fünf Einfamilienhäusern für rund 30 Einwohner auf einer Gesamtfläche von rund 3840 m². Davon werden 1440 m² gärtnerisch genutzt, 840 m² sind Wiese (von einem Schaf abgeweidet) und 200 m² sind Wald. Es verbleiben für Bau-, Wohnhof- und Wegeflächen 1360 m². Der Verlust an landwirtschaftlich genutzter Fläche ist gleich dem bei städtischer Verbauung: 220 Einw./ha.



SCHNITT A-B - M. 1:200

Moosweiler in Trabenig

Seele offenbart sich im freundlichen Blick und im Lied, und hier erklingt, zwischen Frohsinn und Leichtsin, eine leise Klage, wie Sehnsucht nach dem innersten Ich, der Wurzel der wahren Freiheit.

Diesem Menschen Behausung geben, heißt schon, sich in die Landschaftsstruktur eingliedern. Man muß nur darauf achten, daß er in seinem Haus Stille findet sowie einen

uneingesehenen Raum zur Entfaltung seines Ich und seiner Familie, daß aber sein Frohsinn sich Nachbarn mitteilen kann und die Schönheit seines Landes sich auch in seiner nahen Umwelt widerspiegelt. Seine architektonischen Jubelrufe (die Türme) müssen frei in den Himmel ragen, sie müssen den Maßstab setzen für alles Bauwerk um sie herum.

Zur bildhaften Erläuterung meiner Gedanken bringe ich als Beispiel die in Bildung begriffene Nachbarschaft „Moosweiler“ in Trabenig (Wernberg). Zwischen zwei vorhandenen um- und ausgebauten Keuschen entstehen, auf einen sich bildenden Kern zuwachsend, Nebengebäude, ein Landhaus mit Obst- und Nutzgarten und als Kern eine noch in Planung befindliche Gruppe von Einfamilienhäusern.

Im Bild des eben fertiggestellten Landhauses soll dargestellt sein, wie sich Kärntner Wesen im heutigen Leben, mit heutigen Erfordernissen und heutigen Materialmöglichkeiten in der Gestalt und in der maßstäblichen Einordnung in die Umgebung widerspiegelt.

In den Zeichnungen für den Kern der Anlage sollen nicht nur die oben für das Kärntner Haus gestellten Forderungen im Rahmen einer Siedlungsaufgabe zum Ausdruck kommen, sondern auch die allgemein gültigen Prinzipien erfüllt werden, wie sie u. a. von Camillo Sitte, Wetzels und insbesondere Werner Knapp aufgestellt wurden.

Kurz nach dem Ortsende von Trabenig erblicken wir, auf der Straße nach Ragain wandernd, nach Eintritt in den Wald links das neue Landhaus. Es gibt kein Haltesignal, sondern man lenkt nach rechts, in die geplante Siedlung. Obwohl in dieser, der Ostansicht, zweigeschossig, liegt es breit da. Seine ruhigen Linien folgen der Landschaft. Ein Erker lugt neugierig uns entgegen.

Wir gehen nach links, durch den Garten, und betrachten das Haus von Süden und von Südwesten.

Der Sonne weit geöffnet, umhegt es einen von außerhalb uneingesehenen Freiplatz.

Wir betreten durch die Glastüre die Diele, den Sammelplatz der Familie. Der Raum ist aufgelockert, lebendig. Da verzieht er sich geheimnisvoll hinter einen Bogen, dort teilt ihn eine Säule und eine Glaswand.

Wir wandern weiter, zum oberen Rand des Siedlungsgeländes, und blicken zum Haus zurück. Bescheiden schmiegt es sich an die Erde und läßt den zukünftigen Siedlungshäusern den Blick in die Landschaft frei. Ein Zukunftsbild entsteht in uns. Wir kehren zum Landhaus zurück und wandern auf der Straße, vorbei an einer Spielwiese, wo sich Kinder tummeln und in einem Teich

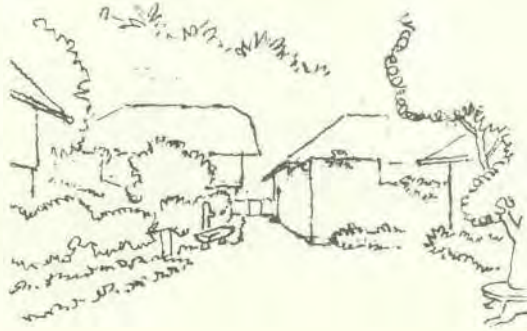




kurzen Wegstück aus. Wir öffnen nun die Gartentüre neben dem Brunnen und gehen zwischen Gemüsebeeten und Beerensträuchern zum Wohnhof hinauf. Vom Haus, einer Laube und blühenden Büschen wind- und blickgeschützt, öffnet er sich gegen Süden in die Landschaft hinaus und gibt den Blick zum Mittagkogel frei. Rosen und Sträucher schmücken ihn. Es ist still, ein Vogel zwitschert. Eine Frau liest, ein Kleinkind spielt.



planschen und wo ein Saunahäuschen herübergrüßt, in die geplante Siedlung hinein. Der Weg führt uns zuerst zum rechten, dann zum linken Haus, wird durch ein breites Haus in der Ferne oben begrenzt und endet scheinbar bei einem Brunnen. Bevor wir den Brunnen erreichen, öffnet sich links ein kleiner Platz, von einem großen Baum beschattet und von bewachsenen Wänden, Blumen und Gärten umgeben. Der Raum zieht nach links zu einer Stiege, die aus dem Raum hinausführt. Rechts schwingt er in einem



Wenn wir heute, neben schönen Lösungen, mit Betrübnis die Sünden der letzten Jahrzehnte feststellen, die Kärnten teilweise zersiedelt und durch maßstablose Schulbauten und Hochhäuser wertvolle Gruppierungen zerstört haben, so müssen wir uns fragen, ob die schuldigen Planer jemals die umfassende Schulung durchgemacht haben, die zur Planungsbefugnis erforderlich ist. Die Schulung allein macht allerdings noch nicht den berufenen Planer aus, denn Planung ist letzten Endes eine Charakterfrage.

Architekt Dipl.-Ing. Dr. Rainer Bergmann

Zur Lage des Kärntner Bauwesens aus architektonischer Sicht

Es beginnt sich auch in Kärnten nur zögernd neues Einverständnis darüber zu bilden, was moderne Architektur ist, will und soll. Manch einer möchte den Begriff vom Tisch fegen, weil er ihm zu sehr mit verblichene Traditionen belastet dünkt, manch einer hingegen versteht unter „wahrer Architektur“ ausschließlich Nostalgisches.

Um den rechten Stellenwert unseres Architekturbewußtseins zu fassen, wird man sich am besten an das halten, was

1. aktuell gebaut wird und
2. dabei als falsch oder richtig empfunden wird.

Man wird es auf der Grundlage des Homomensura-Satzes kritisch werten, der sagt: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der seienden, daß sie sind, der nichtseienden, daß sie nicht sind.“

Bevor wir fragen, wer, wie, wo, was in Kärnten baut, zur Erhellung des Hintergrundes der Versuch einer Aussage darüber, was moderne Architektur nach Meinung zeitgenössischer Architekten soll:

Demnach geht es in der Baukunst von heute darum, einer in schneller Entwicklung be-

Bäuerliche Kulturlandschaft mit eingewachsenen Bauten, jetzt Ruinen. Noch nicht „in“.



griffenen Gesellschaft – der Industriegesellschaft (deren Entwicklungsprozeß vorwiegend in revolutionären Schüben abläuft) – Behausungen zu bauen, die zwar in alte Gefüge möglichst integriert, dennoch flexibel neue Bedarfssituationen bewältigend, umweltbewußt und umwelterhaltend, in Material und Konstruktion auf der Höhe der Zeit stehend, den Menschen wieder in den Mittelpunkt eines ganzheitlichen Lebensraumes stellen. Dies alles im Selbstverständnis einer positivistisch angehauchten Existenzphilosophie¹ und, wie man besser nicht vergessen sollte – mit möglichst großem Profit . . . Wir werden zunächst zwei typische Handlungsabläufe vorstellen, wie sie bei der Errichtung von

- a) Sozial-Wohnanlagen,
- b) freistehenden Eigenheimen im ländlichen Raum bei uns üblich sind.

a) Typischer Handlungsablauf: Sozial-Wohnanlage

Der Planer treibt ein „preisgünstiges“ Grundstück auf, das entweder schon als Bauland-Wohngebiet gewidmet ist oder, wenn es noch nicht gewidmet ist, bei einigem Nachdruck und mit einiger Wahrscheinlichkeit in naher Zukunft dazu umgewidmet werden wird.



Dörfliches Hochhaus

Übliches freistehendes Einfamilienhaus 1950–1970. Prototyp von 75 Prozent aller Häuser, ob in Stadt oder Land.



Einheit von Bauform und Lebensraum, genauso erhaltenswert wie Altstadtkerne, leider „out“.

Der Planer schlägt in persönlichen Verhandlungen mit den Behörden ein Maximum an Ausnützung heraus, weil dadurch (Sozialmotiv) „der Grundstückspreisanteil je Wohnungsquadratmeter kleiner wird, was die Mieten verbilligt“ – ohne daß er gleichzeitig darlegt, wie andere Baukosten durch übermäßige Verdichtungen (welche u. a. größere Geschosßanzahlen, Aufzüge, Verstärkeranlagen, Garagierungsprobleme mit sich bringen) unverhältnismäßig stärker steigen. Er bietet den Erfolg seiner Vorarbeiten einem Bauträger an. Er erhält den Auftrag, das Objekt mit „bewährten“ Grundrissen und „bewährten“ Baumeethoden möglichst preiswert durchzuführen – und damit Schluß!

Keine Frage nach der Wohnumwelt, der Einpassung in vorhandene Stadtgefüge, nur knappste Überlegung bezüglich der Versorgung mit Gemeinschaftseinrichtungen – jedoch Manipulation der noch unbekanntem Mieter und deren Familien, die insgesamt nichts als dankbar zu sein haben, dort wohnen zu dürfen.

Integration findet lediglich in einem einzigen System statt: im System bauwirtschaftlicher Gewinnmaximierung mit gemeinnützigem Mäntelchen.

Ergebnis: Vielleicht eine neue „größte Wohnanlage Kärntens“ oder ein dörfliches Hochhaus.

b) Typischer Handlungsablauf: freistehendes, ländliches Einfamilienhaus

Familiengründung ohne ausreichenden Wohnraum – Kinder.

Der Bedarf an Wohnraum zwingt, aktiv zu werden. Zufällig läßt ein Landwirt, um Bargeld zu erlangen, Grundstücke so umwidmen und parzellieren, daß sie üb-

lichen Größen, d. h. 500–1000 m² entsprechen und stückweise bequem verkauft werden können; versteht sich, zu billigsten Preisen, da noch nichts erschlossen ist, bzw. zu höheren Preisen, wenn Wasser und Strom vorhanden sind. Obiger Familienvater in Nöten – im nächstgelegenen zentralen Ort unselbstständig beschäftigt – kauft ein solches Grundstück. Er läßt sich von einem Bekannten, der einen Bekannten hat, der Techniker bei XY ist, einen Plan zeichnen, zwar nach eigenen Vorstellungen, die sich ihrerseits jedoch genau an schon bestehenden Häusern anderer Bekannter orientiert haben². Er reicht ein³, erhält die Baubewilligung, besorgt sich eine „Partie“ mit Tafel eines Konzessionsinhabers und packt dann samt seiner Familie selbst mit an, wo es nur möglich ist.

Wie es die Mittel erlauben, wird das Haus in Etappen gebaut. Unter erheblichen finanziellen und persönlichen Belastungen, manchmal bis an die Zerreißgrenze, ist schließlich alles glücklich vollendet – alles und alle sind fertig . . . und auch die Umwelt bleibt auf der Strecke.

Streusiedlungen und Einzelhäuser wuchern entlang von Waldrändern und Hügelkanten, entlang von Landwegen und mitten auf weithin freien Äckern und Wiesen, unseren einzigartigen Besitz, die Qualität der Landschaft, zerstörend.

Da und dort bilden sich Agglomerationen, da und dort größere Anlagen, „Siedlungen“, zufällig, beziehungslos . . .

Ähnlich verhält es sich in den anderen Sparten unseres Bauwesens, auf die einzugehen hier nicht möglich ist: Fremdenverkehr, Straßenbau, Talsperren . . .

„Aber“, wird eingewendet, „das ist nichts Neues.“ Mit dieser Bemerkung, meine ich, ist unsere baukulturelle Situation schlüssig ins rechte Licht gerückt. Gewiß ist nicht neu, was von den zwei Handlungsabläufen, ihren Fehlern und Mängeln berichtet wird. Wenige Anlagen ausgenommen, ist im Gegenteil schlechte Qualität Gewohnheit.

Politiker auf Landesebene haben einiges unternommen, der Problematik Herr zu werden. Kärnten ist eines der ersten österreichischen Bundesländer, das die Notwendigkeit zur Weiterführung des Reichs-, Wohn- und Siedlungsgesetzes in Entwicklungs-, Flächenwidmungs- und Bebauungsplänen anerkannte. Bei der Umsetzung der legislativen Normen in gebaute Realität sind, wie die angeführten Beispiele zeigen, allerdings bald Grenzen sichtbar geworden, die – um es auf den kleinsten gemeinsamen Nenner zu bringen – einfach darin gründen, daß das gesellschaftliche Bewußtsein für Architektur hierzulande ungenügend ist.

(Auf Anregung der Zentralvereinigung der Architekten hat die Landesregierung zwar einen Förderungspreis für Architekten gestiftet und 1974 das erste Mal ausgeschüttet. Weder beim Kunstpreis des Landes noch bei den häufigen Kulturveranstaltungen scheint jedoch moderne Architektur auf. Nach allgemeiner Ansicht ist moderne Architektur Geschäft – die Architekten sind Geschäftsleute.)

Bausachen sind in Österreich Angelegenheit der autonomen Gemeinden. Wieviele von den Gemeinderäten und Bürgermeister in Kärnten, die autonom entscheiden, verfügen jedoch über ausreichende städtebauliche Kenntnisse, um richtig zu entscheiden? Die Abhängigkeit dieser Mandatäre von Beratern, die keineswegs immer durch qualifizierte Leistungen auf baukünstlerischem Gebiet glänzen, verschlimmert die Situation⁴.

Bandsiedlung am Waldrand mit „Kärntner Dächern“



Wir fordern zur Hebung der Kärntner Bauqualität:

1. Eine bessere allgemeine architektonische Ausbildung von der Grundschule an (fällige Studie der HBW),
2. die stärkere Beiziehung hochqualifizierter Beiräte (auch von außer Landes) auf allen Ebenen,
3. Förderung der Planungs- und Bauqualität durch finanziell gestufte Hilfen⁵ und unterstützte gute Beispiele,
4. Überprüfung der gesetzlichen Grundlagen, notfalls deren Novellierung,
5. offene Wettbewerbe,
6. eine wachsame Öffentlichkeit, die umfassend zu unterrichten Pflicht der Bau-schaffenden und Bauverwaltenden wäre,
7. periodische Berichte zur Lage des Kärntner Bauwesens aus architektonischer Sicht.

Mehr als jede andere Kunst ist Architektur von Zwecken, Materialien und dem Gesellschaftsgefüge abhängig. Wie jede Kunst wird Architektur jedoch nach inneren Vorstellungen gestaltet. Vieles darin ist (von Loos abgelehntes) Ornament. Bedachungsfragen sind z. B. heute hauptsächlich Fragen des Ornaments.

Wir denken auch an modischen Städtebau: an Fußgängerzonen – in ihren Folgen eine andere Charta von Athen; an Altstadtsanierungen, die so publikumswirksamen, so wenig Kreativität beanspruchenden Sofortpakungen mit der kleinen urbanen Tiefenwirkung: etwas Bazar, etwas Wohnen für Minderheiten und die wie Vitamine geschätzten Identifikationswerte, die indes wirklich da sind. Wir denken an neue Stadtformen und Umweltgestaltung.

Wir denken an das Spiel des wechselnden Formalen und an Versuche je nach Jahrgang.

Der Ernst dahinter bleibt – wir wiederholen es –, der umgekrempten neuen Gesellschaft auch in Kärnten adäquate Behausungen – menschenwürdige Behausungen – in einer intakten, landschaftlich einzigartigen Umwelt zu schaffen.

Kärnten ist ein kleines Land in Randlage. Europäische Bewegungen schlagen hier keine hohen Wellen. Darin liegt die Chance und auch die Gefahr für die Architektur unseres Landes.

Zwar wurde schon vieles vertan, doch bisher ist (hoffentlich) nicht alles verloren.

- 1 Heidegger: Bestimmung des Daseins als des „Seienden, dem es in seinem Sein um sein Sein geht.“ Sartre: „Die Hölle, das sind die anderen.“ (Hintergrund von Bürgerinitiativen.)
- 2 Man beachte die Entstehung einer Spielart materieller Kultur durch den Druck von Konformismus, der bei ungestörter Entwicklung Brauchtum werden kann (ein neues „Kärntner Haus“). Ein- oder zweigeschossige, rechteckige Baukörper, 9–10 auf 12–15 m im Geviert mit eingezogener Terrasse bzw. Balkon. Dachneigung 17–24 Grad, häufig Welleternit. Schmuckelemente: schmale Steinpfeiler, Schmiedeeisen-Holz-Kombinationen, farbige Putzfelder auf weißem Grund, ornamentale Zäune.
- 3 Von den in Kärnten eingereichten Bauansuchen stammen nur 4 Prozent von Architekten. Das Verhältnis der Wohnungen in Einzelhäusern: Wohnungen in größeren Anlagen schwankt je nach Statistik, beträgt jedoch ca. 75 : 25.
- 4 Ein Beispiel: Die Gemeinde Pörtschach a. WS. zählte 1974 2500 Einwohner. Im Zeitraum von 1960 bis 1974 hat sich die Einwohnerzahl so gut wie nicht verändert. Trotzdem wurden vom Gemeinderat unter den Augen des Landes bisher gewidmet: ca. 80 ha Wohngebiet für 8000 Einwohner, ca. 60 ha Kurgebiet für 6000 Betten, ca. 10 ha Geschäftsgebiet, ca. 8 ha Gewerbegebiet. Die Folge sind extensive Bauweisen und hohe Belastungen der Gemeindekasse.
- 5 Z. B. Wohnbauförderung ist bevorzugt dort auszuschütten, wo ein Beirat den Wert einer Anlage anhand einer allgemein angewendeten Qualitätsliste geprüft und festgestellt hat. Prüfungskriterien: Ökologische, städtebauliche, infrastrukturelle Erfordernisse und Folgen, Bedarfsnachweis, Maßstäblichkeit, Material, Nutzwert (Wohnwert).

Stadt und Architektur – Gegenwart und Vergangenheit

Das Problem der historischen Stadtkerne, oder genauer: das Problem, wie in den historischen Stadtkernen vorzugehen und zu bauen ist, hat in gleichem Maße wie das Problem der Stadtperipherien das Ungenügen der gegenwärtigen Architektur gezeigt. Beim „Ambiente“ in der Stadt wie in der Natur stellt sich das Problem nicht nur vom Verhältnis von alt und neu her, sondern auch vom Standpunkt der notwendigen Umgestaltung aus, die jeder Eingriff mit sich bringt. Keinesfalls kann der Bezug zur Umwelt in einer Vertuschung oder Imitation bestehen. Wo diese vorhanden sind, handelt es sich um Zeichen von Ungenügen und kultureller Schwäche, deren Folgen nur negativ sein können. Ich beziehe mich vor allem auf die oberflächlichen Anpassungen vieler moderner Bauten, die mit Bestimmtheit schlechter sind als der Historismus romantischer Bauwerke, in denen oft eine keineswegs oberflächliche Spannung liegt.

In Wirklichkeit gewinnt die Architektur ihre Form in der Auseinandersetzung mit ihrer gesamten Geschichte; sie wächst auf Grund von eigenen Motivationen, und nur Kraft dieses Gestaltungsprozesses reiht sie sich in die gebaute, die umgebende Welt ein, so wie sie sich in die natürliche Umgebung einfügt. Sie stimmt, wenn sie durch ihre eigene Originalität einen dialektischen Bezug herstellt; sie gestaltet also eine Situation. Die antiken Tempel, die Kathedralen, die Fabrik- und Industrieanlagen unserer Epoche, die Brücken und Straßen charakterisieren eine Landschaft mit demselben Nachdruck.

Müßte ich mich auf positive Eingriffe in die Landschaft beziehen, so würde ich die Brücken der Autostrada del Sole in Italien, einige Staudämme in den Vereinigten Staaten von Nordamerika oder Fabrikanlagen in Brasilien als Beispiele dieses Typs zitieren. Es ist sicher, daß ein beispielhaftes Eingreifen in historische Stadtkerne großen Mut voraussetzt. Die Motivationen muß man aus der Umgebung gewinnen. Jeder Eingriff in einen historischen Stadtkern enthält ein Urteil, und dieses Urteil muß in erster Linie in den Begriffen der Architektur und der Stadtanalyse gegeben werden. Die Situationen sind zu unterschiedlich, als daß sie verallgemeinert werden können.

Wenn Fachleute angesichts der Katastrophe, die die historischen Städte Europas zerstört, diese oder jene stilistische Note im Material, in der Farbe usw. vorschlagen, meinen sie mit einigen Kunstgriffen ein viel allgemeineres Übel lösen zu können, und die Ergebnisse werden dadurch sogar noch schlechter. Ich will damit sagen, daß man mit dem Glauben, mit volumetrischen Beschränkungen oder mit geneigten Dächern das Bild der gotischen Stadt wiederherstellen zu können, oder mit der Ansicht, ein gelber Verputz (häufig handelt es sich jedoch um Plastik) genüge, um einige häßliche moderne Häuser mit dem „Ambiente“ der barocken Städte des 18. Jahrhunderts zu versehen, am schlechtesten bestellt ist. Es gibt keinen Gegensatz zwischen geschichtlich verschiedenen Architekturen, außer den lächerlichen jener Architekturen, die aus einem allgemeinen kulturellen Zerfall heraus entstehen.

Bei jedem Eingriff haben wir uns zu fragen: Was wollen wir von der Stadt bewahren und aus welchem Grund? Was bedeutet es, von der geschichtlichen Stadt und vom „Ambiente“ zu sprechen? Diese Definitionen sind in der Tat in sich sehr verschieden.

Ich meine, daß man mutig an der Unmöglichkeit festhalten muß, einen historischen Stadtkern vollständig erhalten zu wollen. Jedes Vorgehen in diesem Sinne ist häufig Ausdruck unklaren Wunschdenkens. Ich beziehe mich nicht auf alle jene kleine Zentren, die aus komplexen geschichtlichen Gründen bis heute in gutem Zustand erhalten geblieben sind und für die die Hypothese der Museumsstadt aufgestellt werden kann. Heute sind jedoch auch diese Zentren in Frankreich und Italien, in Spanien und Griechenland den entstehenden Entwicklungen der für den Massentourismus notwendigen Strukturen ausgeliefert. Auch hier muß das Problem der Erhaltung im Rahmen der Regionalplanung gelöst werden. Die Analyse muß zur Entscheidung führen, wem ein effektiver Wert zukommt und was nicht angeührt werden darf.

Es steht fest, daß die großen Bauwerke der Vergangenheit unabhängig von ihrer ersten Funktion ein großes Gewicht in der städtischen Dynamik erlangen können.

Die historischen Stadtkerne, ihre architektonischen Schwerpunkte und auch einzelne Gebäude im Territorium müssen katalogisiert werden, denn sie bilden oft entscheidende Elemente für eine allgemeine Planung.

Büro 21: Architekt Dipl.-Ing. Franz Dieter Jantsch

Architekturschaffen in Kärnten – Bemerkung zur Ausbildung und zum Selbstverständnis

Der Architekt findet sein Selbstverständnis heute als Planer der den Menschen umgebenden Umwelt schlechthin. Seine Ausbildung ist im klassischen Lehrplan noch immer universell und nicht spezialisiert. Dies

befähigt ihn, sich im Berufsleben sowohl der Regionalplanung (Städtebau – Landesplanung) wie auch dem Innenausbau (Design) oder sowohl der normalen Objektplanung (Hochbau) wie auch der Gartengestal-

tung zuzuwenden. Sicher ist jeweils Vertiefung und Weiterbildung nötig, aber immerhin: er kann sich jedem Bereich der Umweltplanung zuwenden. Von dieser Basis her ist sein Engagement an den verschiede-

densten Lebensbereichen zu verstehen. Für vieles und viele möchte er sich einsetzen.

Wie Architektur im allgemeinen beurteilt und verstanden wird

Seine Arbeit ist allen sichtbar und daher auch der Kritik aller ausgesetzt. Hier ist das Bestehen schwer, und man freut sich über etwas Verständnis und Anerkennung. Während nun seine Arbeit, seine Planung beim einzelnen Bauobjekt oft an strengen Maßstäben gemessen und strengen Regeln unterworfen werden¹, geht es im Großen oft recht unbekümmert zu. Hier erleidet der Engagierte das Schicksal des Mißverständenen, eines, der in der Lage wäre zu helfen und Rat zu erteilen, aber keine Möglichkeit hat, sich einzuschalten und mitzuteilen.

Als Beispiel:

Griffen als historisch gewachsener Ort hatte sich um den befestigten Berg herum entwickelt. In seinem Schutz duckten sich die Häuser, der Winkel der Straße war sicher nicht von ungefähr. Eine geradlinige Erstreckung des Ortes hätte bedeutet, daß die dadurch weiter vom Berg entfernten Häuser den Schutzbereich der Burg verlassen hätten. Das so entstandene Ortsbild konnte man als typisch bezeichnen. Die jetzt getroffene Lösung des Durchbruches der Bundesstraße hat dieses charakteristische Ortsbild zerstört. Man hat nicht gehört, daß diese Zerstörung auf besonderen Widerstand gestoßen wäre. Bei Bauvorhaben an dieser Durchbruchstraße aber werden sehr wohl alle positiv bemühten Kräfte mobilisiert, um Auflagen zum Schutz des Ortsbildes zu erlassen. Im speziellen Fall steht jedoch jede eventuelle Bausünde am Objekt, und sei sie noch so groß, in keinem Verhältnis zu der grundsätzlichen Zerstörung des Ortsbildes². Aber dies ist kein Einzelfall. Exempel für Unbekümmertheit im Großen und Pedanterie im Kleinen lassen sich zu jeder Zeit genügend finden.

Zur Arbeit des Architekten – Einengung seiner Schaffenskraft

Wir haben vorhin die Regeln und Maßstäbe erwähnt, denen seine Arbeit unterworfen erscheint, beziehungsweise an denen seine Werke gemessen werden. Sieht man nun von den rein technisch-technologischen Vorschriften ab, die recht exakt durch Gesetze und Verordnungen bestimmt sind, so kommen wir immer wieder auf das Formale, das äußere Erscheinungsbild der Baukörper. In größeren Gemeinden und Städten werden Größe, Geschosse, Dachneigung, Dachfarbe, Abstände etc. der Gebäude durch Verordnungen geregelt; in kleineren sind sie selten vorhanden. Weitere bauliche Einzelheiten werden von Fall zu Fall vorgeschrieben. Sie können von der Vorschreibung bestimmter Putzarten, von Natursteinmauerwerk und Holzverkleidungen bis zur Anstrichfarbe o. ä. reichen. Im Endeffekt kommt es immer auf dasselbe hinaus: Rauputz, Bruchsteinmauerwerk, Naturholz eingelassen und keine grellen Farben, geneigtes dunkelgraues Dach.

Diese Vorstellungen finden ihren Rückhalt ursprünglich in dem Versuch der Anlehnung

an traditionelle Bauformen aus der Zeit, als man noch „von Hand“ baute. Heute bewegen sie sich bestenfalls auf dem Niveau, das dem so häufig zu findenden Wandbild vom „röhrenden Hirsch“ oder vom „Schutzengel, der die Kinder über den Wasserfall führt“, entspricht.

Für den geschulten Architekten sind sie ein allzu enges Korsett geworden, und es ist bewundernswert, wenn man trotz dieser Vorschriften hie und da ein Bauwerk entdeckt, von dem man den Eindruck hat, daß es einen Schritt nach vorne bedeutet. Dabei muß man sich vor Augen halten, daß es in der Zwischenkriegszeit einer Reihe von begnadeten Architekten gelang, auf der bäuerlichen und städtischen Tradition aufbauend, deren Formen zu durchaus eigenständigen Entwicklungen weiterzutreiben. Ich erwähne Lois Welzenbacher und Clemens Holzmeister.

Aus der Not eine Tugend machen

Der Schmach der oben erwähnten, sich immer wiederholenden Vorschreibungen, die in etwa einem Primitiv-Schönheitsideal entsprechen, wurde sehr bald durchschaut. Ih-

Zum Begriff des Orts- und Landschaftsbildes

Was das Landschaftsbild betrifft, so kann man sich darunter in Verbindung zu Bauwerken wohl schwer etwas vorstellen. Aus einer lieblichen Kärntner Seenlandschaft, den sanften Rundungen der Nocke oder der bizarren Kulisse der Karawanken lassen sich keine Bauformen ableiten.

Trifft man die Definition genauer, so könnte man von Bauformen sprechen, die in einem bestimmten Landschaftsbereich vorkommen und ihm eine spezifische Note verleihen. Das entspricht aber wieder eher dem Sinn des Ortsbildes. Von einem einheitlichen Ortsbild kann man bekannterweise in Kärnten nicht sprechen³. Was bleibt dann also? Die Landschaft hilft uns nicht weiter, das Ortsbild ist von Ort zu Ort verschieden. Dazu kommt die relative Kleinteiligkeit des Maßstabes der verschiedenen historischen Bebauungen, der bei den erwähnten Bebauungen nicht übernommen wird. Überhaupt erinnern sie mich eher an Tiroler oder Salzburger Bauformen.

Was bleibt also wirklich? Es bleiben die eingangs zitierten Geschmacksvorstellungen



Griffen einst: ein geschlossener Ort, mit städtischem Platz. Heute ein Straßendorf: Zerstörung einer Architektur.



re größten Blüten treiben sie wohl bei Fremdenverkehrsbauten. Die bloße Verkleidung gigantischer und in ihrem Innern durchaus modern konzipierter Bauvolumina mit 10 Reihen geschnitzter Holzbalkone übereinander, das Versehen mit Natursteinsockeln und das Aufsetzen riesiger Dächer genügte, um Baubewilligungen zu erreichen. Ich wage zu behaupten, ohne es letztlich beweisen zu können, denn es gibt keinen Gegenbeweis, daß ein Baukörper gleicher Kubatur, aber ohne diese Gamsbart-Applikationen, schwer eine Baubewilligung erhalten könnte.

Ich habe nie verstanden, wieso immer wieder erwähnt wird, diese Bauten entsprächen dem Orts- und Landschaftsbild.

gen, auf seinerzeitigen Bauweisen noch entfernt wurzelnd.

Das Landschaftsbild an und für sich kann man wohl dadurch am besten schützen und in seiner Harmonie bewahren, daß man es von Bebauung reinhält. (Siehe im Extremfall Naturschutzgebiet.) Die notwendige Bebauung wäre dann zu konzentrieren und so zu placieren, daß sie nicht störend wirkt.

Einstellung und Wunsch des Bauwilligen

Das Gegenteil ist der Fall. Das Bestreben des einzelnen, sich einen möglichst großen Platz an der Sonne zu sichern mit möglichst viel Abstand zum Nachbarn und möglichst viel Aussicht, ist zwar verständlich, führt



Drei verschiedene Blicke auf Feldkirchen. So weit man schaut: Häuschen und Häuschen, kein Ort mehr.

aber zur Zerstörung des Landschaftsbildes. Wir hinterlassen unseren Söhnen nicht, was wir von den Vätern ererbt haben, wir haben es verschwendet. Und diese Verschwendung wird noch unterstützt.

Da heute fast niemand mehr ohne direkte oder indirekte Förderungsmaßnahmen in Anspruch zu nehmen baut und die so häufig verbreitete Bauform des freistehenden Einfamilienhauses nachweislich sowohl von den Bau- wie auch von den Betriebskosten her die unwirtschaftlichste Bauform darstellt, muß man sie letztlich, gesamtwirtschaftlich gesehen, als asozial betrachten⁴. Die damit verbundene Zersiedelung weiter Landschaftsbereiche führt unmittelbar zur Zerstörung des betroffenen Landschaftsbildes. Wer kennt nicht den Blick auf den Talkessel von Feldkirchen, wenn man auf der Straße von Klagenfurt kommt? Oder den von der Autobahnumfahrung Spittal hinunter nach Seeboden oder den von der Kirche Gurnitz hinunter nach Ebental, Rain und Gurnitz? Alles ist vollgepflastert mit freistehenden Einzelbauten⁵. Es gibt keine Städte mehr – nur noch Vorstädte.

Zersiedelung und Raumordnung

In den letzten zehn Jahren wird diese Entwicklung durch die Errichtung von Zweit-, Dritt- und Mehrwohnsitzen noch bedeutend gesteigert, die, der Natur ihrer Bestimmung

entsprechend, die schönsten und unberührtesten Landschaftsteile besetzen. Seeufer, Seeblicklagen, Berggipfel und Almen werden bevorzugt. Das Ergebnis sind die nicht überall beliebten Appartementhauskolosse und die Ferien- beziehungsweise Wochenendsiedlungen, die das Landschaftsbild in vielen Teilen Kärntens bereits nachdrücklich geprägt haben (Appartementhäuser: Ossiacher See, Kanzelhöhe, St. Urban; Siedlungen: Flattnitz, Koralm, Saualm, Gerlitz). Der Gesetzgeber hat immer wieder diese Entwicklung gesteuert und die Gesetze entsprechend novelliert⁶.

Solange jedoch unsere bereits jetzt als Bauland gewidmeten Flächen unter der Voraussetzung einer gleichmäßig anhaltenden Bautätigkeit bis weit in die erste Hälfte des 21. Jahrhunderts reichen⁷, solange weiter umgewidmet wird, solange kann unser Landschaftsbild durch störende Einbauten geschädigt oder gar vernichtet werden.

Zersiedelung: Ein altes Kärntner Problem?

Dagegen hilft auch nicht der Hinweis auf die in Kärnten schon immer vorhanden gewesene Zersiedelung. In Kärnten sollen durchschnittlich auf eine Gemeinde über 40 Ortschaften entfallen, im alemannisch besiedelten Vorarlberg hingegen weniger als 10⁸. Betrachtet man diese einzelnen Kleinsiedlungen näher, so erkennt man bei vielen innerhalb jeder einzelnen den Hang zur Konzentration (z. B. Saraberg, oberhalb von Rennweg, oder Sörg). Es handelt sich also eher um innerhalb der kleinen Ortschaft stark verdichtete, über die Gemeinde aber vielfältig verstreute Siedlungskörper



Der Blick auf die krebsartigen Wucherungen bei Viktring und bei Gurnitz



(Transportwege, Bodenerträge etc). Was sich jetzt abspielt, hat aber mit diesem historischen Erscheinungsbild nichts zu tun; jetzt handelt es sich um eine maßlose, alles überschwemmende Häuselbauwelle.

Es war aber nicht immer so. Betrachtet man die Ausgrabungen der römisch-keltischen Besiedelung am Magdalensberg oder – jünger und uns direkt verwandt – die Anlagen der alten Kleinstädte und Märkte Kärntens, so kann man sehr wohl von stark verdichteten und eng bebauten Gemeinwesen sprechen. Diese Bauweise wurde auch in der nachnapoleonischen Zeit beibehalten, als das wehrtechnische Moment des Schutzes nicht mehr vordringlich war. In der Zwischenkriegszeit (Gemeindebauten, Reihenhäuseranlagen) und in der Zeit des III. Reiches (Kanaltalersiedlung) wurde dasselbe Konzept noch immer beibehalten. Erst nach dem II. Weltkrieg, etwa um 1950, setzt die Häuselbauwelle mit voller Wucht ein und wurde zum nachahmenswerten Beispiel für weite Bevölkerungskreise⁹. Erst hier und nur durch diese Maßlosigkeit ausgelöst, bekommt das Stichwort „Landschaftsschutz“ ein neues Gewicht. Es kann aber nicht auf das Einzelobjekt, sondern nur auf die Reinhaltung der Landschaft von Bebauung oder die Bewahrung besonders typisch gewordener Erscheinungsbilder angewendet werden (Burgen und Kirchen auf Hügeln etc.).

Wie schade, daß in einem Land, in dem die Wörter Heimatliebe und -pflege, Tradition etc. so viel verwendet werden, in dem Liedgut, Volksbrauchtum, Trachten u. ä. mehr liebevoll gepflegt werden, die Vernichtung des unvermehrten Gutes: des Bodens so sorglos gehandhabt wird!¹⁰

Man vermerkt, welche Welle an Empörung die Sendung des ORF-TV „Und so singen sie“ ausgelöst hat, in der das Kärntner Liedgut beeinträchtigt worden sein soll, und man wundert sich über das ruhige Hinnehmen der Häuselbauwelle, die die Landschaft zerstört.

Nebeneffekte

Interessant sind dabei folgende Erscheinungen:

1. Dieser Hang zum vereinheitlichenden Historismus ist in den anderen Produktionssparten nicht feststellbar. In den anderen Disziplinen bedient man sich durchwegs der technischen Hilfsmittel, die der Fortschritt ermöglicht hat. Vergleiche Bauingenieurwesen, Kraftwerk-, Straßen-, Brücken-, Tunnelbau, Kraftfahrzeugentwicklung und -produktion, Elektro- und Elektronik-Industrie etc. Nur beim Haus- und Objektbau und beim Möbelbau ist dies festzustellen.
2. Je größer ein Gemeinwesen ist, umso eher wird auf eine Vorschreibung von Geschmacksvorstellungen verzichtet (Ausnahme Altstadt).
3. Der Hang zu den „historisierenden Formen“ beim Haus- und Möbelbau ist besonders stark bei den „reicheren und besser gestellten Bevölkerungsschichten“ festzustellen.



Oben an landschaftlich entscheidender Stelle die riesigen Appartementbauten.
Unten die Häuselwelle

Der Kärntner Baustil

Im Zusammenhang mit den besprochenen Punkten muß man auch die immer wieder auftretenden Bemühungen um die Schaffung eines eigenen Kärntner Baustiles oder Kärntner Hauses sehen und verstehen. Dieser Gedanke wird hauptsächlich von Interessierten und Bemühten, weniger von Bau-

kundigen vertreten¹¹. Von seiten der Bauhistoriker wird dieser Gedanke abgelehnt, da es in Kärnten, wie schon erwähnt, nie einen einheitlichen Stil gegeben hat, von seiten der Architekten ebenfalls, die eine Erstarrung der Formen und ein Absinken in starren Schematismus befürchten.

Die Kehrseite der Medaille

Es wäre ungerecht, wollte man nur negative Auswirkungen beschreiben. Betrachten wir den angeschnittenen Problemkreis auch von einem anderen Blickpunkt:

Die Architekten befinden sich etwa in der Situation, in der sich die Ärzte vor 100 Jahren befanden. Diese hatten damals hauptsächlich in den Städten Fuß gefaßt, auf dem Lande wurde die Medizin von Badern, Barbieren, ja, noch schlimmer, von Quacksalbern und Kurpfuschern praktiziert.

Zurück: Wer darf bei uns planen? Wer darf die Arbeit der Architekten, die Planung, ganz oder teilweise betreiben?

Grundsätzlich einmal für sich selbst, zu seinem eigenen Gebrauch, gleichgültig, ob er etwas davon versteht oder nicht, jedermann (Selbstbedienungsrecht). Dann: Maurermeister, Zimmermeister, weiters Baumeister, Inhaber eines Planungsgewerbes und letztlich Architekten und Zivilingenieure für Hochbau. Man ist versucht zu fragen: Wer darf eigentlich nicht planen? In den einzelnen Ausbildungswegen ist der Unterschied etwa so – wieder zur anschaulicheren Medizin – wie zwischen einer Krankenschwester und einem fertigen Arzt mit allen möglichen Zwischenstufen. Darüber hinaus gibt es noch eine Unzahl von technisch Ausgebildeten in allen möglichen Zweigen der nicht selbständigen Erwerbstätigkeit, die zwar nicht planen dürften, es aber tun.

Der Kreis ist also noch größer geworden (Vergleich: Spitalsärzte dürfen nebenher nicht praktizieren, Ausnahme: Primar). Demzufolge ist auch das von Architekten ge-



Neue Kärntner Häuser, ab den 50er Jahren feststellbar
a zweigeschossig
b sogenannter „Bungalow“



plante Bauvolumen entsprechend gering¹² und das Niveau der Planungen oft erschreckend. Die begutachtenden Behörden können ein Lied davon singen¹³.

So betrachtet, wirken nun diese starren Regeln plötzlich durchaus verständlich und erscheinen in einem anderen Licht. Was für den einen ein starres Korsett darstellt, wird für den anderen zur absolut einzuhaltenden Mindestverpflichtung, die wahrscheinlich hoch über dem liegt, was er freiwillig zu geben bereit war. Schlimm wird es dort, wo man vermeidet, einmal eingeschlagene Wege neu zu überdenken und einer neuen Situation anzupassen¹⁴. Dies scheint relativ häufig vorzukommen; im Interesse einer stetigen Entwicklung des Baugeschehens in unserem Lande liegt es nicht.

Dies ist verallgemeinernd beschrieben. Ich kenne sehr wohl die Fehler der eigenen Berufsgruppe und die Qualitäten der anderen, wie ich auch die Mediziner und deren Helfer um Verständnis für die Vergleichs-heranziehung bitte. Grundsätzlich ist jedoch festzuhalten, daß der Architekt umfassend besser eingesetzt werden könnte.

Nun kann man sicher sagen, so wie sich die Gesellschaft selbst bildet und arrangiert, so sucht sie sich auch ihre Planer. Eine bequeme Erklärung, aber zu einfach.

Braucht die Gesellschaft den Architekten?

Weite Kreise der Bevölkerung haben noch kein ausgeprägtes Verständnis für den Einfluß ihrer Behausung auf ihr gesamtes Leben in allen Bereichen. Dieses Verständnis, dieses Gefühl nimmt im europäischen Durchschnitt von Norden nach Süden ab. Bei uns, glaube ich, kann man es mit dem Begriff der Bedarfsdeckung gleichsetzen. Im Norden tendiert es schon zum Komfort und Luxus.

Bei uns wird Architektur noch immer mit Bauwesen, speziell mit Hochbau und dem Aufstellen von Mauern und Decken gleichgesetzt. Betrachtet man es nur so, so ist der Architekt wahrscheinlich überflüssig. Wir müssen aber oder sollten den Menschen zur Entfaltung seiner selbst, zur Bewahrung seiner geistigen und körperlichen Gesundheit verhelfen, indem wir uns in seinen Dienst stellen. Dazu gehört aber mehr: Umfassende Kenntnisse, Einfühlung in den Auftraggeber, Untersuchung der Funktionen und Gewohnheiten, Analysen und Studien, und erst das Ergebnis davon kann dann eine Planung sein. Dafür fehlt noch das Verständnis. So wundert man sich nicht, daß der Architekt und seine Arbeit im Bewußtsein der gesamten Bevölkerung zu wenig verankert sind. Als ein Symptom finde ich immer die Intart-Ausstellung 73 in Laibach, die als (repräsentativer?) Querschnitt durch alle Kulturbereiche des Landes gedacht war und bei der als Architekturbeitrag Bühnenarchitektur gezeigt wurde.

Ich sehe immer wieder mit Erschrecken, mit wieviel Akribie Autos gekauft werden, wie überlegt wird: Beschleunigung, PS-Zahl, Benzinverbrauch, Reifen, Brems- und Kurvenverhalten, wie nach ein, zwei Jahren ein

neues Modell angeschafft wird, das noch diesen oder jenen Vorteil dazu hat oder sicherer ist. Dem gegenüber steht die Einfallsllosigkeit beim Bauen, das Wiederholen im wesentlichen gleicher Grundrisse, derselben Fensteranordnung, gleich für welche Zwecke, für welche Familie, für welches Einkommen, landauf und landab. Der große, begeisterte Einsatz für die temporäre Hülle und die Lethargie gegenüber der stationären. Umsomehr, als man ein Haus nicht so wechseln kann wie ein Auto; es ist auch eine Kapitalsanlage, Sparschwein der gesamten Familie und unersättlicher Verschlinger der freien Zeit und des Urlaubes, oft über Jahrzehnte. Mit äußerstem Einsatz, weil die Arbeit mit Ausnahme der technisch komplizierten Installationen vielfach selbst mit Nachbarschaftshilfe geleistet und Geld nur für die Materialien benötigt wird, wird so ein Haus gebaut, ohne viel nachzudenken.

Bezahlung, Finanzierung und Modelle – Lösungsvorschläge

Hier kommen wir nun zum zweiten Verhinderungsgrund für den Einsatz von Architekten. Für den kleinen Häuselbauer ist die Bezahlung des Honorars nicht tragbar. Es sieht so aus: Um dieses Geld habe ich schon den Keller herausgebaut. Einen Plan braucht er aber; also geht er zum Pfluscher. Not kennt kein Gebot. Es wäre genau so, wie wenn er sich einer komplizierten Operation durch den Primar unterziehen und dann bar bezahlen müßte. Das könnte er nicht; aber er hat ja die Krankenkasse.

Auf diesem Versicherungssystem aufbauend, müßte es doch möglich sein¹⁵, etwas Ähnliches zu schaffen, das im Bedarfsfall die Planungskosten übernimmt. Dasselbe System funktioniert ja auch mit einer Rechtsschutzversicherung, die die Anwaltskosten übernimmt. Warum also nicht bei uns?

Eine weitere Möglichkeit stellt sich mit der Verfassung von Plänen dar, in denen alle wesentlichen konstruktiven und grundsätzlichen Merkmale, wie sie z. B. der Bebauungsplan vorschreibt, enthalten sind. Hier könnten Typen entsprechend den verschiedenen Zwecken vorbereitet werden. Im konkreten Planungsfall müßten dann die Frage der Raumanordnungen, der inneren Gliederung, der Fensterteilungen, kurz alle Variablen mit dem Bauherrn individuell geklärt werden¹⁶. Dasselbe Verfahren kann beliebig auf die Kostenberechnung, Abrechnung und Bauleitplanung bis hin zur Anwendung der Datenverarbeitung (z. B. Hubverfahren, Netzplantechnik) erweitert werden.

Durch die Wiederholung und Systematisierung sind bedeutende Kosteneinsparungen möglich. Darüber hinaus könnten auch Bauindustrie (Fertigteile) und Hilfsindustrien (Sanitärzellen) in verstärktem Maße eingesetzt werden, was wieder zu größeren Serien und damit zu Kostensenkungen führen muß.

Die Abkehr von unseren – abgesehen von den Installationen – noch immer altrömischen Baumethoden ist erforderlich.

Steuerung der Zersiedelung

Das grundsätzliche Übel der Zersiedelung kann nur über die Flächenwidmung gesteuert werden. Es ist zuviel Bauland gewidmet worden, und es wird weiter zuviel gewidmet. Eine Rückwidmung ist illusorisch; welcher Gemeinderat, welcher zuständige Referent hält dies aus? Zwar soll die automatische Rückwidmung in Grünland, sofern man nicht innerhalb von fünf Jahren baut, schon zur Diskussion gestanden sein. Aber eben nur zur Diskussion. Sie wurde nicht durchgeführt. Einschränkung des Baulandes würde ja auch eine automatische Aufwertung des verbleibenden Baulandes zwangsläufig nach sich ziehen. Also eine unpopuläre Maßnahme. Flankierende Maßnahmen wären notwendig: Stop für Grundpreise, Ankauf durch die öffentliche Hand und Abverkauf an Private ohne Spekulationsgewinne oder weitere Abschöpfung der erzielten Gewinne durch die öffentliche Hand, kurz: neue Gesetze, neue Organe, neue Überwachungen und neue Umgehungen.

Andere Möglichkeiten würde eine Trennung in Bauland und Bauerschließungsland mit sich bringen, wobei das Bauerschließungsland jenes Gebiet wäre, das grundsätzlich zur Bebauung geeignet ist, und das Bauland jenes Gebiet, das schon vollkommen aufgeschlossen und mit der kompletten Infrastruktur versehen ist.

Diese Aufschließungsmaßnahmen müßten auch aus den durch die Umwidmung erzielten Gewinnen zumindest anteilig finanziert werden. Die Wertsteigerung um das im Schnitt 10- bis 20fache des ursprünglichen Preises und dagegen die geringe Verpflichtung zur Wegabtretung (sofern nicht schon einer da ist) stehen in krassem Mißverhältnis zueinander und führen zu allzu leichten Gewinnen, die durch keine erbrachte Leistung gerechtfertigt sind. Die Vermögensgestaltung durch Baulandwidmung und der damit verbundene Drang zur Umwidmung stehen in direktem Verhältnis zueinander. Hier einen Riegel vorzuschieben oder zumindest einzubremsen oder die Zuständigkeiten so zu verändern, daß wenigstens derjenige, der über die Umwidmung entscheiden muß, nicht der Wählerstimme des Antragstellers ausgesetzt ist, würde dem umfassenden Bild der Bebauung sicher entscheidend und an wesentlicher Stelle nützen. So könnte ebenfalls ein Schritt zu einer verbesserten Architektur getan werden.

Ausschöpfung der vorhandenen Reserven. Teilgenützte Substanzen

Schon verschiedentlich wurde auf das bestehende, aber ungenutzte Volumen in den Dachböden hingewiesen. Die meisten bei uns stehen leer oder dienen der Aufbewahrung von Gerümpel. Wenige sind ausgebaut. Ein Ausbau der Dachböden kann mit ganz entscheidenden Einsparungen gegenüber den Kosten eines Neubaus durchgeführt werden. Wahrscheinlich liegen hier Reserven von 10 bis 20 Prozent des gesamten Kärntner Wohnbauvolumens brach. Die Aus-

nutzung dieser Kapazitäten bringt nicht nur eine Einsparung an Baukosten, sondern auch an Bauland mit sich.

Wiederbelebung alter Ortskerne mit Wohnbevölkerung

Eine Unmenge von Gebäuden steht leer: Bauten der Landwirtschaft, Scheunen, Ställe, ganze Höfe, Zuhuben bis zu Almhütten; Wohnbauten am Lande, Opfer der Landflucht; Industriebauten des 19. Jahrhunderts bis zur Jahrhundertwende; Pfarrhöfe, Klöster und Kirchen, Schlösser, Landsitze und Burgen. Manche dämmern still vor sich hin, manche verfallen, manche sind es schon. Die wenigsten werden genutzt; man bekommt sie auch schwer. Man erlebt immer wieder, daß bedenkenlos umgewidmet, aber ein bestehendes Objekt nicht so leicht verkauft wird.

Die hier bestehende Reserve könnte vor allem dazu dienen, die Zweitwohnsitzwelle aufzufangen oder zumindest abzubremesen. Nebeneffekt wäre die Erhaltung bestehender, oft wertvoller oder charakteristischer Substanzen und wieder die Bewahrung weiterer Landschaftsstriche in der natürlichen Art.

Aber auch hier gibt es verschiedene Geisteshaltungen (oder deren Gegenteil), die zu verschiedenen Ergebnissen führen. Das halbverfallene Schloß Saager wurde ausgebaut. Ein langwieriges, kostspieliges und mühsames Vorhaben. Durch seine Erhaltung und Erneuerung empfängt aber wiederum das ganze Land die Bewahrung eines alten Kulturgutes. Wie anders dagegen ein Villenneubau oberhalb von St. Veit. Was hätte man stattdessen retten können!

Schluß

Die Architekten sind so gut oder so schlecht, wie die Gesellschaft sie will. Wenn sie gefordert werden, müssen sie sich bewähren; werden sie es nicht, soll man sich nicht beklagen. Eine neue Generation reift heran; sie übernimmt langsam Aufgaben. Die Wunden der Kriegszeit sind verbaut. Manches spricht dafür, daß Anschläge an die Architekten der zwanziger und dreißiger Jahre gesucht und gefunden werden, an jene, die noch aus der Wiener Schule stammen und deren Auffassungen von jenen des Dritten Reiches abgelöst wurden. Vielleicht ein neuer Ansatzpunkt. Vielleicht schon mehr.

1 Hier geben z. B. die §§ der Kärntner Bauordnung über den Schutz des Ortsbildes eine reiche Handhabe. Je nach Gemeinde können verschiedene Auffassungen über den Charakter eines Ortsbildes herrschen. Persönliche Geschmacksvorstellungen und Überzeugungen der die Baubewilligung Erteilenden können als Auflagen in den Baubewilligungsbescheid einfließen. Aber: De gustibus non est disputandum.

- 2 Etwas Ähnliches ist für Völkermarkt geplant, wo angeblich die Durchfahrt durch das Rathaus so erweitert werden soll, daß hochbeackte Lkw besser hindurchfahren können. Zu einem Zeitpunkt, wo alle Gemeinwesen den Wert ihrer Plätze und Straßen wiedererkennen und sich bemühen, Fußgeherbereiche zur Aktivierung der Innenstädte anzulegen, stellt dies einen gewaltsamen Eingriff in das Ortsbild dar. Dieses Rathaus und der Stadtplatz werden in dem Buch von Prof. Koepf, TH Wien, „Stadtbaukunst in Österreich“, als bedeutende Denkmäler erwähnt und dargestellt. Man ist sich also an berufener Stelle durchaus des Wertes dieser Anlage bewußt.
- 3 Vgl. dazu die Sammlungen des Kärntner Landesmuseums, II. Stock, „Kärntner Hausformen“ und das letzte Buch von Prof. Oskar Moser, in denen die Verschiedenartigkeit und Reichhaltigkeit der Kärntner Hausformen aufgezeigt werden.
- 4 Vgl. dazu die Arbeit und die Tondiaschau der jetzt im Büro 21 zusammengeschlossenen Architekten Dipl.-Ing. Holler, Jantsch, Murero, Rausch, Petutschnig und des jetzigen Leiters der Klagenfurter Stadtplanung, Dipl.-Ing. Kraigher, über das „Zersiedelte Kärnten“. Diese Arbeit erhielt 1974 den „Förderungspreis des Landes Kärnten für Architektur“.
- 5 Architekt Dr. Rainer Bergmann ist dabei, eine Bestandsaufnahme der jetzt in Kärnten vorherrschenden Behausungstypen vorzunehmen. Eine erste Kostprobe dieser Einheitstypen stellte er anlässlich des Empfanges der ZV den Architekten im Schloß Mageregg im Dezember 1974 vor.
- 6 Von LR Schober wurde 1972 in Übereinstimmung mit der Novelle 72 zum Gemeindeplanungsgesetz eine eigene Kommission unter Vorsitz von HR Dr. Hansely eingesetzt, der die Begutachtung von Umwidmungen zur Errichtung von Appartementhäusern, Ferien- und Wochenendsiedlungen obliegt. Kärnten hat dadurch die Entwicklung in den Griff bekommen. Ebenfalls hat die Kreditrestriktion 1973 viel zur Verhinderung weiterer Appartementbauten beigetragen. Vergleiche „Berichte zur Raumforschung und Raumplanung“, 18. Jg., Heft 4, S. 49, ORR Dr. Oskar Glanzer, „Geordnete Siedlungsentwicklung“, 2. Absatz.
- 7 Diese Angaben wurden für Kärnten von HR Dr. Hamböck, für die Stadt Klagenfurt von BD Dipl.-Ing. Natmeßnig anlässlich verschiedener Vorträge gemacht.
- 8 HR Dr. Hansely in seinem Referat anlässlich des Bebauungsplanseminars der ZV Kärnten im Sommer 1974.
- 9 War das übliche Siedlungshaus etwa ab 1950 erdgeschossig mit ausgebautem Obergeschoß, Balkon, 45° steilem Dach, etwa 8/7 m Seitenlänge, so wandelt es sich etwa ab 1965 in zwei Typen: a) erdgeschossig mit flach geneigtem Dach (sogenannter Bungalow) oder b) zweigeschossig mit flach geneigtem Dach, Loggia, Grundriß etwa 9/12–14 m und Garagenzubau.
- 10 Ansätze sind vorhanden: Begehungen des Kärntner Bildungswerkes.
- 11 Im Burgenland wurde von der Landesregierung ein eigener Architekten-Wettbewerb zur Findung und Entwicklung eines typisch burgenländischen Hauses veranstaltet.
- 12 HR Dr. Hamböck hat einmal im Lavanttal festgestellt, daß nur 3 Prozent der Bauten von Architekten geplant wurden.
- 13 OBR Dipl.-Ing. Kuich, Baubezirksamt Klagenfurt, sammelt seit Jahren einen repräsentativen Querschnitt von absonderlichen Scheußlichkeiten und Abstrusitäten, die bei ihm als Plan eingereicht wurden.
- 14 Bei einem Bauvorhaben lag dem entsprechenden Grundstück ein Bebauungsplan zugrunde, Fix-Baukörper, zweigeschossig, 8 x 12, waren vorgeschrieben. Der Bauherr war verheiratet und hatte ein Kind, weiters keine Familie. Das vorgeschriebene Haus war ihm um gut das Doppelte zu groß und auch zu teuer. Eine Änderung des Bebauungsplanes war zwar rechtlich möglich, wäre aber nicht positiv befürwortet worden, um die Einheitlichkeit der Bebauung nicht zu stören. Mithin also faktisch aussichtslos oder zumindest äußerst langwierig. Es wurde aber der „sinnvolle“ Ratschlag erteilt, die nichtbenötigten Flächen als Loggien zu verwenden und im übrigen den Baukörper beizubehalten.
- 15 Architekt Dipl.-Ing. Ferdinand Brunner, Krumpendorf-Klagenfurt, hat dies angeregt.
- 16 Anregung von Architekt Dipl.-Ing. Rolf Haas, Klagenfurt.

Zu Thema 12

Was ist Architektur?

Was ist ein Architekt?

Was ist Raum?

Was ist das „Mehr“, das Architektur erlebbar macht?

Eine Versammlung von 150 Maturanten zu einer Meßfeier im Katholischen Gemeindezentrum St. Hemma in Klagenfurt und das Thema „Berufe“ waren Anlaß zu folgender Lesung:

Wir sind hier in einer Kirche – in einem Kirchenraum – ich bin Architekt. Ich habe diesen Raum nicht geplant, und ich konnte

auch niemals einen Kirchenraum dieser Größenordnung zur Ausführung bringen.

Trotzdem möchte ich zu Ihnen sprechen: über den Kirchenraum und über den Raum ganz im allgemeinen.

Wenn ich über meinen Berufsweg nachdenke, so war der Kirchenraum ein Ausgangspunkt und nach vielen Umwegen ein Endpunkt.

Zuerst gab es da eine Zeit der Begeisterung für Bilder und Reproduktionen von Kuppeln, Fassaden, Pilastern, für Michelangelo und Kunstgeschichte.

Es war etwas halb plastisches, an die Wand gestelltes schwarzweißes Geräusch- und Geruchloses. Es war in einem gewissen Sinn bibliothekarisch.

Und dann gab es eine Zeit auf der Technischen Hochschule mit der Erkenntnis, daß das alles weit weg und passé ist – vor allem das, was Kirchen sind –, daß Kirchen nicht mehr machbar sind.

Es war das Lebensgefühl der zwanziger Jahre, des Bauhauses und das unserer Vorbilder, wie Le Corbusier, Pierre Jeanneret, Mies van der Rohe, Gropius, Fr. L. Wright und eine Ahnung von Asien.

Es war nicht so, daß man uns das auf der Hochschule gelehrt hätte.

Gelehrt hat man uns nur das Mittelmaß, Abgegrenztes, Papierhaftes, Zweckhaftes. Von Raum war keine Rede. Es war ein zweidimensionales Dasein.

Es kam dann die Zeit der Berufsarbeit (auch die Suche nach einem Meister), die Erfüllung von Wünschen von Bauherren. Auch hier waren keine Räume, aber viel Kleinkariertes.

Da waren aber auch Bürokollegen und besonders einer, der war ein Meister.

Er machte neben seiner Büroarbeit Räume. Das waren Kirchenräume, aber in einer anderen Weise, die gewohnte Kirchenmenschen, Ordinate und auch Pfarrer gärgert haben.

Das war ein Ansporn.

Kirchenräume in normaler Zimmerhöhe, ohne Glasfenster, Bilder, Beichtstühle. Kirchenräume aus Fertigteilplatten, wie man diese sonst im Industriebau verwendet, und aus verzinkten Stahlrohren.

Der Raum war rechteckig abgeschlossen, nach oben vollständig durchlässig. Ein Lichtfilter. Was ein solcher ruhiger Lichtraum bedeutet, wußte schon Leonardo da Vinci. Er malte seine Menschen nur in diesem Licht (denken Sie an Mona Lisa).

Es gab auch Kirchen in Zimmern. Weiße Räume mit hölzernen Böden und hölzerner Möblierung (nur zwei Materialien, wie Himmel und Erde).

Es waren also Kirchen, die keine Kirchen waren, weil sie nicht abgesondert waren, sondern verwandt mit dem Draußen.

Jeder dieser Räume hatte eine Dimension von etwas mehr als dem bloß begrifflichen „D i n g s d a - D e n k e n“.

Es waren auch diese Räume photographisch schwer zu erfassen und auch zu beschreiben. Wir haben damals einfach gemeint, daß es sachliche und moderne Räume sind, dabei waren die Hauptelemente uralte. Die Oberlichte (die LÜCHTE), das Atrium, das war eine Dimension über das bloß Zweckhafte hinaus.

Raum in der Burg Rothenfels. Romano Guardini und Rudolf Schwarz



Eine Transparenz nach oben. Dieses Phänomen muß heute angesprochen werden, weil es gefährdet ist. Weil dieses kühle Sachliche, mit der Luft, mit dem Licht und mit dem Wasser Verwandte ein Element der Freiheit ist. Weil das bei aller entschiedenen Umgrenzung Möglichkeiten bietet. Oder daß das Gestaltgewordene keine Einschränkung darstellt. Oder daß etwas Leibgewordenes Möglichkeiten von Freiheit anbietet. Daß also Kirche, Ecclesia (Versammlung) Raumkriterien fordert, die dem Etwas entsprechen, was ich hier auszudrücken nur versuchen kann. Ich muß Ihnen aber auch sagen, daß ich nicht überzeugt bin, daß der Raum, in dem wir uns jetzt befinden, dieses Etwas so ganz hat, wie es wünschenswert wäre. Es ist selbstverständlich, daß diese Eigenschaften von Kirchenräumen auswandern müssen in die Räume des ganz Alltäglichen.

Daß Freiräume für Menschen erhalten und gestaltet werden müssen. In den Wohnungen, Schulen, Betrieben, in den Städten (denken Sie an Stadtplätze, wie sie uns in Italien immer wieder bezaubern) und in den großen Landschaftsräumen. Besonders in Wohnungen muß mehr sein als Quadratmeter und Tapeten und Dinge an der Wand und Installation und Badezimmer und Traumküche mit Dunstabzug und Müllschlucker. Es muß da Raum sein für Ereignis, für Berberbergung von dem, was von draußen von den Himmelsrichtungen kommt. Und wenn es nur ein Sonnenstaubstrahl ist, der wandern darf, ist es schon Raum. Für ein Tier, für ein Kind kann das ein Spielraum sein, für einen Menschen ein Raum der Betrachtung, der sehr weit führt. „JEDE WOHNUNG MUSS ETWAS HABEN VON DIE KIRCHE“, sagte uns einmal der bekannte holländische Stadtplaner und Architekt Bakema.

Wir müssen uns dieser Dinge bewußt werden, weil sie sehr gefährdet sind. Das heutige Leben neigt nicht zum Raum, sondern zur Kanalisation. Kanalisation ist ein Begriff aus dem Archipel Gulag, und Gulag ist überall, wo Zivilisation Kultur abdrängt. Autos und Straßen und Industrien und Landschaften und Schipisten und Jets und Fernseher werden zu Kanälen von Macht und Massen. Jeder Maßstab, jede Beziehung, jede Durchdringung, jedes Schwellenbewußtsein geht verloren. Räume werden zu Zellen gepreßt, zu Betonzellen, zu Plastikkugeln, Ringen, Bunkern, Schneckenhäusern, bürokratischen Labyrinth. Ströme, Flüsse werden zu Riesenkanälen. Die Freiheit auszuschwingen, ist nicht mehr. Was vielleicht noch bleibt, sind die Räume der Wüste, des Schnees und des Eises. Es sind eigentlich Todesräume, aber es sind die schönsten, vielleicht deshalb, weil sie die größte Freiheit haben.

Architekt Dipl.-Ing. Wolfgang Klemt

Der weite Bogen

Brücken sind Besonderes: geschaffen, um Trennendes zu überwinden und Begegnungen herbeizuführen. Den Fluß der Zeit überspannt ein weiter Bögen, er bietet prüfenden Rückblick dem, der das Werk der Väter ehrt, wie hoffenden Ausblick jenem, der es fortsetzt. Fluß und Ufer sind nahe; in der Weite verbergen sich Quelle und Mündung. Nimm ein Bild von gestern: welch deutlicher Wandel durch vielfältigste Einflüsse. Die Berge, die Linien des Horizontes müßten heute die gleichen sein. Sah sie der Künstler damals anders? Sah er sie mit den Augen seiner Zeit? Wir wissen, die Berge sind bis heute unverändert. Die Talböden, die bewirtschafteten, verändern sich merkbar, am meisten Fluren und Siedlungen. Dort wirken die Leute.

(Leute hat keine Einzahl!)

Wenige Generationen zurück lebte nur ein geringer Teil so, wie wir es heute gewohnt sind. Den meisten war nur bescheidenes Obdach gegönnt, früher aus Holz, später aus Stein, nicht allein zum Schutze, stets auch zur Freude gebaut. Das Erhaltene ist schlicht, Handwerkliches verrät vielerlei Beziehungen zu Nachbarländern, reich ist die eingewobene Kunst, vom fundamentalen Ausdruck bis zur überreichen Zierde. Vorbild und Handwerksbrauch sorgten für ver-

wandte Formensprache, heute den Sehenden ein Erlebnis.

Es war einmal ein Mächtiger, der verfügte über alles Land – oder nahm es sich – und hatte Geld, und er besorgte Raum- und Ortsplanung nach Zweckmäßigkeit und gewogener Bedachtnahme selbst, manchmal mit erstaunlichem Weitblick. Politische Entscheidung und Verwirklichung lagen in seiner Hand. Im Gegensatz der Kräfte, mit – oder als Widersacher – der Kirche ließ er bauen, was heute noch zahlende Sommergäste erfreut und im Reiseführer mit Sternchen versehen ist. Das war in der „guten alten Zeit“ –

– zwischen Fehden und Kriegen, bei Verzweigung über harte Fron, Pest, Armut, wie der Chronist schreibt. Aber es waren nicht viele des Schreibens kundig.

Gibt es ohne Opfer keine Kunst, keine die Zeit überdauernden Werke? Ruht alles Höhere auf gebeugten Schultern? Die Geschichte der Baukunst sagt: JA – und belohnt spätere Generationen mit Stolz und Freude.

Das ganze Leben hindurch verbindet uns die gebaute Umwelt weit zurück mit der Vergangenheit, die so in uns einfließt. Nach einem Rückblick wenden wir uns gern neuen Zielen zu. Im Urlaub vom Heute bevorzugen wir Landstriche, in denen das Alte uns ganz umfängt. Dort fühlen wir uns geborgen.

Die gewachsene Ordnung, die erkennbare Ein- und Unterordnung ist das Beruhigende, das Gesuchte. Städte und Dörfer, Kirchen und Schlösser, selbst Flur und Wege sind, vergleichbar Kristallen, Bäumen, Tieren, nach festen inneren Gesetzen langsam entstanden, in unerschöpflichem Variationsreichtum. Die Sinfonie ergreift uns, nicht der Einzelton. Im Bauschaffen kommt die Ordnung nicht von ungefähr. Zwar hört jeder gern, der Mensch sei das Maß aller Dinge. Weit mehr bestimmen Naturgewalten, Klima, Baustoffe und Technik, Zweck und Geld – besonders das Geld! – und in zunehmendem Maß auch der Staat mit Legislative und Verwaltung das Baugeschehen und dessen Grenzen.

Die Bau-„Ordnungen“ und Gesetze, unter deren (Papier-)Schirm die Zerstörung unserer Kulturlandschaft grauenvoll wütet, sind mit der von uns gemeinten Ordnung nicht identisch. Die Namensgleichheit ist rein zufällig.

Geld ist Macht. Gehe durch die Stadt, in die Vororte, über Land: deutlicher als jede Statistik siehst du die Streuung des Geldes, auch die Verstreuung des Brutto-National-Produktes samt Brutto-National-Abfall. Werden spätere Generationen entzückt sein vom heutigen Bauschaffen oder das Weite suchen? Die Reiseflut und die vielen Zweitwohnungen geben schon heute die Antwort.

Der zur Kritik herausfordernde Wohnbau ist nicht allein Ursache. In zunehmendem Maße setzt sich das Siedlungsbild aus Industrie- und technischen Bauten aller Art zusammen. Die gewachsene Ordnung der wohlbestellten Flur muß der Kärntner allmählich mit der Seele suchen. Sein Trost: anderswo ist es viel schlimmer — diesem Umstand verdankt er den Gästestrom —, aber vielfach auch weit besser, Berufenen und Gerufenen empfohlen.

Man weiß: Rom wurde nicht an einem Tage erbaut, und Kärntens Reichtum hält vielleicht vor, bis man aus Welt und Verantwortung entlassen wird.

Mögen die Kärntner noch lange singen und mit jedem Lied das Gelübde erneuern, das Land zu lieben.

In Land- und Forstwirtschaft, beim Handwerker ist Arbeit und Wohnen oft noch eins, jedoch immer seltener. Erst wenige Generationen zurück begann in größerem Maße die fabrikmäßige Gütererzeugung, damit die Teilung in Arbeit und Wohnung. Wir können uns loben: böse Folgen und Auswüchse sind überwunden, der letzten Bassena der Kampf angesagt. Auch das Muster: hier Arbeit, dort Wohnung, dazwischen der Verkehr, ist beiseite gelegt. Die Arbeit kommt wieder zu den Leuten, freundlicher, sauberer, dank der Technik mit weniger körperlicher Plage, aber mit einem wichtigen Auftrag an die Bau-schaffenden der Industrie und des Gewerbes:

40 Jahre bis zur Rente sind die Leute in die Betriebsstätte genötigt, gleich viel oder mehr Stunden, die ihnen zum wachen Leben bleiben! Setzen wir noch viel mehr daran, Wohnung und Betrieb gleichwertig zu machen.

Ist die Entwicklung zu überkomprimierter Produktion einerseits und zu Freizeit-Vakuum andererseits überhaupt lebensgemäß?

Spazieren wir, nicht schreiten, über den weiten Bogen der Brücke vom Gestern zum Morgen. Wir werden es zwar nie erreichen, aber jedes unserer Werke soll ein Baustein sein, der sich in das Land fügt wie ein Kristall zu den anderen.

Dipl.-Ing. Gernot Kulterer

Zu den Themen 4.2 und 5

Ein Einfamilienhaus in städtebaulich anspruchsvoller Lage eines alten Ortskernes. Es schließt den Dorfplatz zwischen Kirche und Klosterruine ab und soll zeigen, daß es auch möglich ist, mit dem Budget eines sogenannten „Selbstbauhäuschens“ Architektur zu schaffen und sich einer historisch gewachsenen Umgebung anzupassen, ohne auf subjektive Aussage zu verzichten oder historisierend zu sein.

Haus Plasch — Arnoldstein (1972)



Der Lebensraum Kärntens wird von der Landschaft geprägt. Der Großteil der Bevölkerung lebt in kleineren Siedlungen, also im Gegensatz zur Großstadt in ständigem direktem Kontakt zur Natur. Auch die Städte stehen in enger Wechselbeziehung zur markanten Topographie ihres Umlandes. Die vielfältige landschaftliche Situation bildet Rahmen, Hintergrund und Identität jedes städtischen Lebens. Die Stadt ist Bestandteil der Landschaft, und beide können in Kärnten nur in engem Zusammenhang zueinander betrachtet werden.

Die Polarität Architektur — Landschaftsschutz ist neu. Gute Architektur — nicht Bauen — hat es zu allen Zeiten verstanden, sich der Landschaft unterzuordnen oder, wo es von der Aufgabe her gerechtfertigt war, in ihr neue Akzente zu setzen. Mit den natürlichen Gegebenheiten vertraute Bauplatzwahl, Materialien aus der Umgebung, Maßstäblichkeit und Poesie durch händische Bauweise und an diesem Ort entwickelte und durch Generationen verfeinerte Bauformen kennzeichneten Jahrhunderte das anonyme Bauen in der Landschaft.

Der Bruch dieser Kontinuität entstand erst in unserer Zeit. Eine Konsumlawine beispiellosen Ausmaßes bricht heute über Land und Städte herein. Eine rein auf wirtschaftliches Wachstum und technologischen Fortschritt ausgerichtete Gesellschaft negiert ohne Beziehung zu ihrer Umweltsituation jede nicht materielle Dimension. Städte ergießen sich eruptiv in ihr Umland. Hochhäuser, deren geringer Wohnwert längst erkannt ist, zersprengen ebenso wie gigantische Verkehrsbauten den Maßstab der feingliedrigen Kärntner Landschaft. Eine wahre Flut von Einfamilienhäusern überschwemmt unter



Haus Steinlechner – Dürrnberg (Projekt, 1973)

Ein Haus am Berg – an windgeschützter Stelle hineingebaut zwischen zwei Felsen. In der Mitte des Daches eine Aussichts- und Sonnenterrasse. Beide Felsen werden so gleichsam zu einem Hügel mit betretbarer Spitze ergänzt.

Mißachtung jeder topographischen Gegebenheit und regionalen Eigenart das Land, jeden Kontrast von Stadt und Natur verwischend. Von städtebaulicher Ordnung, Planung oder Gestaltung ist nichts zu spüren. Das Bauen in Kärnten ist heute ein zufälliges Ergebnis von Handlungen, die zwar einzeln berechtigt und wohl überlegt, in ihrer Gesamtheit jedoch völlig unkoordiniert erscheinen.

Man könnte sich nun mit dieser Tatsache abfinden in der Annahme, die Prioritäten unserer Gesellschaft lägen eben auf anderen Gebieten, dem sozialen oder ökonomischen Sektor etwa. Doch gerade für Kärnten bedeutet die heile und unverwechselbare Landschaft einen bedeutenden Einnahmefaktor, der in Zukunft durch die internationale Angleichung der Lebensbedingun-

gen noch an Bedeutung gewinnen wird. Und längst bekannt ist die Tatsache, daß geringeres Einkommen von sozial Unterprivilegierten durch den gesteigerten Erlebniswert einer Landschaft oder Stadt kompensiert werden kann.

Noch widersteht die Kärntner Landschaft allen Angriffen, noch hat sie ihre Identität zu erhalten gewußt. Doch ohne sofortige Maßnahmen erscheint diese unwiederbringlich verloren.

Es ist dringend nötig, über die gegenwärtige Planungspraktik hinaus Gestaltungskonzepte für jedes Bauen in einem so heiklen und wertvollen Raum wie die Kärntner Landschaft zu entwickeln. Ihr Ziel müßte es sein, das Image, das Unverwechselbare dieses Landes zu erhalten und zu fördern. Die Gestaltung der Skyline unserer Städte, eine

die Topographie berücksichtigende Formung von Verkehrsbauten und die klare Abgrenzung von Siedlungsgebieten zum Grünland sind für die Erhaltung der Eigenart unserer Landschaft ebenso nötig wie das Rückbesinnen auf die eigene Baukultur.

Um die historische Kontinuität eines Ortsbildes oder einer Landschaft zu wahren, ist nicht unreflektiertes modernistisches Nachahmen funktioneller Allerweltsbauten oder vermeintlicher „Tiroler Häuser“ maßgebend, sondern es sind dies ausschließlich qualitative Kriterien wie Wahrung des Maßstabes, Erkennen von Bautraditionen, die Achtung und Weiterführung deren wirklicher Substanz in Verbindung mit einem unserer Gesellschaft und ihrer Zeit adäquaten formalen Ausdruck. Es ist heute Aufgabe des Architekten, diesen zu finden.

Nove naloge industrijskih oblikovalcev Neue Rollen der industriellen Formgebung

Industrijsko oblikovanje je ena od osnovnih sestavin, ki daje današnjemu, tehnično usmerjenemu razvoju družbe kulturnejšo podobo. Smiselno in likovno dorečeno oblikovanje industrijsko proizvedenih predmetov pomeni ne samo humanizacijo tehnike, ampak pospešuje s kreativnostjo in izvirnimi idejami, ki so mu lastne, gospodarski in družbeni razvoj dežele. Po uspešni distribuciji med porabnike tvori del narodne kulture. Tako danes govorimo o pojmih-o skandinavskem pohištvo, italijanskem designu, danskih svetilkah, švicarski grafiki. Skrb za dobro obliko seveda ni lastna samo oblikovalcem. Za uspešno uveljavitev stroke je nujno sodelovanje in povezovanje z različnimi partnerji. Med njimi je na prvem mestu proizvajalec-industrija, pa potrošnik, šolstvo odnosno izobraževanje, inštitucije za pospeševanje industrijskega oblikovanja, odbori pri deželni in zvezni vladah in predvsem pri gospodarskih zbornicah. Pomembno vlogo lahko odigra tudi trgovina, v kolikor kupcem, potrošnikom nudi lakovosten izbor izdelkov in jim pozitivno svetuje pri nakupu.

Stroke industrijskega oblikovanja ali s tujko Industrial Design ni stara. Pogojena je, kot že ime samo pove, s pojavom industrijske revolucije v zahodnem svetu. Prve dokumentirane začetke zasledimo v Angliji, v prvi polovici prejšnjega stoletja, v deželi, ki se danes ponaša z bogato tradicijo in v kateri je zavest o nujnosti dobre oblike prodrila prav na vsa področja. Design je bil že takrat, na svojem začetku tako pogojen kot je danes. Nova tehnologija, novi materiali so narekovali nove proizvodne postopke in nove oblike.

Pot razvoja je bila seveda pestra. Enega od temeljnih kamnov je položila napredna šola Bauhausa po prvi svetovni vojni. Njene analitične metode in pojmi o moralnem, racionalnem, totalnem, sodobnem in neposrednem oblikovanju so se razširile v svet. Na Gropiusovih racionalnih analizah o urbanizmu in stanovanju je še danes mogoče graditi zelo dalekosežne oblikovalske zasnove.

Od drobnih oblikovalskih stvaritev pred 150 leti v Anliji, designa delovnega orodja v Ameriki 19. stoletja, okrasnega skandinavskega designa minulih desetletij, italijanske iznajdljivosti in drugih takih pojavov uspešne oblike, postaja industrijsko oblikovanje danes enoten pojem najširših razmerij. Od oblikovanja posameznih kosov prehaja na načrtovanje družin izdelkov, na oblikovanje sistemov. Od reševanja posameznih funkcij,

na primer sedenja, prehaja na reševanje kompleksnih problemov, na primer design za otroke, design in prosti čas, design za ostarele in onemogle.

Delo oblikovalca se uveljavlja na stiku med drugimi važnimi funkcijami: pri izumljanju proizvoda, pri načrtovanju proizvodnega postopka, v marketingu. Zunanji izgled, izbira materiala in oblike ni več osnovna naloga oblikovalca. Na prvo mesto se postavlja integracija rezultatov tehnoloških, ergonomskih in podobnih raziskav s sistemom potrošnika in zahtevami tega potrošnika oziroma družbe. Kot je stroka ind. oblikovanja izrazito interdisciplinarna, tako sloni tudi šolanje domiselnih, kreativnih in likovno nadarjenih slušateljev na izhodiščih interdisciplinarnega študija. Samo tako šolani kadri se bodo lahko uspešno vključevali v nove oblikovalske procese.

Spoznanje, da se mora sodobna družba zoperstaviti uničenju našega okolja, ki ga povzroča hiter tehničen in socialen razvoj, enoličnost, ropot in brezdušnost stvari še posebej, zavezuje oblikovalca pri njegovem delu. 90 odstotkov industrijskega oblikovanja prispeva k onesnaženju okolja, tu mislim na okolje, v katerem se razvija mentaliteta ljudi, njihov okus, gledanje. To vpliva že tudi na otroke, na rodove, ki prihajajo. Prizadevati bi si morali za premik na bolje tudi na tem področju. V designu se zrcalijo družbeni in kulturni standard, navade, pričakovanja in hotenja sodobnika.

In ravno v tej smeri se na Koroškem ponujajo odprta vprašanja in številne nove možnosti. Domača industrijska podjetja, javne službe, deželna vlada in oblikovalci naj bi se na najvišji ravni dogovorili za vodenje skupne politike pospeševanja industrijskega oblikovanja v Koroškem prostoru. Najlažja oblika uveljavljanja stroke je seveda prirejanje občasnih razstav, predavanj, seminarjev, kot oblika pomoči manjšim podjetjem in podobno.

V zveznem merilu že poznamo tovrstna prizadevanja, vendar je treba misliti na konkretne potrebe Koroške in zato tudi v deželni merilu zagotoviti tovrstno dejavnost (na primer Urad pri deželni gospodarski zbornici, urad pri deželni vladi, Design center, sekcija oblikovalcev v društvu arhitektov).

Področje oblikovalskega dela ni dokončno opredeljeno, potrebnost njegove prisotnosti v koroškem prostoru pa narekuje že sama življenska nujnost našega hitrejšega napredovanja.

Neue Rollen der industriellen Formgebung

Die industrielle Formgebung ist eine der Grundkomponenten, die der heutigen technisch ausgerichteten Entwicklung der Gesellschaft ein kulturbewußteres Image gibt. Ein sinnvolles und gestalterisch vollendetes Formen der industriell erzeugten Gegenstände bedeutet nicht nur eine Humanisierung der Technik, sondern fördert mit Kreativität und originellen Ideen, die ihm eigen sind, auch die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung des Landes. Nach der erfolgreichen Verteilung an die Konsumenten bildet es einen Teil der Volkskultur. So sprechen wir heute von Begriffen wie skandinavische Möbel, italienisches Design, dänische Leuchten, Schweizer Graphik. Die Sorge um eine gute Formgebung obliegt natürlich nicht nur den Formgebern. Für die erfolgreiche Durchsetzung dieses Bereiches sind die Zusammenarbeit und der Zusammenschluß verschiedenster Partner notwendig. Unter ihnen steht an erster Stelle der Produzent – die Industrie, dann der Konsument, die Schule bzw. das Ausbildungssystem, Institutionen für die Förderung industrieller Formgebung, Ausschüsse bei Landesregierungen und der Bundesregierung, vor allem aber bei den Wirtschaftskammern. Eine bedeutende Rolle kann auch der Handel insoweit spielen, als er den Käufern, den Konsumenten eine qualitätvolle Auswahl an Produkten anbietet und ihnen beim Kauf mit positiven Ratschlägen beisteht.

Der Bereich industrieller Formgebung oder, mit einem Fremdwort, das „Industrial Design“, ist nicht alt. Er wird, wie schon der Name sagt, von der Erscheinung der industriellen Revolution in der westlichen Welt bedingt. Erste dokumentierte Anfänge finden wir in England in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in einem Land also, das heute auf seine reiche Tradition stolz ist und in dem sich das Bewußtsein von der Notwendigkeit einer guten Formgebung in allen Bereichen durchgesetzt hat. Das Design war schon damals, an seinem Beginn, so bedingt wie heute. Eine neue Technologie, neue Materialien diktierten neue Produktionsmethoden und neue Formen.

Der Entwicklungsweg war natürlich vielgestaltig. Einen der Grundsteine legte die fortschrittliche Schule Bauhaus nach dem Ersten Weltkrieg. Ihre analytischen Methoden und Begriffe vom moralischen, rationalen, totalen, zeitgemäßen und unmittelbaren Formen fanden in aller Welt Verbreitung. Auf den rationalen Analysen von Urbanismus und Wohnen eines Gropius kann man noch

heute sehr weitreichende Formungskonzepte aufbauen.

Von den kleinen Formgebungsanfängen vor 150 Jahren in England über das Design der Arbeitsgeräte im Amerika des 19. Jahrhunderts, das skandinavische Schmuck-Design der vergangenen Jahrzehnte, bis zur italienischen Erfindungskunst und anderen ähnlichen Erscheinungen erfolgreicher Formgebung wird die industrielle Formgebung heute ein einheitlicher Begriff breiter Dimensionen. Vom Formen einzelner Gegenstände geht sie über in Planung ganzer Produktfamilien, in Ausformung von Systemen. Von der Lösung einzelner Funktionen, etwa des Sitzens, schreitet sie zur Lösung komplexer Probleme, zum Beispiel zum Design für Kinder, zum Freizeit-Design, zum Design für Alte und Hilflose.

Die Arbeit des Formers wird an den Nahtstellen zu anderen wichtigen Funktionen wirksam: bei der Erfindung des Produkts, beim Planen des Produktionsprozesses, im Marketing. Äußeres Aussehen, Auswahl des Materials und der Form sind nicht mehr die Grundaufgaben des Formers. An erster Stelle steht die Integrierung von Resultaten technologischer, ergonomischer und ähnlicher Untersuchungen mit dem System des Konsumenten und den Forderungen dieses

Konsumenten bzw. der Gesellschaft. Wie der Bereich der industriellen Formgebung ausgesprochen interdisziplinär ist, so fußt auch die Schulung ideenreicher, kreativer und künstlerisch begabter Hörer auf den Prinzipien des interdisziplinären Studiums. Nur so geschulte Kader werden sich erfolgreich in die neuen Formgebungsprozesse einordnen können.

Die Erkenntnis, daß sich die moderne Gesellschaft der Vernichtung unserer Umwelt, die vom schnellen technischen und sozialen Fortschritt, von der Eintönigkeit, vom Lärm und besonders noch von der Seelenlosigkeit der Dinge verursacht wird, entgegenstellen muß, verpflichtet den Formgebenden bei seiner Arbeit. 90 Prozent der industriellen Formgebung trägt zur Umweltverschmutzung bei; ich denke hier an die Umwelt, in der sich die Mentalität der Menschen, ihr Geschmack, ihre Anschauungen entwickeln. Das wirkt auch schon auf Kinder, auf kommende Generationen ein. Wir müßten uns um einen Fortschritt zum Besseren hin auch auf diesem Gebiet bemühen.

Im Design spiegeln sich gesellschaftlicher und kultureller Standard, Gewohnheiten, Erwartungen und Zielsetzungen des gegenwärtigen Menschen.

Und gerade in dieser Richtung drängen sich in Kärnten offene Fragen und zahlreiche neue Möglichkeiten auf. Die heimischen Industriebetriebe, die öffentlichen Dienstleistungsunternehmen, die Landesregierung und die Formgeber sollten auf höchster Ebene eine gemeinsame Politik der Förderung industrieller Formgebung im Raum Kärnten vereinbaren. Die einfachste Form der Geltendmachung solcher Bereiche sind natürlich zeitweise Ausstellungen, Vorträge, Seminare – und dies als Form einer Hilfe für kleinere Unternehmen und ähnliches.

Auf Bundesebene kennen wir bereits diesbezügliche Bemühungen, doch muß man an die konkreten Bedürfnisse Kärntens denken und deshalb auch im Lande eine diesbezügliche Tätigkeit sichern (zum Beispiel in Form eines Amtes bei der Landes-Wirtschaftskammer, bei der Landesregierung, als Design-Zentrum, als Sektion der Formgebenden im Architekturverband).

Der Bereich des gestalterischen Wirkens ist keineswegs endgültig determiniert, die Notwendigkeit seiner Präsenz im Kärntner Raum aber erfordert allein schon die Unerläßlichkeit unseres schnelleren Fortschritts.

Übersetzt von Prof. Dr. Reginald Vospernig

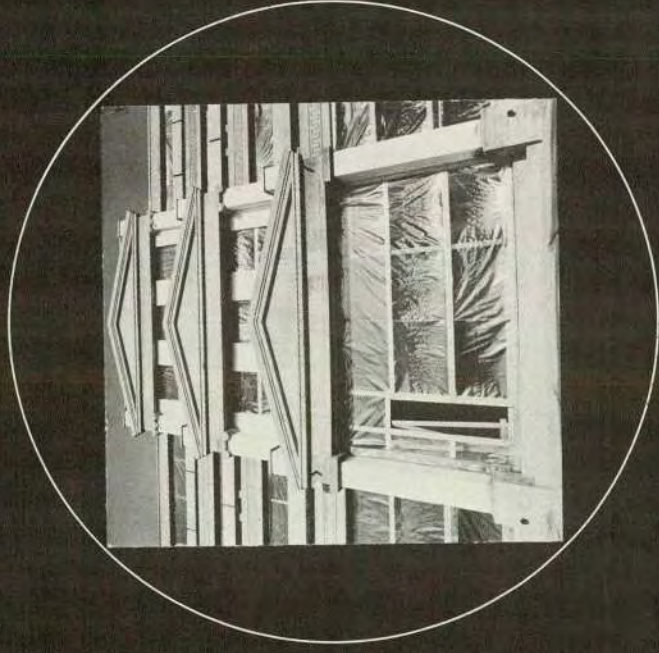
Wohnlandschaft. Aufgenommen bei Form + Raum

Foto: Trenkwalder



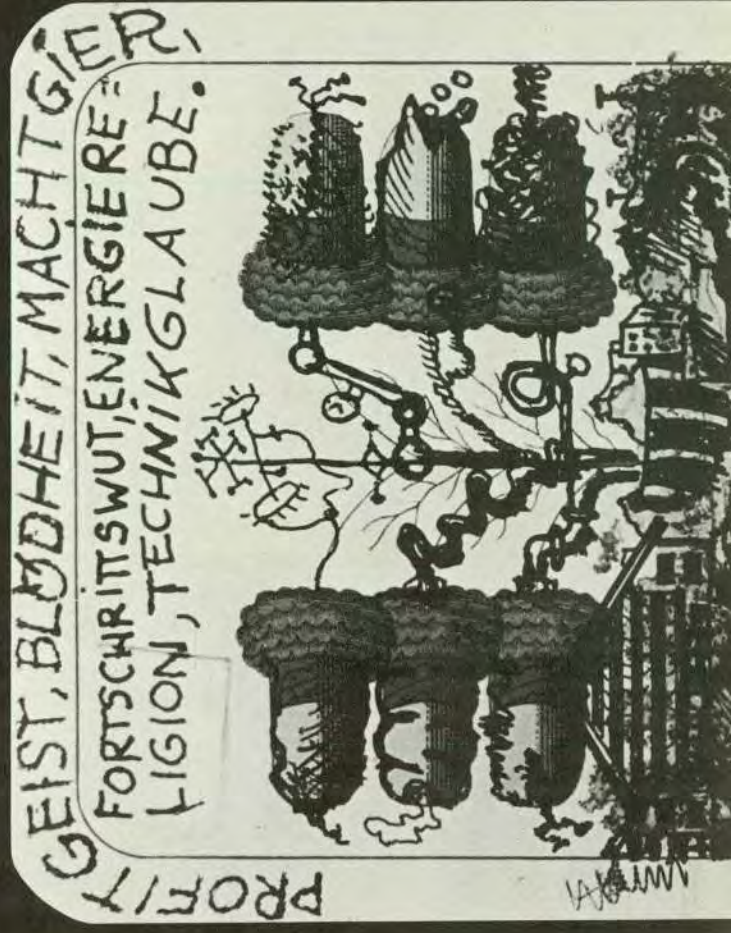
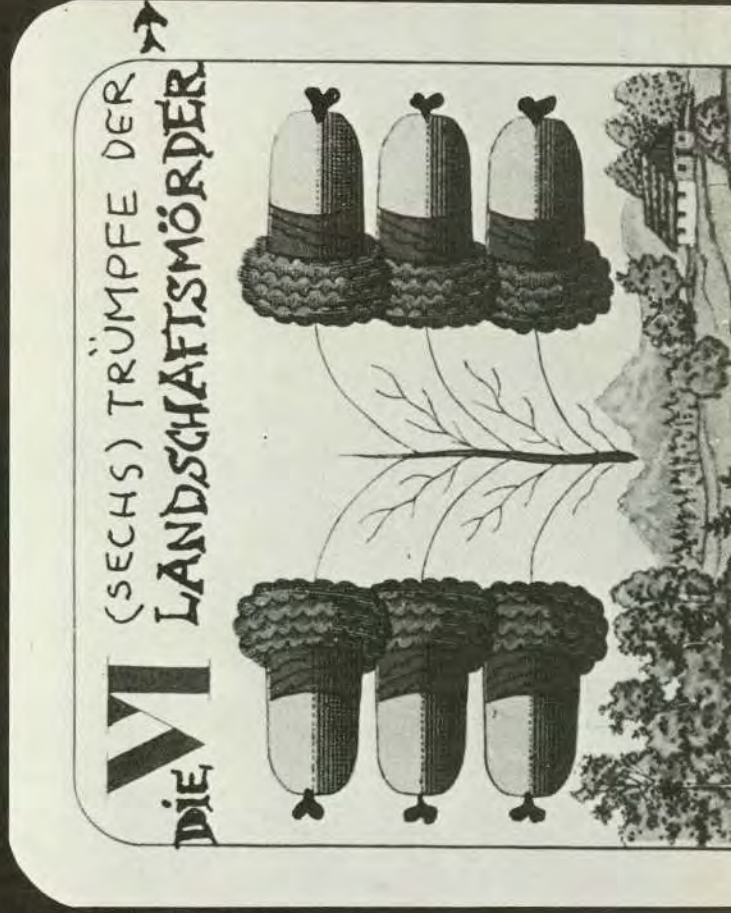
WIEVIEL PS HAT DIE ARCHITEKTUR?

VON DIPL. ING. KLAUS MAYR

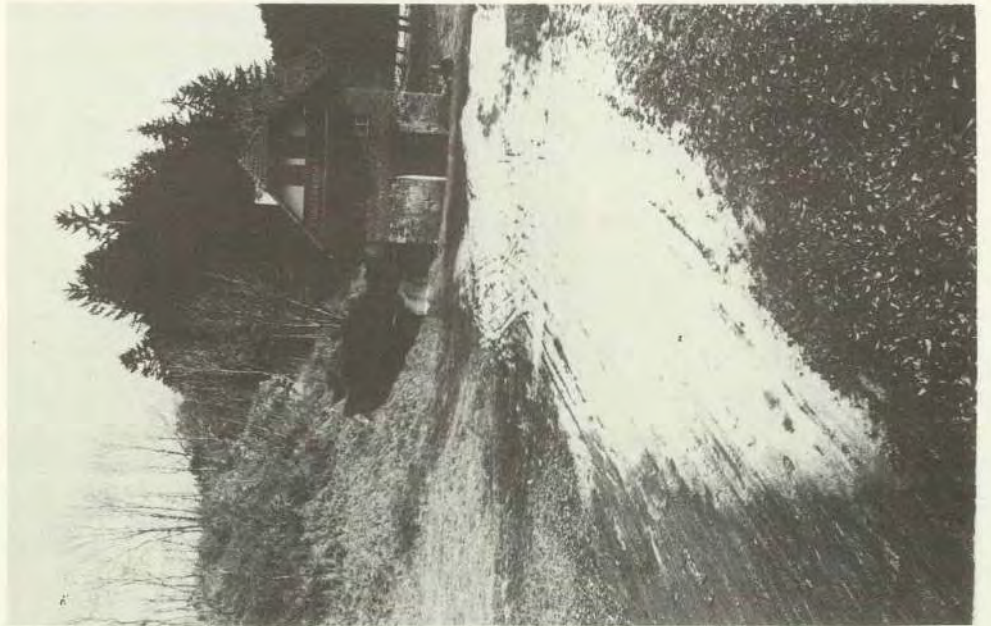


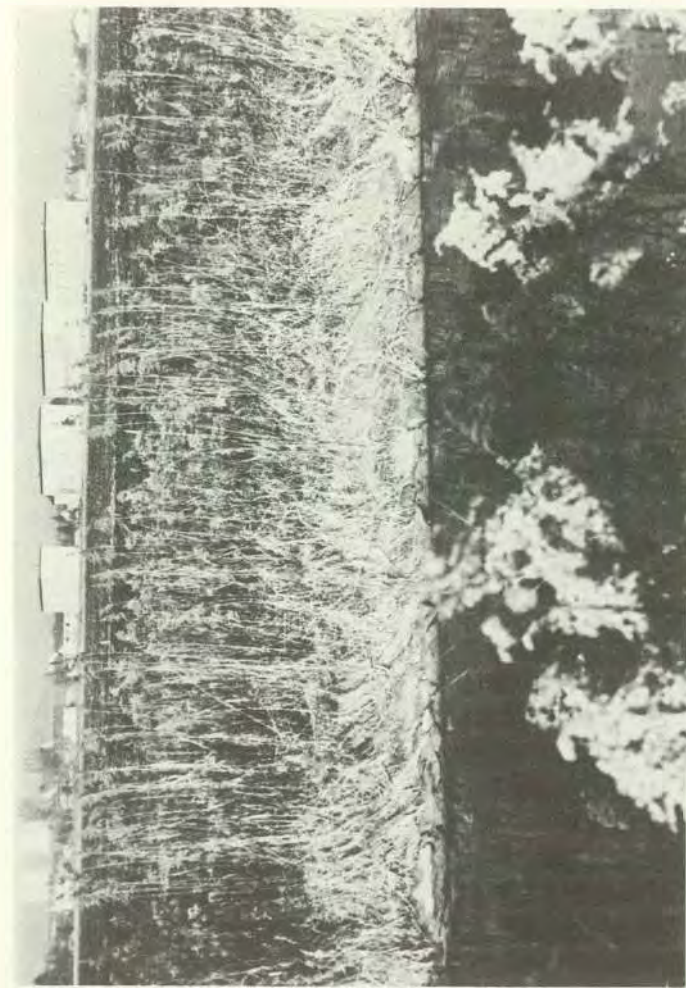
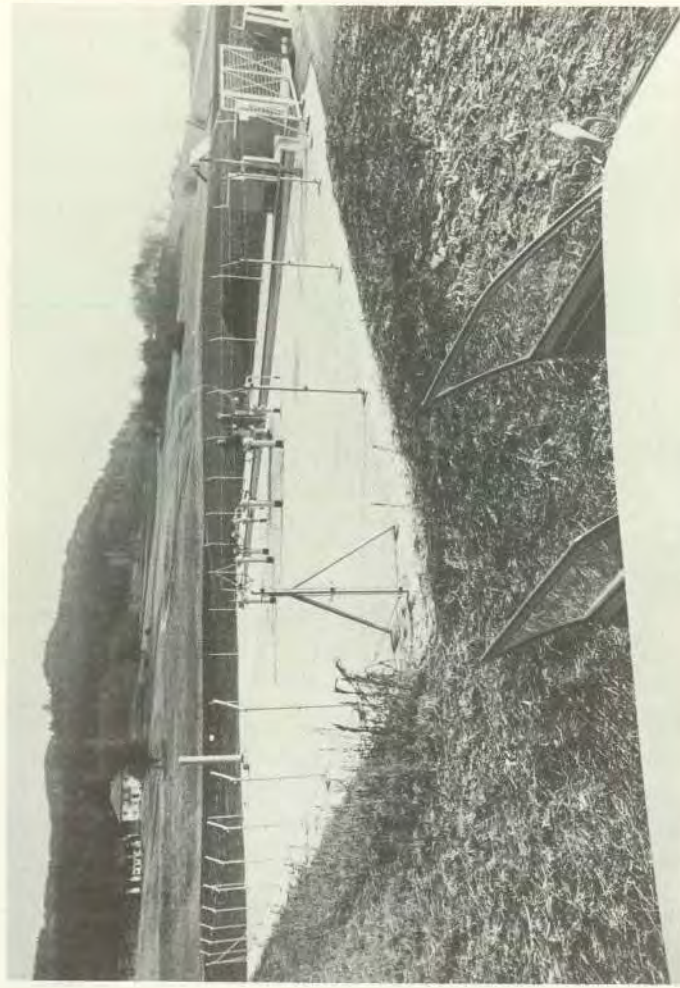
1. Schon die alten Griechen und Römer hatten keine Abnung von einer kulturell-monetären Wechselwirkung zwischen Architektur und Politik, vielmehr man in der Planung von einer befruchtenden Rolle der Wissenschaft und einer empfehlungsvorhüllenden der Politik sprechen könnte. Dennoch kann im urbanen Geschehen komplexes Planen am ehesten durch Bescheidenheit möglich werden, und so sind zuletzt „verkehrstechnische“ Aspekte zu berücksichtigen, damit Städtebau nicht „überfordert“ betrieben wird.

- 4.2 Demnach ist die Stadt einseitig einer Unterseite vergleichbar, welche ja auch dem Schutz des Lebens dient und nicht dem Verkehr, andererseits aber gar nicht, zumal man eine Stadt nach Beschränkung oder Verschleiß nicht einfach vergrößern kann wie ein Kleidungsstück. Es war seit Jahr ein Menschbaum der Menschheit, in Architektur und Landschaftsarchitektur durch geeignete Dachformen (Falkenberg) in Einklang zu bringen, doch sollte die Architektur innerhalb der Denkmalpflege eine reichhaltige funktionsgründige Aufgabe haben. Es würde hier zu weit führen, über den Sinn von Prozeduren und den Unsinn von Architekturwettbewerben nachzugehen, doch scheint der Jang nicht fern, da auch die Entwicklung des Bauens als herausstechendes Gestaltungsprinzip keine Anerkennung mehr finden dürfte, zuletzt wohl im - durch sichtbare Entfaltungsaufbau der aufsteckenden - Indusriebau. Die Funktion der Architektur innerhalb des sozialen Wohnbaus beginnt bei den Kindern und ist also vorbeugend, ja innerhalb des Krankenhausbauens endet bei den Alten, und zwar heilend.



11. Beim Bau eines Einfamilienhauses erfüllt die Architektur die Aufgabe, die Familie vor Witterungsein- und Energieausflüssen zu bewahren, und oft genug ist es schon vorgekommen, daß durch Verzerrung und Verwurf der Aneinanderbau von mindestens zwei Stück gelang. Darüber hinaus gibt es Architekturstudien, und auch das zwecklos Scheinbau der "ästhetischen Werke in der Architektur, und auch "Architektur-Kunst" oder "Architektur- und Kunst" und "Architektur oder Kunst" werden im Raume stehen bleiben. Der Punkt "Medium, Umweltoveränderung, Verankerung" zeigt sich durch oben Gesagtes und die schönen Bilder aus = fühllich behandelt. Obwohl es mich nicht wundern sollte, wenn es ein Wechselspiel zwischen den kosmischen Kräfte und der Architektur gäbe, möchte ich abschließend den Themenkreis erschließen: .
- 12.
- 13.
- 14.
- 15.





16. Gibt es Menschen, die keine Behausung brauchen und über all diese Dinge hinwegsehen oder umgekehrt?

HANDSCHRIFT VON MARION, EDDA, MONIKA UND ELISA. 1975

Die Zersiedelung der Landschaft

Was versteht man unter Zersiedelung der Landschaft?

Unter Zersiedelung versteht man das wahllose Hineinstellen von Häusern in eine un-aufgeschlossene Landschaft. In alter Zeit baute man Städte und Dörfer fast ausschließlich mit Schutzmauern. Sie hatten auch einen tieferen Sinn. Die Menschen lebten damals in einer engen Gemeinschaft, und sie waren auf die gegenseitige Hilfe angewiesen. Heute will jeder für sich leben, jeder will sein eigenes Heim haben, mag es noch so entlegen sein, denn heute hat fast jeder ein Auto und erreicht damit den gewünschten Ort in kürzester Zeit. Die Zersiedelung ist also letzten Endes ein Nebenprodukt des Wohlstandes.

Wie sieht die Verhüttelung der Landschaft aus?

Die Zersiedelung verfolgt uns von der Stadtgrenze bis in die Bergregionen. Es gibt kaum noch Landstriche, die von der sogenannten Zivilisation unberührt sind. Die Hoffnung, ins Grüne zu fahren und dort Erholung zu finden, wird immer wieder zunichte gemacht. Denn man stößt dort auf Siedlungen, die außerdem nicht selten so gebaut sind, daß sie ihre Umgebung erschlagen. Z. B. sieht man in den Bergen Häuser, die man schlechthin als Seehäuser bezeichnen könnte. Dazu kommt noch, daß zu jedem dieser Häuser Strom, Wasser, Wege und Straßen gehören. Also müssen Stromleitungen gelegt werden, deren Masten nicht gerade zur Verschönerung der Land-

schaft beitragen. Es müßte ferner eine Kanalisation angelegt werden, was meistens nicht der Fall ist, sondern die Abwässer gelangen ungeklärt in das Grundwasser. Diese Mißregelung wieder hat eine Verunreinigung des Trinkwassers zur Folge. Die Zäune, die diese Häuser umgeben, sind nach den verschiedensten Geschmäckern gestaltet und stören das Landschaftsbild empfindlich. Es sind nicht nur Einfamilienhäuser, sondern auch Wochenendhäuser, sprich Hütten, die die Landschaft verschandeln.

Warum entsteht die Verhüttelung und welche Probleme bringt sie mit sich?

1. Weil die Menschen das Bedürfnis haben, in der Natur zu leben, dem Alltagstrott zu entgehen.
2. Bauern müssen oft aus finanziellen Schwierigkeiten Land verkaufen, welches dann von den Behörden als Baugebiet freigegeben wird. Darauf werden wahllos Häuser gestellt. Die billigen Baugründe abseits der großen Siedlungsgebiete tragen sehr viel zur Verhüttelung bei. Die Menschen, die dort wohnen, sind anfangs zufrieden und bescheiden. Der billige Baugrund lockt jedoch immer mehr Siedler an, und diese werden dann für die Gemeinde zum Problem und zur finanziellen Belastung, da sie immer mehr fordern:
staubfreie Straßen,
Gehwege mit ordentlicher Beleuchtung,
Kanalisation und Wasser, .

Obusverkehr und Kindergärten, oft sogar noch Schulen.

Weitere volkswirtschaftliche Probleme, die die Zersiedelung mit sich bringt und vom einzelnen überhaupt nicht bedacht werden:

Wie schon vorher erwähnt, ist der Landwirt oft aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen, wertvolles Acker- oder Weideland zu verkaufen. Wir sollten jedoch mit unserem Grund und Boden haushalten, da dieser nicht vermehrbar ist. In Krisenzeiten muß sich ein Land wie Österreich von seinen eigenen landwirtschaftlichen Produkten selbst ernähren können. (England z. B. ist auf seine Kolonien angewiesen und kann sich aus den Erträgen des Mutterlandes nur acht Tage selbst ernähren.) Ferner sind aufgrund der Zersiedelung die Menschen zu weit von ihren Arbeitsplätzen entfernt. Diese 30, 40 oder mehr Kilometer müssen dann meist mit dem Pkw zurückgelegt werden. Dadurch sind einerseits die Straßen überbelastet, andererseits werden große Parkflächen bei den Arbeitsstätten erforderlich. Die Übermotorisierung führt außerdem zu vermehrten Unfällen, zu Umweltverschmutzung und zu Vergeudung wertvoller Energie. Diese negativen Folgen, die im weiteren Sinne aus der Verhüttelung resultieren, könnten noch fortgesetzt werden. Die Zersiedelung stört nicht nur das ästhetische Empfinden, sondern sie hat auch – und das ist ausschlaggebend – wirtschaftliche Folgen. Es ist daher an der Zeit, daß wir diesem Problem entgegenwirken.

Architekt Dipl.-Ing. Rudolf Nitsch

Zu den Themen 1 und 5

Zu Thema 1

Es ist die bedeutendste und umfassendste gesellschaftspolitische Zielsetzung unserer Zeit, weite Bereiche unseres Lebens und der mit ihnen verbundenen Entwicklungsvorgänge neu zu gestalten und damit das Leben sinnvoller und inhaltsreicher, freier und menschenwürdiger zu machen. Hierbei gilt es, den individuellen Bereich des ein-

zelnen ebenso zu wahren wie die Anliegen und Ansprüche der Gemeinschaft zu erfüllen und zu sichern.

Dieser auf Demokratisierung – sowohl der äußeren Form wie seinem Inhalt nach – gerichtete Entwicklungsprozeß setzt voraus, den Menschen selbst – als einzelnen und als Teil der Gemeinschaft – als Mitwirkenden bei der Gestaltung seines Schicksals

zu akzeptieren und ihn an den Entscheidungen unmittelbar teilnehmen zu lassen; dies gilt insbesondere für die Gestaltung der einem neuen idealisierten Gesellschaftsbild entsprechenden Umwelt.

In den komplexen Vorgängen und wechselseitigen Beziehungen gesellschaftlicher Entfaltung und Zielsetzung sind dem Politiker wie dem Architekten Aufgaben von außerordentlicher Verantwortung übertragen.

Im politischen Handeln werden die auf den Staat bezogenen Bewegungen und Ordnungskräfte der Gesellschaft bewußt gemacht; im Politiker — als Träger dieses Handelns —, ausgestattet mit den Rechten und dem Instrumentarium zur Handhabung politischer Macht, repräsentieren sich die politischen Kräfte. Mit der Beeinflussung der Willensbildung und Struktur der Gesellschaft verpflichtet er sich, über die Integration aller gesellschaftspolitischen Handlungen hinaus so zu wirken, daß durch die Entfaltung aller Kräfte das Gemeinwesen zu jenen Höchstleistungen befähigt wird, die sich als ihr kulturelles Profil demonstrieren. Aus der gesellschaftlich elementaren Funktion des Politikers und in der Betonung des schöpferischen Aspektes politischer Tätigkeit erstet die starke Bindung und Wechselbeziehung zu dem Bereich der Architektur: zum Planen, Gestalten, Bauen, Erziehen. Die zunehmend umfangreicher werdenden Aufgaben erfordern vom Politiker und Architekten die Fähigkeit des Erkennens von Zusammenhängen, das Erfassen der Tiefe gesellschaftlicher Wandlungen, die Kraft, aus Erfahrung des Vergangenen und Vorstellungen des Zukünftigen der Gesellschaft Weg, Ziel und Form zu geben. Beiden gleich muß jenes Maß an Intuition und Imagination gegeben sein, das sie befähigt, über alle rationalen Handlungen und Leistungen hinaus der Gesellschaft ein Höchstmaß an Identitätsbewußtsein zu vermitteln.

Architektur als Teilgebiet menschlichen Engagements an der Planung und Gestaltung der objektiven Umwelt wird in der sich bildenden Gesellschaft zur materiellen Selbstdarstellung ihres Seins; als Darstellung der kulturellen Inhalte dieser Gesellschaft ist sie das Anliegen jedes einzelnen wie der Gemeinschaft. Es ist daher erforderlich, alle menschliche Erfahrung und alle Technik zur Erfüllung ihrer Aufgaben anzuwenden. Es ist vordringlich, die Architektur aus ihrem jetzigen Erscheinungsbild als die Manifestation beherrschender Elemente unserer Gesellschaft zu lösen, sind doch in den gedanklichen Grundlagen, die heute noch die Architektur weitgehend bestimmen, die Grenzen eng umrissener Zielsetzung vorhanden und die Vielschichtigkeit gesellschaftlicher Beziehungen und Interessen außer acht gelassen.

Es ist eine tiefgreifende Umwertung der Beziehung der Architektur zur Gesellschaft erforderlich, unabhängig davon, ob die Aufgabe der Architektur als Entwerfen von Objekten für den einzelnen und Gruppen mit elitärer Wertsetzung zu erfüllen ist, oder ob sie sich als systematisches Entwerfen der massenproduzierten materiellen Bausubstanz entwickelt.

In einem neuen Verhältnis von Beziehungen zum Raum der bildenden Kunst wird sie ein Teil eines universellen planenden Prozesses des Denkens und Handelns, reichend von Städtebau und Landesplanung bis zur individuellen Herstellung des Einzelbauwerkes. Im Erkennen sozialer und zeitlicher Verflechtungen sollte die Aufgabe der Architektur darin zu sehen sein, über die Notwendigkeit des künstlerischen Bezuges und des rationalen Zweckes hinaus die Selbst-

verwirklichung der Gesellschaft als den demonstrierbaren Sinn ihrer Entwicklung darzustellen.

Für diese Aufgabe verbleibt dem Architekten auch dann die Verantwortung, wenn Architektur und Planung sich als Vorgang interdisziplinärer Zusammenarbeit mit Politikern, Ingenieuren, Wissenschaftlern und Künstlern erweisen muß; beteiligt an der Aufgabe, den naturgegebenen und bleibenden menschlichen Maßstab zum Maßstab der evolutionären Kräfte zu machen, muß sein Tun und Wirken die Übereinstimmung zwischen dem Menschen und seiner Umwelt herstellen.

Die an Architektur und Politik gerichteten Forderungen binden sich in der Gegenwart an eine Reihe von Voraussetzungen: So ist es von großer Bedeutung, die Entwicklung eines gemeinschaftlichen Selbstverstehens durch Information und Erziehung zu beschleunigen und die Gesellschaft als aufgeklärte und kritische Öffentlichkeit selbst an dem Planungs- und Entscheidungsprozeß zur Gestaltung der sich verändernden Umwelt zu beteiligen.

Unerläßlich erscheint es, den Architekten und Planer unmittelbar in die gesellschaftspolitische Gesamtverantwortung und damit in die politische Bauherrschaft einzubeziehen. Diese Demokratisierung des Planungsprozesses sichert den Anspruch des einzelnen innerhalb der Gesellschaft auf freien Ausdruck seiner Wünsche und an der Mitwirkung am Geschehen. Im wirksamen Dialog der gesellschaftspolitischen Partnerschaft von Politiker, Planer und Bevölkerung werden die Grundlagen von Zielsetzungen, Vorrangigkeiten und Problemlösungen ermittelt.

Voraussetzung verantwortlicher Entscheidungen sind wissenschaftliche und gesellschaftlich orientierte Bedarfs- und Programmierung. Die entscheidenden Aufgabenstellungen an den Architekten sind ein Ergebnis der Zusammenarbeit von Politik, Wissenschaft und Praxis. Der Bedeutung von Aufgabenstellungen entsprechend, sollen Planungsalternativen durch unabhängige interdisziplinäre Arbeitsgruppen vermeiden, daß Zielsetzungen in unkritischer Weise sowohl quantitativen Programmen wie unwirksamen Utopien ausgesetzt sind.

Wenn Planung und künftiges Bauen ihre Ziele erreichen sollen, werden deren Grundlage durch Beobachtung der Prognosen über gesellschaftspolitische und technologische Entwicklungen gestützt sein müssen, werden darüber hinaus die Probleme der Kommunikation und der sozialkulturell bedeutsamen Aspekte sowie die physischen und psychischen Veränderungen des Menschen beachtet werden müssen.

Die städtebauliche Erneuerung ist zu einer gesellschaftspolitischen Aufgabe ersten Ranges geworden. Anhand der theoretischen und empirischen Untersuchungen der funktionalen Beziehungen innerhalb der städtischen Bereiche wie zwischen diesen und den regionalen Umgebungen sind die strukturellen Elemente der gesamten baulichen Umwelt in sinnvoller zeitlicher und räumlicher Zuordnung so zu planen und zu bauen, daß sie sich den sich wandelnden

und vergrößerten Bedürfnissen anpassen können. In experimenteller Weise müssen neue Stadtstrukturen als wirtschaftliche, gesellschaftliche und architektonische Modelle der Vielschichtigkeit der gesellschaftlichen Strukturen und Beziehungen Rechnung tragen. Als Aktionsraum der Gesellschaft werden neue Konzepte für die Planung von Stätten der Kommunikation in kleinerem und größerem Maßstab verwirklicht werden müssen, deren bauliche und ideelle Ausstrahlungskraft und Universalität ein bewußtes Erleben der Gemeinschaft ermöglicht und sinnvolle Bindungen zur bildenden und darstellenden Kunst herbeiführt.

So erscheint es, daß Politik und Architektur im Gelingen der städtebaulichen Aufgaben eine wesentliche Voraussetzung dafür schafft, ob unserer Gesellschaft eine kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung gesichert ist und ob ein befriedigendes Identitätsbewußtsein der von ihr geschaffenen Umweltgestalt erreicht wird.

Zu Thema 5

Technik und Umwelt

Welche Bedeutung den Wasserkraftwerken gerade in der Energiesituation der Gegenwart zukommt, wird in den weltweiten Anstrengungen sichtbar, die Energieversorgung mit tragbarem Kostenaufwand zu sichern und damit den Fortbestand einer funktionierenden Wirtschaft zu gewährleisten. Das Ziel, die im eigenen Land vorhandenen Wasserkräfte in maximaler Leistungsgröße energiewirtschaftlich nutzbar zu machen, und die hierin erreichten Ergebnisse bilden einen fundamentalen Beitrag zum Energiepotential Kärntens und damit auch zur stetigen Entwicklung der Gesamtwirtschaft unseres Landes.

Der Mensch ist gegenwärtig im Begriff, zu Technik und Wirtschaft — als unerläßliche Voraussetzungen seiner Existenz und des heutigen Lebens — eine neue Stellung zu beziehen. Er emanzipiert sich zunehmend gegenüber Produktion und Konsum; in kritischem Verhalten erhebt er die Forderung, den Ausgleich zwischen Technik, Wirtschaft und Natur anzustreben; es erscheint ihm heute möglich, die Wachstumstendenzen zu ändern und einen ökologischen und wirtschaftlichen Gleichgewichtszustand herbeizuführen.

Die ökonomischen Ziele der Gesellschaft orientieren sich in zunehmendem Maße nach den Grenzen der Tragfähigkeit und Belastbarkeit der Natur. Aus wissenschaftlich erarbeiteten Ergebnissen landschaftsanalytischer Untersuchungen resultieren die Maßnahmen zum Schutze, zur Pflege und zur Entwicklung der natürlichen Umwelt. Diese komplexe Aufgabe kann um so besser gelöst werden, je früher und je enger sich die an den Planungen Beteiligten zu interdisziplinärer Zusammenarbeit bereithalten.

Alle technischen Maßnahmen, die der Mensch durchführt, bedeuten Eingriffe in die Biosphäre, bedeuten Veränderungen seiner Umwelt. Alle notwendigen Eingriffe und ihre Auswirkungen auf die Umweltbedingungen sind unter Berücksichtigung der Lebensge-

staltung für den Menschen so zu planen, daß die vorhandene Harmonie der Natur nicht gestört oder vermindert wird.

Die Technik der Energiewirtschaft ist durch ihre besonders ausgeprägte Beziehung zur umgebenden Landschaft in den Brennpunkt des Interesses der Öffentlichkeit gerückt, denn gerade sie wird — trotz der bisher erbrachten großen Leistungen der letzten Jahrzehnte — in der Zukunft durch die Vielfalt ihrer Strukturen hinsichtlich der Stromerzeugung und Verteilung bedeutende Baumaßnahmen erfordern und starkes Verantwortungsbewußtsein voraussetzen.

Kraftwerksbau und Landschaft

Aus dem Themenkomplex Industrie und Landschaft tritt der Bau von Wasserkraftanlagen durch die Besonderheit seiner weitreichenden und weiträumigen Wirkungen hervor. Von größtem Einfluß auf die Landschaft und ihren Naturhaushalt, verändern Wasserkraftwerke durch den energiewirtschaftlichen Ausbau eines Wasserlaufes dessen Charakter grundlegend.

Unzweifelhaft sind die damit verbundenen Maßnahmen — bedingt durch Lage, Größe und Baustruktur — markierende Eingriffe in



vorhandene Landschaftsformen und Siedlungsstrukturen, unzweifelhaft verändern sie durch ihre Erschließungserfordernisse, ihre Baumassen und kraftwerkstechnischen Ergänzungs- und Hilfseinrichtungen das Bild der Landschaft, der Flußläufe, der Niederungen, unzweifelhaft auch formen sie ein neues Bild in den Wirtschaftsstrukturen ihrer Umgebungsbereiche und beeinflussen und verändern damit die Interessen und Lebensgewohnheiten der Menschen dieses Raumes.

Sich diesen Tatsachen zu verschließen, hieße, sich der Verantwortung für Wirkungen zu entziehen, die mit der Vielfalt von Problemen und Aufgaben der Kraftwerksplanung verbunden sind.

So steht am Beginn der Planung einer neuen Kraftwerksanlage neben allen technischen und wirtschaftlichen Zielsetzungen auch die Verpflichtung zur Bedachtnahme auf den umgebenden Landschaftsraum und die soziologischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten der Menschen dieses Raumes. In der Sorgfalt, die gerade für die Bewältigung der damit verbundenen Aufgaben aufgewendet wird, liegt ein Teil der Rechtfertigung für die Eingriffe, die an unserer Umwelt täglich vorgenommen werden.



Unter diesen Gesichtspunkten und der Bereitschaft einer weitestgehenden Verantwortung wird für alle am Kraftwerksbau Beteiligten klar, daß die Kraftwerke erst dann als Reifezeugnis moderner Industrieanlagen betrachtet werden können, wenn Ingenieur und Architekt in dem Bewußtsein gemeinsamer Verantwortung um ein Höchstmaß an Synthese von Landschaft und Kraftwerk bemüht waren und die Anlage dann in ihrer Gesamtsituation als harmonischer, bescheidener oder bereichernder Akzent in die Landschaft eingegliedert ist.

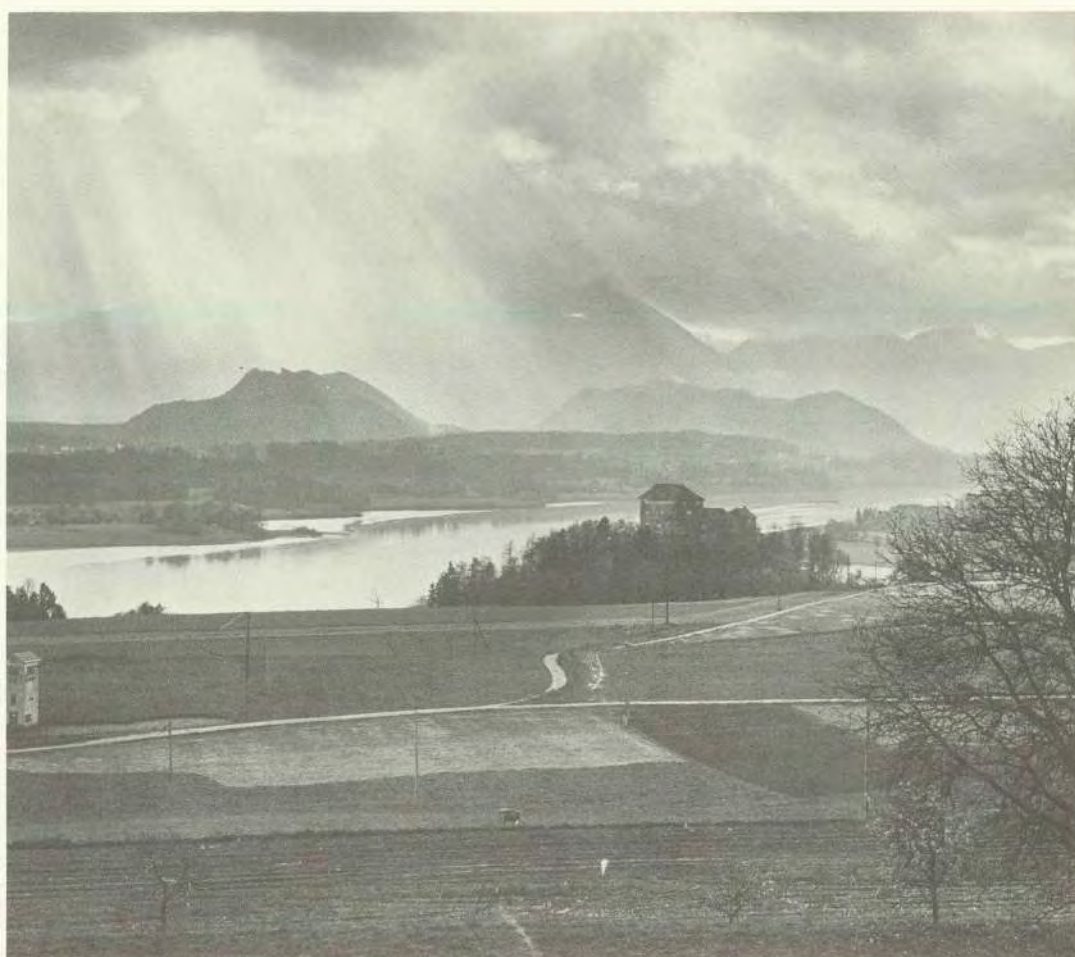
Das Landschaftsbild der Drau hat im Verlauf der letzten Jahrzehnte durch Kraftwerksbauten bedeutende Veränderungen erfahren. Mit der Fertigstellung des Kraftwerkes Rosegg und der im Bau befindlichen Anlage Ferlach, deren Baustruktur die künftige Landschaftsform im Umgebungsgebiet bereits vorauszeichnet, ist — mit Ausnahme der letzten Baustufe Annabrücke — der Kraftwerkeausbau an der mittleren Drau abgeschlossen.

Die Frage nach dem Ergebnis aller Bemühungen?

Das Selbstverständnis dieser Frage bei Fertigstellung neuer Anlagen für alle Beteiligten und Interessierten ergibt sich aus der Verantwortung, alle komplexen Bereiche einer Kraftwerksanlage einer abschließenden kritischen Beurteilung zu unterziehen. Diese Frage wird aber auch dann wiederholt werden müssen, wenn nach Jahren und Jahrzehnten des Bestandes alle Wirkungen und Folgerungen an der Landschaft und im Lebensraum der betroffenen Bevölkerung in ihrer Endgültigkeit sichtbar werden. Dann wird sich letztlich erweisen, ob aus der Partnerschaft Raumordnung, Technik, Umwelt- und Landschaftspflege wirtschaftliche Forderungen erfüllt und unsere Kulturlandschaft erhalten geblieben ist.

Wo und wie immer auch Schubraupen und Bagger den historischen Boden an den Ufern und im Flußbett der Drau zerpflegt, unüberschaubare Erdmassen verlagert und zu Dämmen und Böschungen geformt haben, wo und wie immer auch mit gewaltigen Mengen an Beton und Stahl der überlieferten Baustruktur in Form und Größe nicht vergleichbare neue Bauwerke — Krafthäuser, Wehre, Brücken, Kanäle und Staumauern — errichtet sind und durch sie der freie Lauf des Wassers dem Willen und Nutzungstreben des Menschen unterworfen wurde, sind die neuen Überprägungen der Landschaft von der Bevölkerung der Umgebung und des ganzen Landes akzeptiert worden. Die Gesetzmäßigkeiten der Technik, mit ihren auf sinnfällige Ordnung und Klarheit gerichteten Ausdrucksformen von Bauten und Anlagen, haben gerade durch die Sorgfalt, mit der sie in Beziehung zu Mensch und Umwelt gestellt wurden, in den Flußlandschaften und ihren Umgebungsbereichen zu individuellen Gestaltungen geführt und in vielgliedrigen Formulierungen der Übereinstimmung von Technik und Natur neue Erlebnisbereiche geschaffen.

In welchem Ausmaß sich heute schon die betroffene Bevölkerung im Bereich der Drau mit den sichtbar werdenden Verände-



rungen ihres Lebensraumes identifiziert, ist letztlich nicht abschließend zu behaupten und zu beweisen, aber dennoch kann angenommen werden, daß eine neue allgemeine Landschaftsvorstellung, ein gemeinsames geistiges Vorstellungsbild existiert, das gebildet wird von den gegenwärtigen und vergangenen Wechselbeziehungen derselben gemeinsamen Landschaft und Kultur.

Bauwerk — Gestalt und Form

In der Partnerschaft der Ingenieure und Architekten — eingeordnet in den Komplex vielschichtiger Planungs- und Gestaltungsbeziehungen der Funktion, Ökonomie und Umweltbeziehungen — entwickelt sich der Geist der Konstruktion und der Synthese, entsteht die Klarheit der Konzeption. Die technischen Konstruktionen, die Maschinen und Anlagen — selbst Erzeugnisse einer modernen Industrie und selbst Erzeugnisse einer auf gesetzmäßige Ordnung gegründeten Produktion — erheben den Anspruch auf funktionsklare, geordnete und ästhetisch befriedigende Bauanlagen.

Dies bedeutet ein sorgfältiges Bemühen um architektonisch ausgewogene Konzeptionen. Es äußert sich in der Baustruktur und den Materialien als dem Versuch um die Einbindung und Anpassung in den Maßstab der Umgebung — in jenen Bereichen, wo das vorgegebene Bild der Landschaft erhalten bleiben muß, oder als Steigerung bzw. künstlerische Überhöhung der natürlichen Formenwelt der Landschaft bzw. bewußt als kontraste Gestalt zur umgebenden Landschaft mit dem Ziel, durch das Bauwerk ein neues, wesentlich verändertes, ebenfalls

ästhetisch befriedigendes Landschaftsbild zu erreichen.

Es ist kennzeichnend für alle Kraftwerksbauten an der Drau, daß jede Komponente der Gestaltung zum Ausdruck gelangt: das Einfügen in Landschaftsstrukturen, das Fortsetzen linearer Charakteristiken von Landschaftsformen, Hängen, Böschungen und Talgliederungen in den Bereich des Kraftwerkes, der Mauern und Wehre, die zu ästhetisch-künstlerischer Verdichtung gebrachten Krafthäuser als zentrale Elemente der gesamten Anlage und die in der Landschaft kontrapunktische Anordnung des Krafthauses Rosegg.

Von großer Bedeutung und Wirkung ist die Fortsetzung der Baustrukturen in Form und Gestaltung des baulichen Details. Neben ökonomischen und funktionalen Kriterien sind gerade sie es, die durch Rhythmus und Gruppierung, durch schattierende Konturen u. v. a. in der bewußten Anordnung Gestaltungsmöglichkeiten mit weitreichender Konsequenz ergeben. Die Gestalt des Baukörpers ist das Element, das den Sinn befähigt, Wesen und Inhalt wahrzunehmen und zu messen und den Menschen zu ergreifen.

Die technische Aufgabe des Kraftwerksbaues erhält in Teilnahme der künstlerischen Gestaltung das Phänomen innerer Bewegung; diese Tatsache zeigt — unabhängig von Konstruktionsfragen und bisweilen auch jenseits von ihnen — Zusammenhänge auf und demonstriert, daß in allen Schaffensprozessen des Menschen der schöpferische Geist miteinbezogen ist.

Fotos: Archiv der ÖDK.

Ideen verwirklicht

Personalheim des Krankenhauses der Barmherzigen Brüder in St. Veit/Glan

Das Personalheim des Krankenhauses der Barmherzigen Brüder in St. Veit/Glan wurde im Zuge der Modernisierung des Krankenhausbetriebes neu errichtet. Es steht zwar gemeinsam mit der ebenfalls neu erbauten Kapelle in scheinbarem Kontrast zum Altbau des Krankenhauses, ordnet sich jedoch aufgrund seiner Schlichtheit organisch in dessen Gefüge ein und wird im in Bau befindlichen neuen Mitteltrakt, der vorzüglich aus Glas bestehen wird, sein Pendant finden.

Es umfaßt 2 Arztwohnungen und 50 Einzelzimmer, die auf zwei Klausuren für die geistlichen Schwestern und Brüder sowie auf das weltliche Personal aufgeteilt sind. Außerdem sind die Zentralküche und eine Trafostation für die gesamte Krankenhausanlage im Gebäude untergebracht. In kon-

struktiver Hinsicht wurde ein Stahlbetonskelettbau gewählt. Stahlbetonfertigteile und über den Raum reichende Fensterflächen bilden die Außenwand.

In der farblichen Gestaltung wurden alle Materialien natur belassen.

Die Terrassenflächen sind als gestaltete Außenflächen – zur Erholung aller Bewohner – benützbar.

Kapelle der Barmherzigen Brüder in St. Veit/Glan

Die Verlegung der alten Kapelle erwies sich als unumgängliche Notwendigkeit, da dieser Raum zur Errichtung von Funktions- und Behandlungsräumen für einen modernen Spitalsbetrieb gebraucht wird. Die Bauherrschaft entschloß sich nach eingehenden Besprechungen und Überlegungen mit Fachleuten zu der funktionell richtigen Situierung des Neubaus der Kapelle zwi-



schen Krankenhaus und dem unmittelbar vor der Fertigstellung befindlichen Personalheim. Die Verbindung erfolgt über einen beheizten Gang, der diese beiden Baukomplexe verbindet. So liegt die Kapelle im Zentrum der Krankenhausanlage und bietet allen Patienten jederzeit Zutritt.

Sie ist in Sichtbeton – bestehend aus zwei Schalen – nach unserem Entwurf errichtet worden. Die beiden Schalen sind durch ein Kunststoff-Lichtband verbunden. Sie bietet in ihrem Raum für 75 Personen Platz. Bei ihrer Planung und künstlerischen Ausgestaltung wurden die neuesten Grundsätze der

Liturgie des 2. Vatikanischen Konzils berücksichtigt. Die künstlerische Gestaltung für das Kreuz, den Altartisch, Tabernakel und den Ambo erfolgte durch den heimischen akademischen Bildhauer Heinz Glaswisch. Von der Kapelle direkt zugänglich befindet sich ein Beichraum, der gleichzeitig in seiner Funktion als Ausspracheraum dient, sowie eine Sakristei zur Unterbringung der liturgischen Gewänder und Geräte. Der Tradition der Barmherzigen Brüder entsprechend, kann über die Hausübertragungsanlage von den Patienten der Gottesdienst mitgehört werden.



**Atelier der Architekten Pichorner/
Lindenbauer in St. Veit a. d. Glan**

Der Bedarf der Stadtgemeinde St. Veit/Glan an weiteren Arbeitsräumen wurde zum Anlaß, das in ihrem Besitz befindliche sogenannte „Haus 2“ am Hauptplatz, direkt im Anschluß an das Rathaus – unter Beibehaltung der denkmalgeschützten Fassade – im Innern zur Gänze umzugestalten. Dabei wurde auch das Dachgeschoß in einer solchen Form adaptiert, daß der dabei gewonnene Raum für Wohn-, Büro- und sonstige Zwecke genutzt werden kann.

Aufgrund dieser Gegebenheit haben wir uns entschlossen, diesen Raum von ca. 250 m² Nutzfläche für unser Atelier auszugestalten. Es wurde als Großraumbüro mit flexiblen Raumtrennungen eingerichtet.

Damit wurde zum ersten ein Beitrag zur gewünschten Belebung der Altstadt geleistet und zum zweiten ein sonst brachliegender, wertvoller licht- und sonnendurchfluteter Raum einer sinnvollen Nutzung zugeführt.



Kleinsiedlung am Stadtrand in St. Veit/Glan

Mit der Verwirklichung dieser Kleinsiedlung wurde in Zusammenarbeit mit der Stadtgemeinde und den Planern der Versuch unternommen, den „Häuslbauern“ ein Beispiel vor Augen zu führen, wie man ohne wesentliche Verzichte auf persönliche Wünsche der großflächigen Zersiedelung unserer Landschaft entgegenwirken kann.

Dies wurde dadurch erreicht, daß die Stadtgemeinde nach der erfolgten Planung die Gründe voll aufschloß, jedoch an den einzelnen Bauwerber die Bedingung stellte, daß die Errichtung der einzelnen Häuser nach den von den Architekten entworfenen Haustypen zu erfolgen habe. Dabei standen vier verschiedene – in sich zusätzlich variable – Einheiten zur Wahl.

Durch das Bilden von Hausgruppen entstanden Freiräume, die für eine gemeinsame Nutzung der Siedler bestimmt sind.

Da sämtliche Garagen und Pkw-Abstellflächen entlang der Aufschließungsstraße angeordnet sind, können die in der Siedlung liegenden Flächen völlig verkehrsfrei gehalten werden. Bei der Planung wurde besonderes Augenmerk darauf gelegt, daß trotz der dichten und komprimierten Bebauung mit Einzelobjekten eine gegenseitige Störung durch die „direkte Nachbarschaft“ weitestgehend ausgeschlossen ist und auch die Wohnqualität mit der erforderlichen Intimsphäre der Bewohner gewahrt bleibt.

Fotos: W. Hammerschlag.

Planungsgruppe Domenig-Huth; Architekt Dipl.-Ing. Günther Domenig

Aspekte der Architektur Versuch einer Antwort auf einige Fragen

a) Wechselwirkung Bewußtsein und Umwelt

Wir müssen uns bewußt sein, daß die Nachteile, ausschließlich egoistische Interessen zu verfolgen, meistens die Gemeinschaft zu tragen hat, und daß, ohne auf die Eigenständigkeit des einzelnen zu verzichten, individuelle Bedürfnisse nur im Zusammenhang mit dem Kollektiv gesehen werden können.

Wir sind nicht nur uns, sondern auch der Allgemeinheit gegenüber ethisch und moralisch verpflichtet und auch wechselseitig abhängig. Der Mensch ist ein Teil eines komplexen Gesamtsystems, all sein Denken und Handeln steht im Spannungsverhältnis zu diesem System.

Je intensiver die eigene Leistungsfähigkeit ausgeschöpft wird, der Grad der Selbsterkenntnis und die Konsequenz der Auseinandersetzung

mit sich selbst und den Problemen der Umwelt, desto größer wird der Nutzen für die Allgemeinheit sein.

Wenn wir ernstlich versuchen, in Gesamtzusammenhängen zu denken, werden wir die anstehenden Probleme unserer Umwelt, die Vorgänge des biologischen Geschehens mit ihren allgemeingültigen Gesetzen besser verstehen lernen, und wir werden es nicht mehr als Einschränkung der persönlichen Freiheit empfinden, sondern als notwendige Selbstverständlichkeit, unsere Lebensgewohnheiten danach auszurichten. Zu diesem neuen Bewußtsein gehört die Erkenntnis der im lebendigen System Umwelt existierenden geschlossenen und offenen Kreisläufe. Wir werden dort unsere technologischen Erfahrungen voll ausnützen müssen, wo die Wechselbeziehung „Umwelt-Mensch-Umwelt“ gestört und zu verbessern

ist; wir werden uns jedoch bei jenen Verbrauchsgütern einschränken müssen, deren Rückstände unsere Umwelt zwangsläufig schädigen, die nicht mehr rückholbar und wo keine anderen Alternativen vorhanden sind.

b) Wechselbeziehung Architektur und Umwelt (Fragen 1, 2, 3, 4)

In dieses Sichtfeld muß auch der Problembereich Architektur eingeordnet werden. Die Architektur ist im Spektrum ihrer Gesamtzusammenhänge außerordentlich weitreichend und vielfältig.

Das ist das Problem, das von uns Architekten zu bewältigen ist.

Eine grobe Aufgliederung der Fragen, die mit Architektur zusammenhängen, reicht auf der

einen Seite vom einzelnen bis zur Öffentlichkeit und deren Wechselwirkungen, also vom Wohnort als Existenzort des Menschen und seiner Wohnform, dem Arbeitsplatz als Aufenthaltsort, der künstlerischen Produktion als Vermarktung des Wohn- und Aktionsortes, über den Einfluß der Konsumgüter und den Einrichtungen der Öffentlichkeit mit ihren Verhältnissen zum Kollektiv bis zum Erkennen von Symptomen als Zeichen einer Entwicklung. Auf der anderen Seite, der zeitgeschichtlichen Einordnung, reicht sie von der historischen Vergangenheit der Baukultur über die Änderungen der geschichtlichen Entwicklung bis zu dem derzeitigen Zustand unserer Umwelt, aber auch über das Nahziel mit Realbindung bis zu fernen Zielvorstellungen.

Die Bewußtseinerweiterung des Architekten resultiert aus dem kritischen Infragestellen gegebener Zustände unserer Umwelt und dem eigenproduktiven Betätigungsfeld, ein geistiger Prozeß also, der sich in ständigem Fluß befindet. Man kann sagen, daß eine kritische Auseinandersetzung mit einer gestellten Aufgabe Symptome aufzeigen kann, von denen zwei prinzipielle Reaktionen abzuleiten sind:

1. die Negativprognostik, also angedeutete Entwicklungen, die bei Fortführen von Negativerscheinungen zu Katastrophen führen können (Schreckensbilder mit erzieherischem Wert).
2. Positive Alternativen als schöpferische Reaktion zur Erkenntnis negativer Gegebenheiten.

Und Alternativen zu entwickeln, sollte die eigentliche Aufgabe von uns Architekten sein.

Den Architekten verpflichtet dies zu einer permanenten Auseinandersetzung mit den anstehenden Problemen und seiner schöpferisch-kreativen Reflexion in Reibungsfläche zum Realzustand.

Qualität einer Aussage, die mit Architektur zu tun hat, kann wohl nur im Grad der Konsequenz der Auseinandersetzung mit der aus der Realität gewachsenen Problematik zu suchen sein, eine Auseinandersetzung, deren Wahrheitsgehalt in der schöpferischen Reaktion enthalten und somit nicht zeitbedingt ist.

Projektbeispiel zu b) „Architektur und Umwelt“ (Fragen 3, 14)

Utopische Aspekte einer Zielvorstellung „Medium Total“ (Domenig und Huth)

Ausstellung bei Msgr. Mauer, Galerie nächst St. Stephan, Wien 1970

Die Verfolgung jener Zielvorstellungen ist übergeordnet und nicht von spezifisch gestellten Programmen abhängig, das heißt, die in der Zielvorstellung implizierte Problematik ist auch in jeder gestellten Aufgabe vorhanden, und die Behandlung eines Teilproblems in Zusammenhang mit dem übergeordneten Ziel schließt ausschließlich auf das Teilproblem bezogene Konzeptionen aus.

Dieses Gedankenmodell einer utopischen Spekulation wurde neben den Überlegungen einer möglichen Entwicklung in ihren gesellschaftlichen Bezügen auch in seinem damit zusammenhängenden technischen Aufbau untersucht. Darüber hinaus wurde der Versuch unternommen, diese verbal ausgedrückten Inhalte in eine räumliche Darstellung, also in ein Objekt, zu übersetzen.

Tatsächlich zeigt sich, daß solche Ziele sehr wohl reale Anwendbarkeit besitzen. Es hat sich herausgestellt, daß nachfolgende Projekte ohne die Überlegungen der Zielsetzung „Medium Total“ nicht möglich gewesen wären. Konkrete Ansatzpunkte, auf realistische Basis gebracht, haben die Entwicklungsrichtungen der Projekte Pavillon und Restaurant Nord München bestimmt.



Medium Total. Funktionsschema Aquacell Reaktiv (Wasserkreislauf)

c) Baugeschichte und Gegenwartsarchitektur (Frage 6)

In letzter Zeit bemüht man sich besonders initiativ um die Revitalisierung von Altstadtkernen. Die Erhaltung und Wiederbelebung bestehender, baukünstlerisch wertvoller Substanz ist außerordentlich wichtig und auch notwendig. Allzu oft jedoch sind diese Initiativen, die zum Teil schon Modeerscheinungen geworden sind, Hilfsmittel, um der Verantwortung gegenüber der Gegenwartsarchitektur auszuweichen. Mit diesem Altstadtfetischismus werden wir wohl weitgehend unsere historische Baukultur erhalten, gleichzeitig jedoch übersehen, wie unsere Umwelt verplant und verbaut wird.

Altstadtnostalgie und das Engagement zur Erhaltung bestehender Bausubstanz löst nicht das Problem der Gegenwartsarchitektur.

Man darf nicht übersehen, daß in bestehender baukünstlerisch wertvoller Bausubstanz qualitative Architektur gegeben ist, von der aus man Ansätze zu Folgeentscheidungen ableiten kann. Damit stellt sich die Forderung an die Architektur doch einfacher als in der Gegenwart. Wir müssen uns also im Rahmen der uns übertragenen Aufgaben-

themen auf jene Probleme konzentrieren, die in der Ergänzung und Erneuerung bestehender baulicher Substanz existieren.

Irgendwo scheint zu dieser „historischen Baukultur“ eine emotionale Kommunikation zu bestehen, die – wenn auch im übertragenen Sinn – der heutigen Baukultur zu fehlen scheint.

„Wenn man alles erhalten und nichts bauen will, weil wir sagen, daß die moderne Architektur so schlecht ist, wird sie weitgehend schlecht bleiben, weil wir uns nicht durch die Praxis verbessern können.“

(Cedric Price)

d) Partizipation und Kreativität (Fragen 1, 3, 4, 9)

Wie schon angedeutet, sind die Spannungsfelder in der Auseinandersetzung aktueller Architekturfragen im Verhältnis des einzelnen zur Gemeinschaft zu suchen.

Waren es in den früheren sechziger Jahren die sogenannte Flexibilität und Mobilität, die aus der damaligen Ratlosigkeit der Architekten und Spezialisten heraushelfen sollten, ist es nun die sogenannte Partizipation, also die Möglichkeit, sich am Planungs- und Realisationsprozeß

zu beteiligen, mit der man die ungeklärten Fragen der Gegenwartsarchitektur zu bewältigen hofft.

Heute sind es vornehmlich egoistische Motive einzelner oder Institutionen als Machtfaktoren, die sich im Planungs- und Realisationsprozeß niederschlagen, statt Bedürfnisse der Betroffenen, die diese Vorgänge bestimmen sollten.

Es geht also darum, Prinzipien und Methoden zu finden, die die Möglichkeit der Beteiligung an solchen Prozessen sichern. Hier tritt die Frage der Methode auf: Sollten es Methoden sein, die auf objektivierbaren Faktoren aufbauen und damit allgemein anwendbar sind, oder solche, die Spielraum für den einzelnen schaffen, sich schöpferisch entfalten zu können. Schöpferische Betätigung ist jedoch nicht in eine objektive Kontrolle einzuordnen. Entscheidet man sich somit zu solchen Vorgangsweisen, wird man schwerlich mit Methoden auskommen, die sich auf die Empirik stützen.

Die Partizipation und die meisten damit verbundenen Vorgänge bergen jedoch eine außergewöhnliche Gefahr in sich, nämlich jene, sich der „eigenen Verantwortung“ zu entziehen. Es kann nicht allein die Lösung des Problems sein, alle zwangsläufig zu treffenden Entschlüsse nur den anderen zu überlassen, selbst gleichsam nicht am Planungs- und Realisationsprozeß teilzunehmen und bestenfalls nur die Funktion des Koordinierens zu übernehmen. Ein Versuch, möglichst viele in einen solchen Prozeß miteinzubeziehen, darf nicht den Verzicht auf „schöpferisches Planen“ zur Folge haben.

Gerade das Bekenntnis zu einer freiwillig subjektiven Aussage, die sich anfangs in einer Art Vision darstellt, kann gewissermaßen die Betroffenen anregen, ihre Augen zu öffnen und ihre Hemmungen gegenüber Klischees abzulegen. Denn das Problem der Beteiligung liegt ja nicht allein darin, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, sondern auch Wege zu finden, die die Betroffenen anregen, aktiv mitzutun.

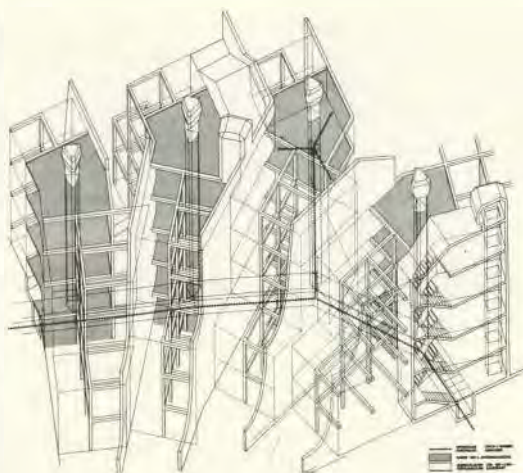
Somit liegt in der Möglichkeit der Beteiligung und der Möglichkeit zur schöpferischen Entfaltung – und dies im Wechselverhältnis des einzelnen zur Gemeinschaft – das Aufgabengebiet des Architekten.

Die Kommunikation durch die Architektur soll die Vorgangsweise bestimmen.

Projektbeispiel zu d) „Partizipation und Kreativität“ (Fragen 9–11)

Der Wohnbau

Auch hier spielt das Wechselverhältnis zwischen der individuellen Entfaltbarkeit und den Einengungen durch die Verallgemeinerung eine wichtige Rolle. Durch die Anwendung unzureichender Mittel der Planung im verdichteten Wohnbau, die nicht in der Lage sind, auf die subjektiven Wünsche der noch anonymen Bewohner einzugehen, wird der legitime Wohnwunsch, sich einen Individualbereich zu schaffen, im Einfamilienhausbau gestärkt. Solange im verdichteten Wohnbau die zu erwartenden Bedürf-



Artiflex II. Allgemein anwendbares Grundsystem, Axonometrie

nisse nach empirisch-soziologischen Statistiken ermittelt werden, die nur Querschnittswerte darstellen, aber nicht auf die Subjektivität des Bedarfs eingehen, wird die

Artiflex II. Möglichkeiten des individuellen Ausbaues, Perspektive



Traumwohnung das Einfamilienhaus bleiben.

Aber nicht nur diese Gründe, sondern auch jene der sozialen Schichtung verlegen das Gewicht auf das Einfamilienhaus. Die Möglichkeit, aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus manuelle Eigenleistung mit einzusetzen, ist nur hier und nicht im verdichteten Wohnbau gegeben.

Im verdichteten Wohnbau wird die Bauökonomie mit ihrer Industrialisierung zum entscheidenden Krankheitsherd. Ist es in den kapitalistischen Gesellschaftsformen die Entindividualisierung durch die Nivellierung spekulationsbedingter, profitorientierter Industrie, so ist es in den diktatorischen Gesellschaftsformen die Maximierung der staatlichen Industrie als Ausdruck der Macht, die ihre negativen Auswirkungen haben in der Quantifizierung, Rationalisierung, Standardisierung und Normierung auf Kosten der Eigenständigkeit des einzelnen.

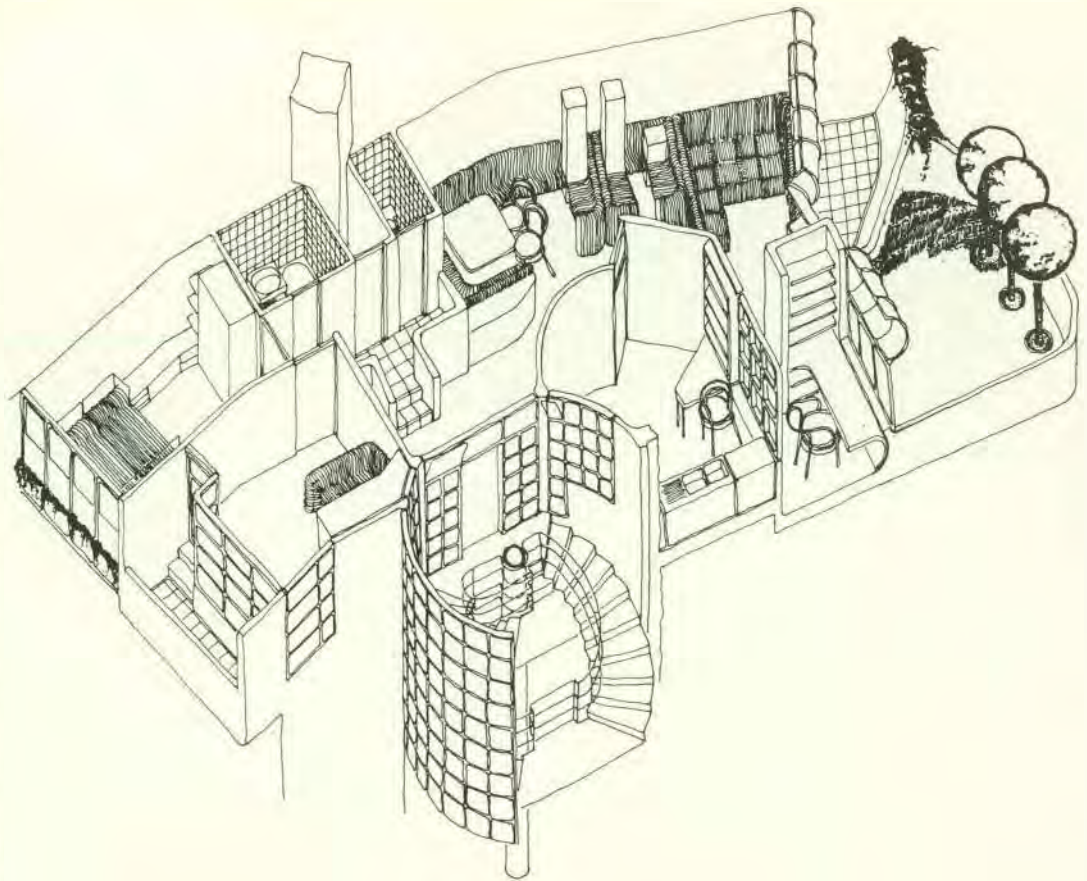
Um dem leidigen Problem der Verhäuselung und der damit verbundenen Entdichtung,

dem Bildungsgefälle, der Kriminalitätsquote, dem erhöhten volkswirtschaftlichen Aufwand und den urbanen Störungen entgegenzuwirken, wird man nicht nur mit Verboten und dgl. entgegenzutreten dürfen, sondern vielmehr versuchen müssen, die in diesen Wohnwünsche implizierten subjektiven Bedürfnisse alternativ in die Form des verdichteten Wohnbaues, zumindest inhaltlich, einzubeziehen.

Wohnmodell Artiflex II, Oberwart (Domenig und Huth)

Grundsystem:

Durch Addition der Grundeinheiten und ihrer gewünschten Richtungsänderungen ergeben sich Figurationen, die einer bestimmten Systematik untergeordnet sind. Dadurch können nicht nur beliebige Figurationen geschaffen werden, die spezifische topografische Gegebenheiten nachvollziehen, sondern dieses System kann sich auch nach bestimmten Himmelsrichtungen orientieren und ist in der Lage, bewußt gefaßte Negativräume zu bilden. In der Durchformulierung des Grundsystems wurden bewußt formale Kriterien einbezogen, um Richtlinien für die räumliche Organisation der Individualbereiche vorzuskizzieren. Die räumliche Durchbildung, Form, Farbe, Material und konstruktiver Aufbau der Außenzone sind jedem einzelnen Wohnungseigentümer überlassen.



Artiflex II. Beispiel eines ausgebauten Wohnvolumens

Entwicklungsvorgang von funktionellen und räumlichen Studien mit dem Ineinandergreifen der einzelnen Übersetzungsphasen

e) Raum und Inhalt (Fragen 12, 13)

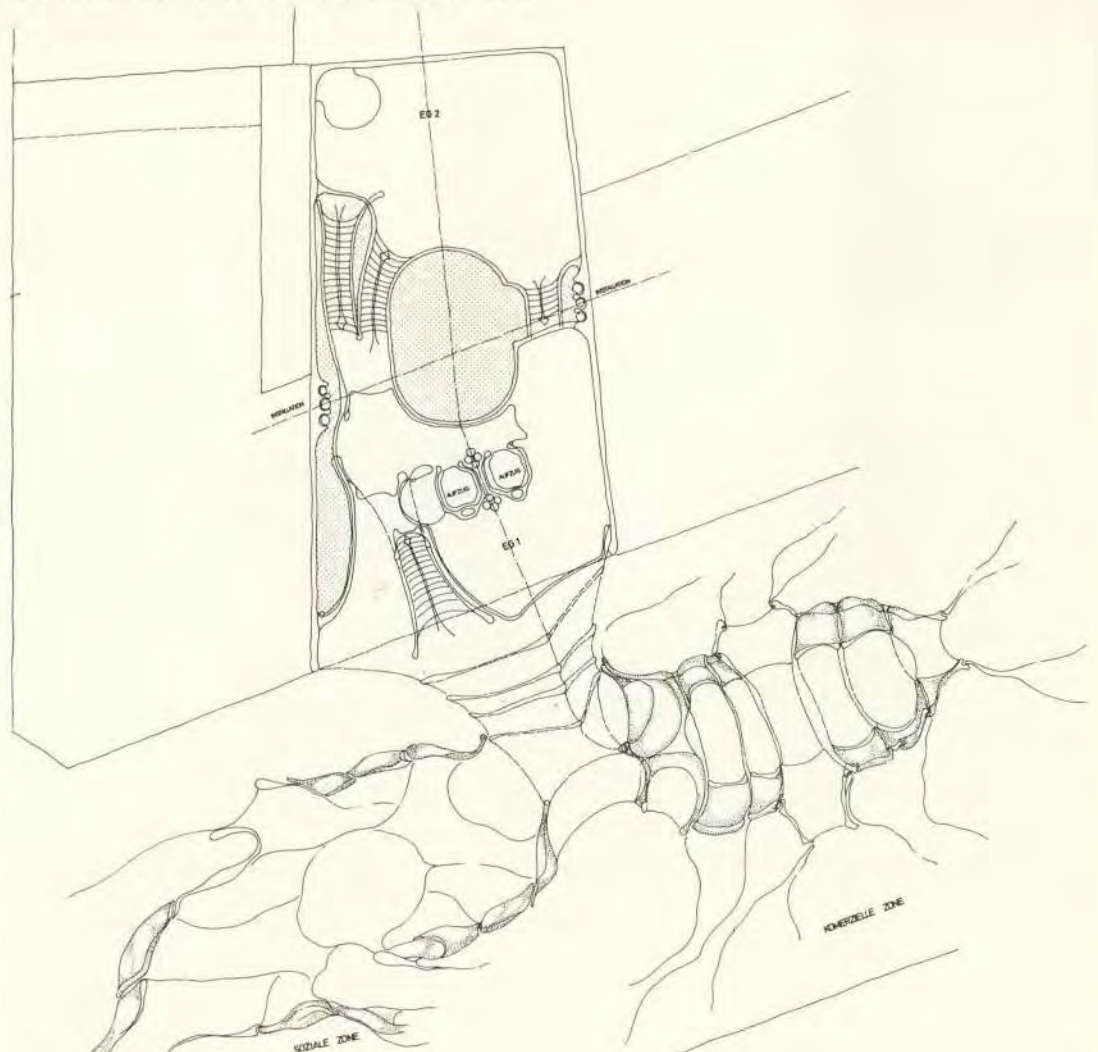
In der Architektur ist es nicht möglich, Kriterien von Wichtigkeiten eines Raumes ohne Bezug auf den Inhalt dieses Raumes bzw. auf Handlungen im Raum zu bestimmen. Das heißt, es gibt keinen Raum in der Architektur, der keine Funktion – welcher Art immer – beinhaltet. Es sind somit keine Ansatzpunkte gegeben, einen Raum zu formulieren, bevor der Rahmen von Bewegungs- und Handlungsabläufen abgesteckt ist.

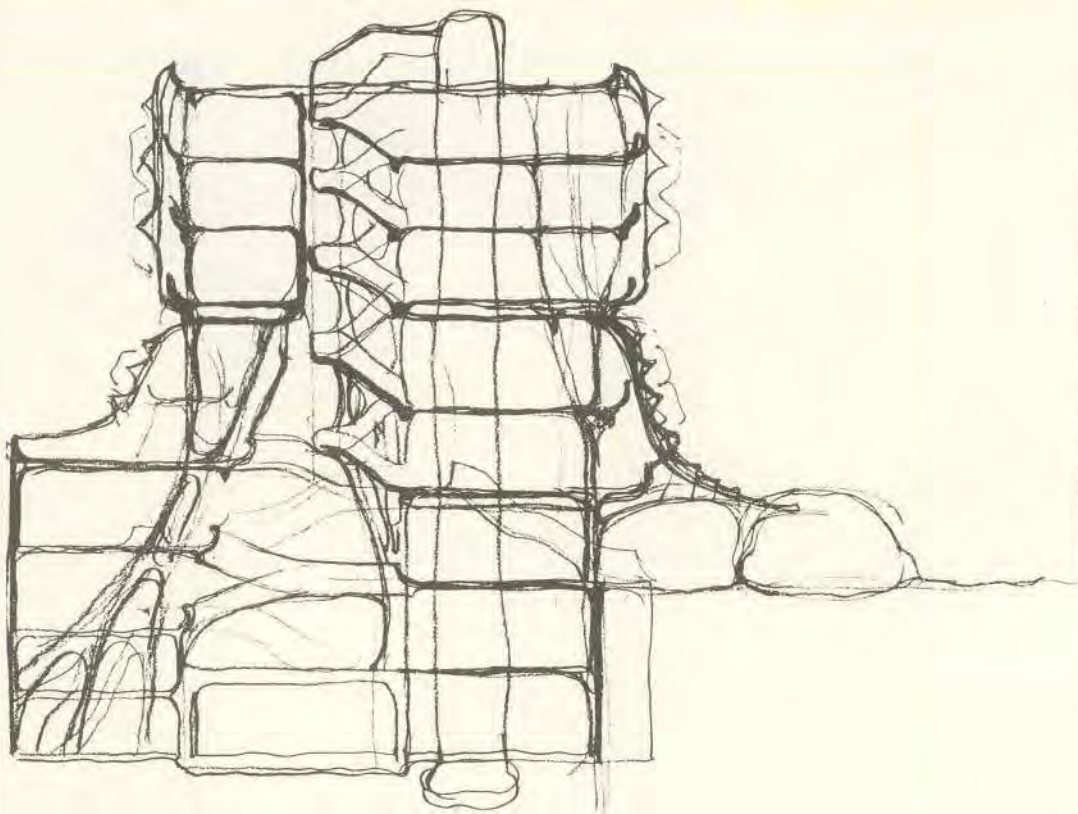
Da jede Person eine einmalige und unverwechselbare Eigenständigkeit besitzt, kann es kein umfassendes Wissen vom einzelnen geben. Wohl jedoch können Merkmale einer bestimmten Häufigkeit statistisch erfaßt werden, vererbte oder erworbene Eigenschaften also, die in einer gewissen Regelmäßigkeit auftreten. Die Auswertung der Bewegungs- und Handlungsabläufe von mehr als einer Person basieren somit auf der Empirik kollektiver menschlicher Verhaltensweisen, ganz gleich, ob sie rationalen oder arationalen Ursprungs sind. Sowohl die Art der Handlungs- und Bewegungsabläufe wie auch die Summe, Wiederholungen etc. solcher Funktionen sind Faktoren, die sich auf den Inhalt beziehen.

Dies sollte der Ausgangspunkt sein, Funktionen adäquat räumlich zu übersetzen.

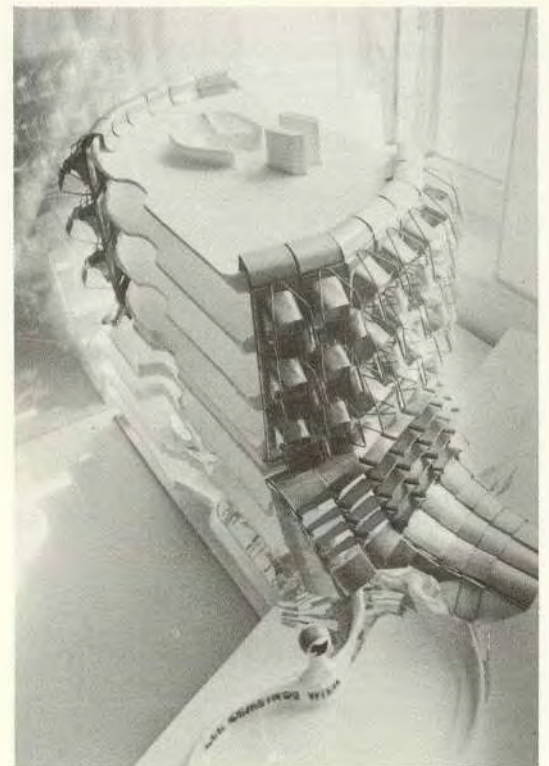
In der räumlich formalen Übersetzung ist jener metaphysische, kreative Einsatz enthalten, der nicht erschöpfend nachvollziehbar ist und von dem sich auch keine Regeln allgemein gültiger Anwendbarkeit ableiten lassen.

BZ Wien. Räumliches Funktionsschema, Grundriß



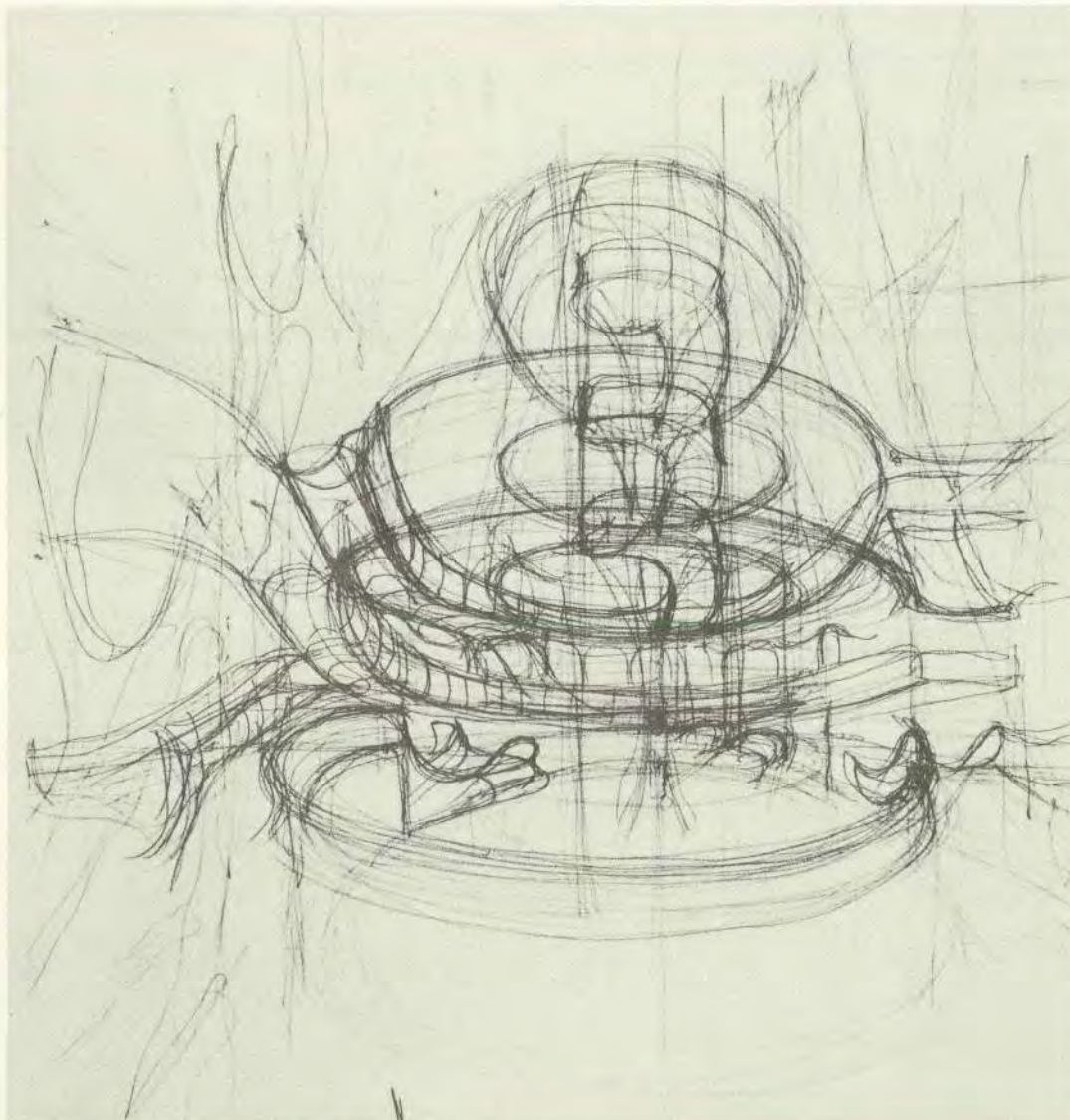


BZ Wien. Räumliches Funktionsschema, Querschnitt



BZ Wien. Außenzone, Ergebnis

BZ Wien. Raumstudie

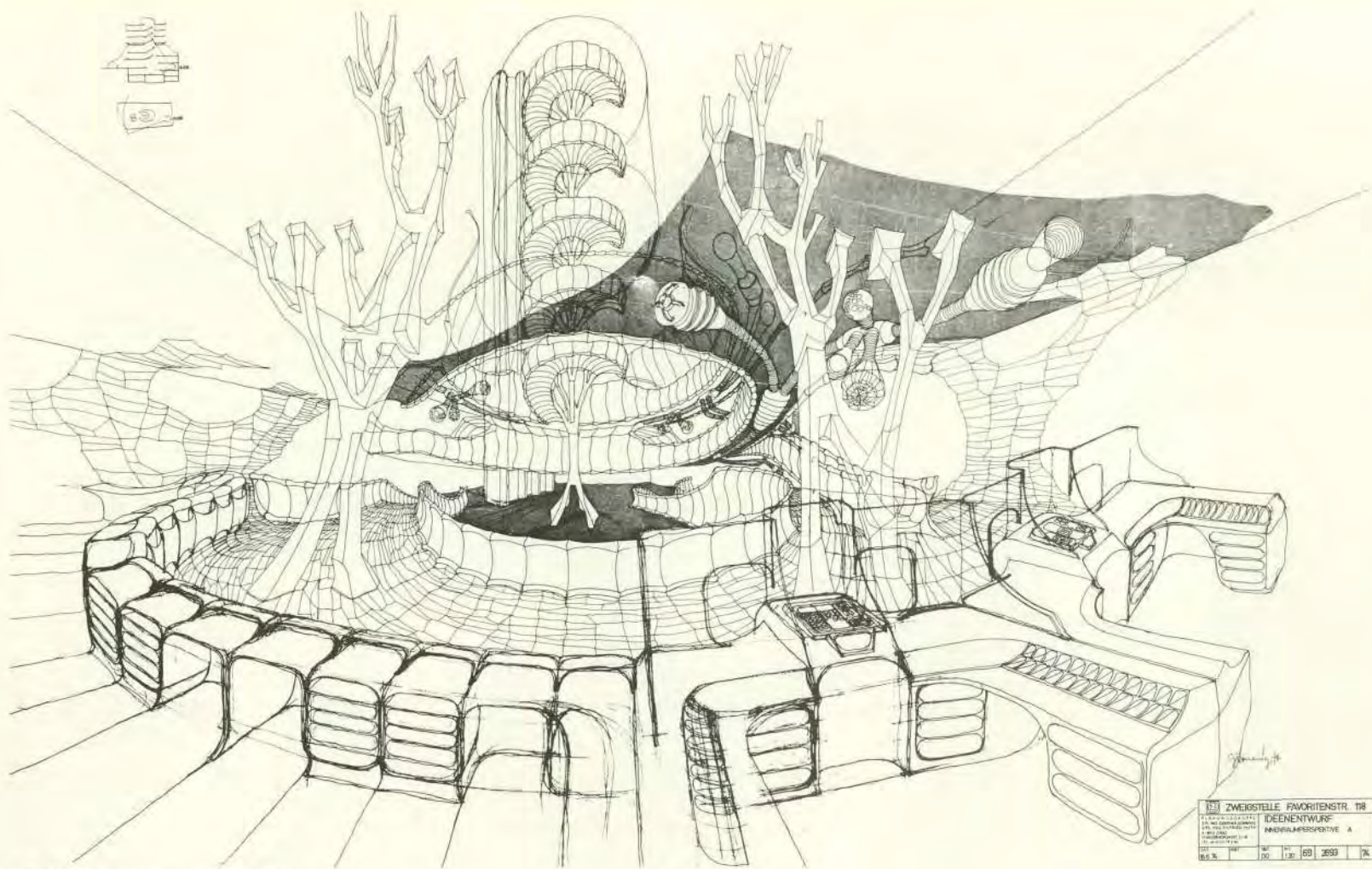


Dieser schöpferische Akt ist ein Herausstellen eines spezifischen Bewußtseinsstandes, in dem alles einbezogen ist, was die kontrollierbare und unkontrollierbare Erlebniswelt jener Kräfte ausmacht, die diesen Prozeß vollziehen.

Projektbeispiel zu e) „Raum und Inhalt“ (Frage 12)

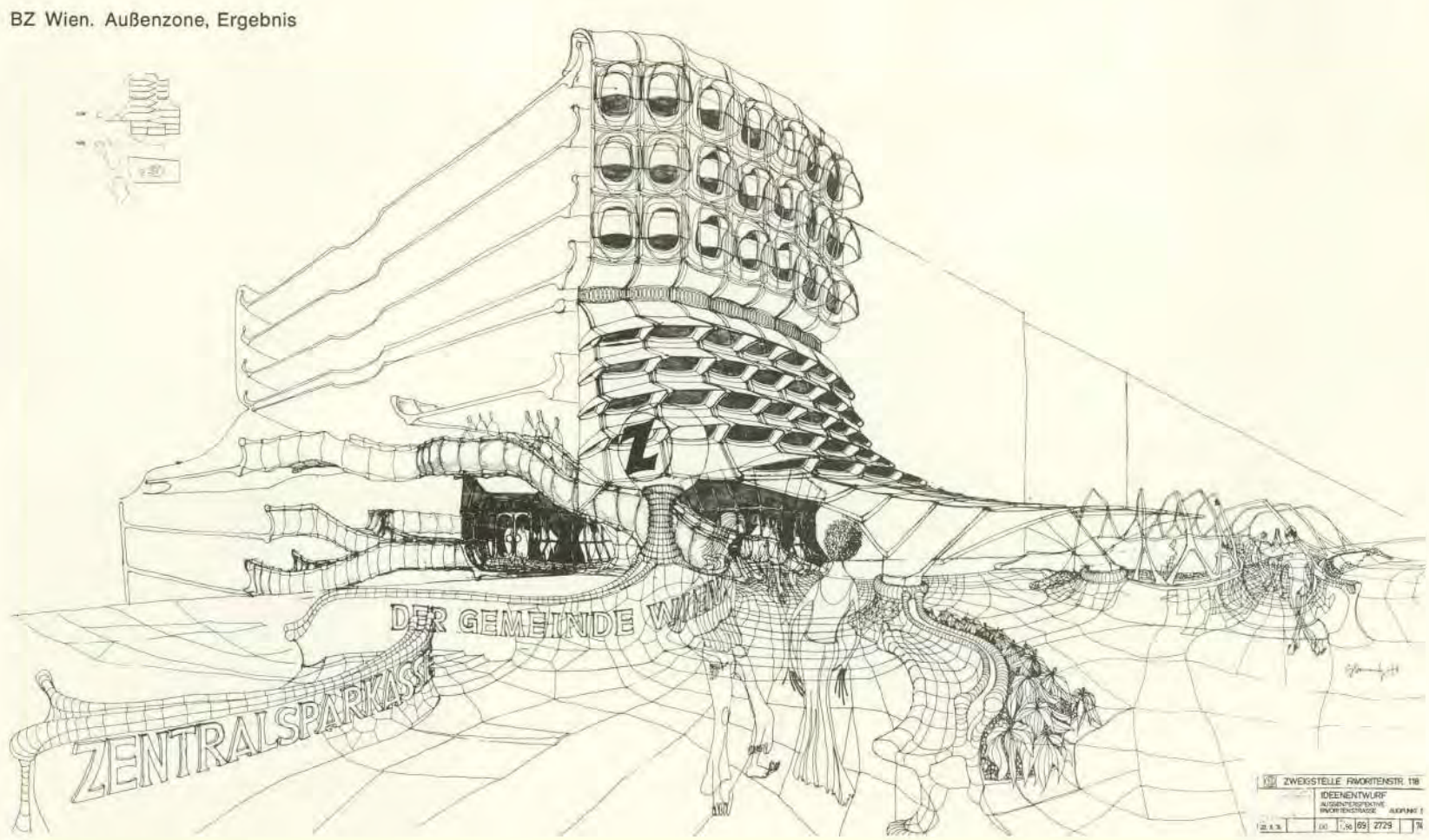
An diesem Projekt ist der kontinuierliche Entwicklungsprozeß der Übersetzungsphase zu verfolgen. Dieses Beispiel soll aufzeigen, daß allgemeingültige Forderungen an die Nutzung nicht nur ausschließlich mit Mitteln der sogenannten objektiven Planung zu erfüllen sind. Wenn man das „Funktionieren“ eines Gebäudes als Minimalvoraussetzung in der Architektur auffaßt, können sehr wohl – und das sollen diese Skizzen vermitteln – subjektive Empfindungen der schöpferischen Gestaltung in der Architektur als übergeordneter Wertmaßstab in dem Entwurfs- und Realisationsprozeß ihren Platz haben. Damit erhält ein Gebäude in bezug auf das Thema, auf den Umraum, auf die Infrastruktur usw. seine „charakteristische Eigenständigkeit“. Man könnte dies das „Überflüssige am Notwendigen“ nennen.

Interessant sind im Entwicklungsprozeß auch jene Phasen, in denen Bewußtes und Unterbewußtes der schöpferischen Produktion ineinandergreifen, und somit jene Bereiche, in denen sich die Mittel des Ausdrucks verselbständigen (Skizzen als Skizzen, Grafiken als Grafiken, Farbenübersetzungen, Modellstudien usw.).



ZWEIGSTELLE FAVORITENSTR. 118					
IDEENENTWURF					
ANSICHTSPERSPEKTIVE A					
1:25	1:50	1:100	1:200	1:500	1:1000

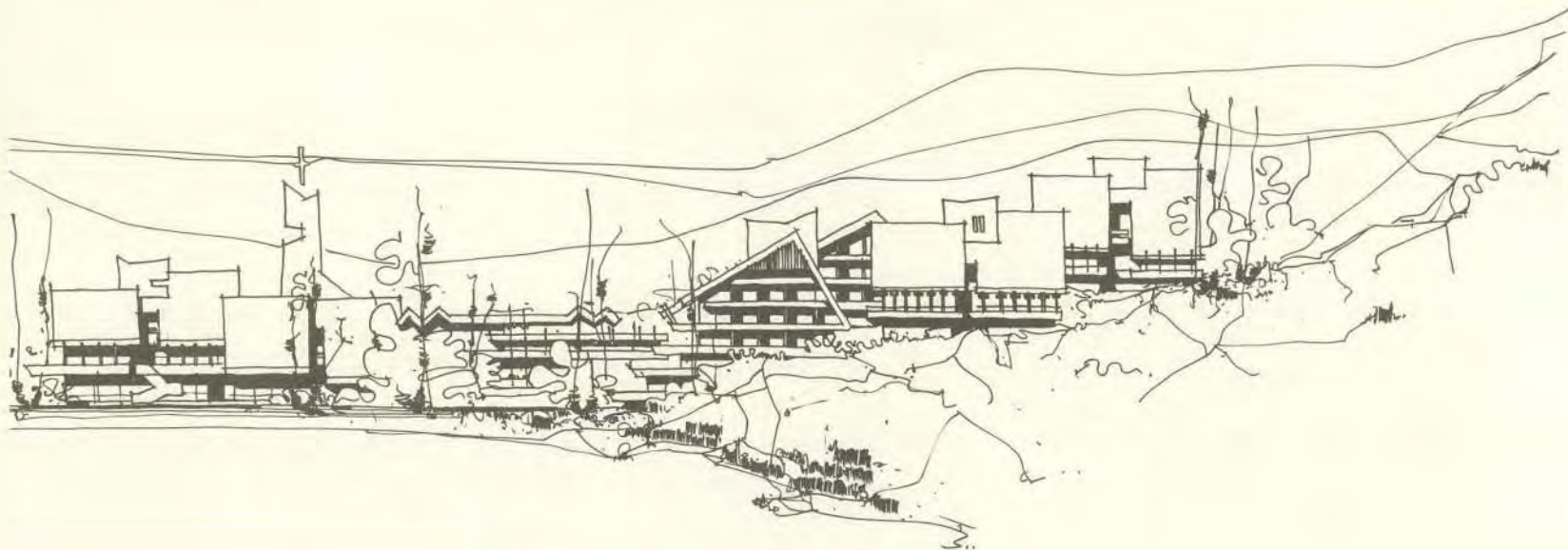
BZ Wien. Innenraum, Ergebnis



ZWEIGSTELLE FAVORITENSTR. 118					
IDEENENTWURF					
AUSSEN-PERSPEKTIVE					
WIRTSCHAFTS-ANSICHT I					
1:25	1:50	1:100	1:200	1:500	1:1000

BZ Wien. Außenzone, Ergebnis

Zu den Themen 5 und 8



Ferierendort Donnersbachwald, Nordost-Ansicht.

Bebauungsplan, Ausschnitt
Konzentrierte Bebauung, weitgehende Überlagerung und Verknüpfung von Funktionen



Das Ferienzentrum soll ein behaglicher, unkonventioneller Aufenthaltsort für die breite, unprivilegierte, stadtgeprägte Gesellschaft sein; aber auch ein Ausflugsziel und ein Treffpunkt über das Wochenende bei Sport und Spiel.

Der erste Bauabschnitt, der auf 400.000 m² errichtet wird, umfaßt sechs Appartement-Hotels mit 300 Wohneinheiten, ein Kongreß- und Sporthotel mit 120 Betten. Ein Hallenbad, ein Freibad und umfangreiche Sportanlagen, eine Bergstation für Sessel- und Schleppliftenanlagen mit angeschlossener Schischule und einem Ski-Kindergarten, um den Dorfplatz plazierte Cafés, Bars, Weinkeller, Läden und Boutiquen sowie eine kleine Bergkapelle bieten dem Gast Erholung, Erbauung und Abwechslung.

Hotelerie Schwarzenbacher in Innerkrems. Eine harmonische Einordnung der einzelnen Baukörper in die Landschaft kann erst dann erreicht werden, wenn man nicht gegen die Natur kämpft, sondern ihr nachgibt.



Zu Thema 5

Die Natur mit ihren Gesetzen besteht bereits seit Jahrmilliarden und wird weitere Jahrmilliarden bestehen bleiben, wenn auch die Menschen wie eh und je gegen die von ihr gesetzten Ordnungen in einem immer größer werdenden Ausmaß verstoßen. Jedes Thema, das heute mit der Natur zu tun hat, hat es schwer, die nötige Aufmerksamkeit zu finden.

Denkt man beim Wort „Landschaft“ im allgemeinen an Feld, Wald, Wiese, Täler, Höhen und Wildnis, so sind uns doch Zivilisation, Kraftfahrzeuge, Kernspaltung, rauchende Schloten der Industrie wichtiger. Andererseits aber wollen wir wieder aus der von uns selbst geschaffenen, verwahrlost und trostlos gewordenen Natur in die Illusion der ersten fliehen, um Ruhe und Entspannung zu finden, um gesunde Landluft, Bewegungsfreiheit und eine schöne Aussicht zu genießen.

So stehen wir immer wieder vor der Aufgabe, all das wieder notdürftig zusammenzuflicken, was wir an Lebensvoraussetzungen in der Natur zerstört haben.

Nutzung der Landschaft durch den Menschen ändert deren Gesicht und Naturhaushalt. So stellt man sich die Frage, wie weit die Landschaft belastet werden dürfe. Um diese Frage richtig beantworten zu können, muß man die heutige Nutzung der Landschaft erfassen:

1. Vegetative Nutzung als Ackerland, Wiese, Wald, für den Gartenbau; ferner Naturschutzgebiete, Landschaftsschutzgebiete, Naturdenkmäler;
2. baulich-industrielle Nutzung;
3. Nutzung zur Erholung: Wochenendhäuser, Erholungsanlagen, Freizeitanlagen (Spiel, Sport, Parks).

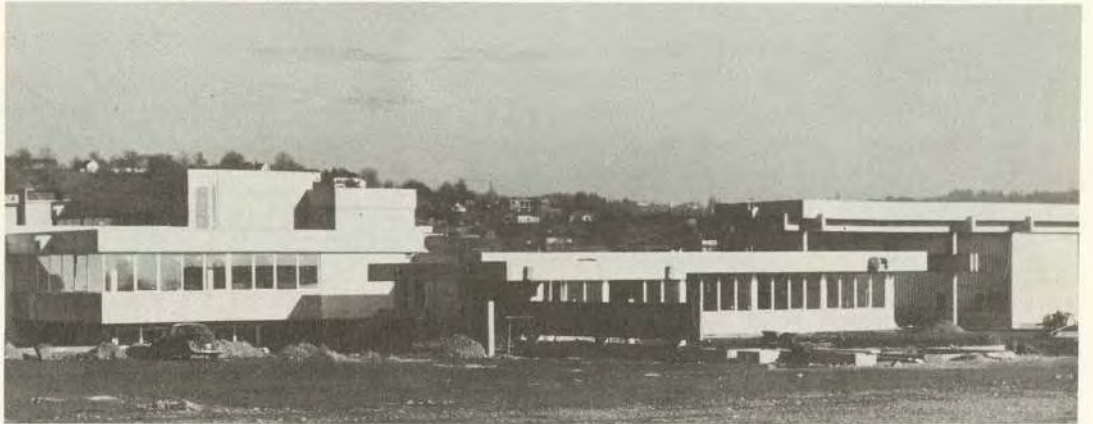
Zur planmäßigen Realisierung landschaftlicher Nutzungsweise bedarf es in erster Linie der Aufstellung marktunabhängiger Kriterien der Nützlichkeit und der Kalkulationsmethoden, die sowohl dem verfügbaren Naturpotential als auch den gesellschaftlichen Bedürfnissen Rechnung tragen. Hier bietet der ökologische Umweltschutz seine Dienste an; darunter sind zu verstehen die Kenntnis der Leistungsfähigkeit, der Belastbarkeit sowie die Kenntnis des Schutzbedürfnisses des Naturhaushaltes, Bedürfnisse und Ansprüche des Menschen und die sich aus diesen Erkenntnissen ergebenden Planungen in der Landschaft und deren Verwirklichung.

Wenn wir heute allein die landschaftliche Einordnung von Wochenendhausgebieten, Erholungsanlagen u. dgl. betrachten, stellen wir fest, daß den genannten Objekten eine harmonische Einordnung fehlt. Meist sind sie willkürlich, planlos in die Landschaft gestreut. Die in gleichen Abständen über die ganze Fläche „verkleckerten“, monotonen Baukörper schaffen Disharmonien in der Landschaft. Die ganze Kulturlandschaft mit einem mehr oder weniger dichten Netz menschlicher Einrichtungen gleichmäßig zu überziehen und damit in ihrer Funktionsfähigkeit zu gefährden, kann nicht mehr verantwortet werden.

Es müssen daher möglichst weitgehende Überlagerungen und Verknüpfungen von Funktionen angestrebt werden. Nicht die Quantität der Landschaft ist entscheidend, sondern die Qualität ihres Gebrauchs. Es ist zunächst egal, ob es sich um eine Naturlandschaft oder um eine Zivilisationslandschaft handelt; die Tätigkeiten des Menschen basieren letzten Endes auf dem Naturpotential der Erde bzw. der Landschaft.

So ergeben sich gewaltige Spannungen zwischen Naturpotential und Gesellschaft, wenn ein alarmierender Verbrauch bzw. eine Übernutzung des Naturpotentials gegeben sind.

Sollte diese Entwicklung nicht gemeistert werden können, so bliebe die Landschaft ein Ab- und Zufallsprodukt im Konkurrenzkampf der sogenannten freien Gesellschaft.



Transportunternehmen FRIKUS: Perspektive der Gesamtanlage und Westansicht

Zu Thema 8

Ich möchte eingangs die Tätigkeit des Architekten bzw. dessen Mitarbeit beim Entwurf eines Industriebauwerkes erläutern. Schon das Wort „Mitarbeit“ besagt, daß es sich dabei um einen größeren Kreis von Beteiligten handelt. Da sind zunächst

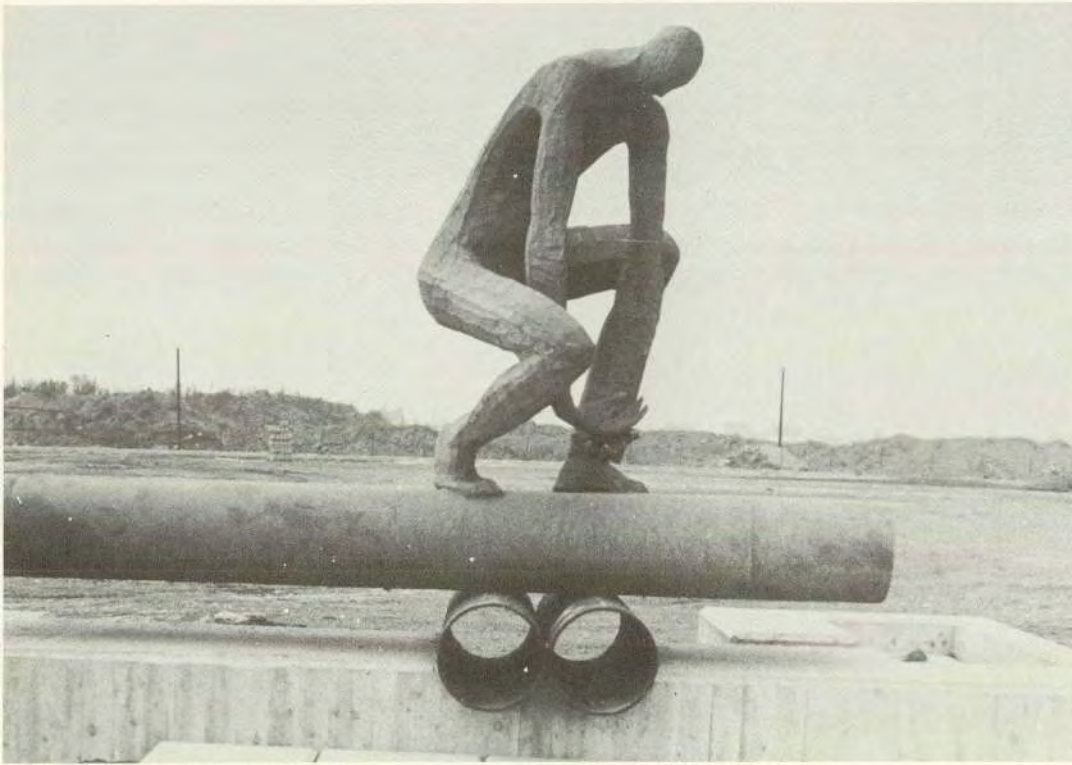
- a) der Bauherr mit seinen Sacharbeitern und seinen Betriebsingenieuren,
- b) die Freien Sachverständigen und Ingenieurkonsulenten, zu denen auch der Architekt gehört, sowie
- c) Ingenieure und Vertreter der beteiligten Firmen.

Die Einflußnahme des Architekten auf die Planungsarbeit erfolgt in ständigem, engem Kontakt mit dem obgenannten Arbeitskreis. Die erste Voraussetzung für das Gelingen jedes Vorhabens ist die richtige Koordinierung aller Beteiligten. Darin sehe ich die wichtigste Aufgabe des Architekten.

Sicherlich wird der Architekt im allgemeinen seine persönlichen Ideen vorweg zu Papier bringen, vieles entwüflich erarbeiten und zeichnerisch darstellen, um bei je-

der Besprechung ein Konzept zu haben. Viel wichtiger aber erscheint mir, daß er sich darauf versteht, in den Plänen der anderen zu lesen und zu ahnen, was an Positivem und Negativem auf ihn zukommt, und daß er mit viel Verständnis und Fingerspitzengefühl versucht, das Beste herauszuholen. Der Bauherr im Industriebau ist alles andere als ein Bauherr auf den meisten anderen Gebieten des Bauens. Hier sind Männer am Werk, die etwas ganz Bestimmtes verwirklichen wollen, die ein klares Bauprogramm aufzustellen vermögen, die gewohnt sind, mit allen Vertretern des baulichen Bereiches zusammenzuarbeiten.

Wir haben oft miterlebt, daß von betrieblicher Seite her die Herstellung des grundsätzlichen Lageplanes bereits feststand, ehe der Architekt zugezogen wurde. Es kommt auch sehr oft vor, daß unsere Mitarbeit noch später einsetzt – wenn die Baukörper in ihrer Masse festliegen. In so einem Fall ist es für den Architekten schwer, eine fruchtbare Einflußnahme auf die Planungsarbeit auszuüben. Eigentlich sollte alles beweglich bleiben. Die Vorleistung der Betriebsleute sollte nur eine Art Programm darstellen, damit Variationen möglich sind. Der Archi-



Gestaltung des Haupteinganges

Brief eines bildenden Künstlers an die Architekten des 20. Jahrhunderts

Lieber Bruder Kain!

Tausende Jahre haben wir uns zusammen entwickelt – wie Zwillinge. Unerwartet, fast wie ein Bruch, sind wir im 20. Jahrhundert einer dem anderen fremd geworden. Du bist nun ein würdiger, wichtiger und unentbehrlicher Bürger dieser Welt, ich hingegen eine mit Gleichgültigkeit betrachtete, oft zur Last gewordene Attraktion. Du bist unersetzbar und gefragtes Glied im Organismus, ich bin nur Blinddarm.

Wie konnte es geschehen, daß ich, der ich früher Dein Lob war, Dein Stolz, jetzt Deine Dirne bin, oft auch nicht geduldet? Erwinnere Dich an unsere Kindheit, als wir die Heldentaten dieser Welt gemeinsam vollbrachten. Heute spielst Du mit Deiner Logik Primus. Wer weiß, nach dem Gesetz der Absurdität war ich beim Bau des Pantheons vielleicht primär und Du sekundär! Vielleicht war die Verzierung am Dolch wichtiger als der Dolch selbst, und wer kann beweisen, daß eine Amphora nicht der Amphora wegen, sondern der Zeichnung wegen gedreht wurde?

Bleiben wir aber in der Welt, in der wir leben. Akzeptieren wir Deine Wichtigkeit, so wie sie dem gemeinen Volk erscheint, akzeptieren wir auch Deinen abenteuerlichen Versuch, reine Architektur zu schaffen. Bestimmt ist er für die Kulturgeschichte einer der wichtigsten Beiträge. Am Ende entwickelt sich aber jede tendenziöse Revolution zu steriler und unmenschlicher Manie. Ja, aus dem Kampf gegen Sentimentalität ist eine Manie der quadratischen und kubischen Meter geworden. Verhältnismäßig schnell ist es Dir gelungen, die Menschheit zu überzeugen. Ihr Selbstbewußtsein hast Du gegen falschen Heroismus ersetzt. Ihr Maß für Qualität hast Du gegen Quantität ersetzt.

Paradox: Ein König des 20. Jahrhunderts braucht keine Burg mehr, wo er sich sicher fühlt, er braucht zwei oder fünf Burgen, von welchen er flüchten kann. Er sehnt sich nicht nach einer Burg, die an einem Sonnenplatz steht, er hofft, die Sonne in einer Menge von Burgen zu finden, die im Schatten gebaut sind. Es ist fast unglaublich, welchen Einfluß der Schatten auf den Menschen hat: der Verlust der Sonne weckt in ihm die Kraft, eine neue, künstliche Sonne zu schaffen.

Bläh Dich nicht auf!

Nur ein Organismus, der krank ist, ist imstande, diese Kraft zu finden.

Wenn Du diese Welt wieder in voller Gesundheit sehen willst, laß von Parolen, die wie Rauschgift oder Aufputzmittel wirken – versöhne Dich mit mir, und vielleicht gelingt es uns, aus dieser Welt Athen, Rom oder Florenz zu schaffen!

Jan Milan Kratochvíl

tekt soll die Möglichkeit haben, das durch die Zusammenarbeit mit allen Beteiligten Erfahrene in seine Planung einzubauen, in seinem Sinne umzuformen oder nicht ins Konzept Passendes zu verhindern.

Hiefür möchte ich ein Beispiel anführen, das bei sinngemäßer Übertragung auf andere Gebiete durchaus Allgemeingültigkeit haben kann.

Wir sind von einem Groß-Transportunternehmen zur Mitarbeit an der Planung herangezogen worden. Bei den ersten Besprechungen mit dem Bauherrn hat sich herausgestellt, daß der Entwurf bereits mit allen

Baumaßen und Gestaltungsformen für ihn feststand. Dieser Entwurf entsprach aber weder in seinen betrieblichen Funktionen noch in seinem architektonischen Konzept unseren Vorstellungen. Mit einer überzeugenden Planungsorganisation und mit Besprechungen in Einzel- bzw. gemeinschaftlichen Konferenzen mit allen Beteiligten wurde ein neuer Entwurf mit verschiedenen Variationsmöglichkeiten hergestellt, bei dem nicht nur die betrieblich günstigste Lösung ausgewählt werden konnte, sondern auch eine weitgehende Berücksichtigung der architektonischen Belange möglich wurde.

Es ist eine Tatsache, daß die Baugestaltung in den letzten Jahrzehnten durch Industriewerke angeregt und befruchtet worden ist. Die Industrie aber, in ihrer ständigen Wandlung, ihren deshalb oft eigenwillig entwickelten Bauformen, bedarf der Einflußnahme durch den Baukünstler.

Ich glaube, wenn wir eine grundlegende Fachausbildung mitbringen und auch den Vorteil einer Beratung bei ästhetischen Problemen erkennen und als Betätigungsfeld wünschen, können wir von unseren Bauherren erwarten, daß diese unsere Beteiligung als eine Selbstverständlichkeit erkennen und fordern.

Haupteingang



Blick in den Innenhof



Architekt Dipl.-Ing. Hans Rabl

Zu Thema 1

Wenn wir nach Wechselbeziehungen zwischen Architektur und Politik suchen, so stellt sich bei kritischer Betrachtung unseres Lebensraumes und seiner Lebensqualität zunächst heraus, daß vor allem unsere gebaute Umwelt zusehends trostloser und häßlicher zu werden scheint.

Das Unbehagen über monotone Baukomplexe in städtischen wie auch ländlichen Siedlungsbereichen, über unpersönliche, reizlose Straßenzüge wie auch der Verlust wertvoller baulicher Substanz zugunsten wirtschaftlicher Interessen wird der Öffentlichkeit erst allmählich bewußt, und es scheint sich gegenüber der bisherigen Gleichgültigkeit zu verstärken.

Da sich Politiker in den meisten Fällen leider an der Beseitigung dieses Zustandes des Unbehagens der Bürger am baulichen Geschehen desinteressiert zeigen, kommt es, unterstützt durch fallweise Klagen der Tagespresse, durch kritische Berichte in Funk und Fernsehen, schließlich zu spontan demonstrativen Bürgerinitiativen, zum Widerstand gegen Maßnahmen und Planungen, die die öffentliche Hand in tragischer Fehleinschätzung ihrer ursächlichen Aufgabe – Vertreter des Gemeinwohles vor dem des Einzelbürgers zu sein – unternimmt. Die Transparenz bleibt Lippenbekenntnis. Kurzsichtige persönliche Interessen wie parteipolitische Winkelzüge bestimmen mancher-

orts Entscheidungen unqualifizierter Machtbefugter, unter dem Deckmantel falsch verstandener Gemeindeautonomie. Wenn von Lebensverbesserung und Umweltqualität die Rede ist, werden gerne bei jeder Gelegenheit anerkannte Fachleute zitiert. Im baulichen Alltag werden jedoch diese Probleme parteipolitischen und wirtschaftlichen Einzelinteressen zuliebe mit einer Hand vom Tisch gewischt. So entstehen geistlose Ortserweiterungen, Eigentums- und Sozialwohnhäuser in unsinnigen Dimensionen, oft an verkehrsreichen Straßen und fast immer ohne jedweden gestalterischen Anspruch. Häufig von nichtqualifizierten Planern aus dem Blickwinkel biederer Gemeindeoberer

billigst konzipiert. Gemeinnützige wie private Bauträger orientieren sich dank der Förderungsmethodik an der Quantität – denn Wohnwert erscheint nicht förderungswürdig. Es entstehen Wohnsilos, die nach außen hin den sogenannten Zeitgeist dokumentieren sollen. Die Grundrisse hinken in der Konzeption Generationen zurück und entsprechen selten den zeitgemäßen Bedürfnissen. Appartementhäuser, deren Notwendigkeit in nichts begründet ist, werden endlich nicht mehr von Bausparkassen finanziert, aber täglich entstehen Bauwerke jeder Größenordnung ohne architektonische Gestaltung, weil Architektur als kostspielige Extravaganz und als verzichtbar abgewertet wird. Die hochschwappende Nostalgiewelle als logische Reaktion auf den rücksichtslosen Fortschrittsglauben einer schon fast computergesteuerten Konsumentengeneration bewirkt, daß der geistige Horizont derjenigen Baubehörden, die alles genehmigen, wenn es nur nicht gegen die Vorschriften verstößt, noch mehr verunsichert wird.

Die öffentliche Hand als größter Auftraggeber fordert kaum architektonische Qualität. Der Politiker am Schalthebel des Geschehens ist sich der Verantwortung für das Gesicht der Umwelt nur soweit bewußt, wie

ihm verständliches Unvermögen gestattet, Maßstäbe als Vergleich von gestalterischem Wert, wirtschaftlichen Gegebenheiten und funktionellen Notwendigkeiten zu erkennen. So wird auch oft eine Industrialisierung des Baugeschehens als Erlösung von lästiger Architektur empfunden.

Es wird also unumgänglich und notwendig sein, sollte das Unbehagen des Bürgers ernstlich abgebaut werden, daß die öffentliche Hand – die Politiker als deren Repräsentanten, als Wahrer und Hüter des Gemeinwohles – sich auch mit diesen Problemen ernstlich auseinandersetzt. Dies etwa in der Form, daß sie sich der geschulten Fachleute und Architekten bedient, denen die Gestaltung unserer Umwelt, die ständig notwendige Erneuerung unseres Lebensraumes ein echtes Anliegen und nicht nur kommerzieller Tummelplatz bedeutet.

Qualität muß endlich klar vor der Vielzahl der gebauten Wohneinheiten, m² Büro- und Geschäftsflächen gesetzt werden, auch wenn sich die wirtschaftliche Milchmädchenrechnung vom geringen Aufwand tagespolitisch besser verwerten läßt.

So gesehen, gibt es viele Wechselbeziehungen zwischen Politik und Architektur – als

dem Ausdruck des Baugeschehens unter Berücksichtigung der kulturellen Bedürfnisse. Wobei die Schaffung der baulichen Notwendigkeiten aus dem vorhandenen und künftig angestrebten Lebensstandard Vorrang vor bloßer Befriedigung primitiver Wohngewohnheit hat.

Im privaten Bereich vor allem des Wohnhausbaues in ländlichen und Stadtrandgebieten müßte endlich entgegen der falsch verstandenen Rücksichtnahme auf Wählerstimmen die politische Instanz die gesetzliche Voraussetzung dafür schaffen, daß eine Zersiedelung und Verhüttelung unserer wertvollen Landschaft verhindert wird. Die zum Großteil im Pusch geplanten und errichteten Bauwerke entsprechen auch kaum in gestalterischer und technischer Hinsicht den zeitgemäßen Erfordernissen. In diesem Sinne werden also von richtungweisender Politik für den Bereich unserer architektonischen Umwelt Maßnahmen, auch legislativer Art, vorausschauend zu erwarten sein, damit sich das Baugeschehen als Ausdruck der „Architektur unserer Zeit“ vollziehen kann und auch für die überlieferte bauliche Vergangenheit und ihre Denkmäler die Zukunft gesichert erscheint.

Architekt Mag. arch. Hermann Trauer

Zu den Themen 1, 7, 9, 12, 13 und 14

Das hier Gesagte ist ausschließlich meine persönliche Anschauung und erhebt keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit bzw. gibt nicht die Meinung meiner Berufskollegen wieder.

Zu Thema 1

Die bestehenden Wechselbeziehungen zwischen Architektur und Politik lassen sich leicht durchschauen.

Kraft seines Amtes ist der Politik machende Politiker in der Lage, Macht auszuüben. Er kann entscheidende Handlungen begehen. Positive und negative. Das gesamte Baugeschehen in jedem Land ist durch mehr oder weniger gute Gesetze geregelt. Ich persönlich bedaure es zum Beispiel sehr, daß die neue Kärntner Bauordnung es den Gemeinden ermöglicht, noch autonomer in Sachen Baugenehmigungen zu sein. Es wäre wünschenswert, würde man über diese Tatsache noch einmal zu Rate sitzen.

Da öffentliche Bauten in jedem Land einen Großteil des Baugeschehens ausmachen, ist es klar, daß sich Architekten um Planungsaufträge bemühen. Politik und Architektur – sprich Politiker und Architekt – kommen

aber leider allzu oft in ein negatives Abhängigkeitsverhältnis.

Doch nicht nur auf diese Art besteht eine Wechselbeziehung zwischen diesen beiden. Politik macht es möglich, Willensbildung in die Tat umzusetzen. Eine Willensbildung etwa zum Bau eines Kulturdenkmales, eines Monumentalbaues, einer Ortschaft, eines Stadtteiles. Die letztlich von Politikern gemachten Gesetze geben an, wann, wo, wieviel und wie gebaut wird. Damit ist angedeutet, daß Politik und Architektur in engster Wechselbeziehung stehen.

Zu Thema 7

Ich persönlich vertrete den Standpunkt, daß die Abhaltung eines Architektur-Wettbewerbes etwas sehr Positives sein kann. Die Baukünstler werden zu gedanklichen Wettspielen aufgerufen und kommen oft zahlreich dieser Aufforderung nach. Jeder versucht, sein Bestes zu geben. Meist mit sehr viel zeitlichem und finanziellem Aufwand.

Die abgegebenen Projekte stellen dann eine mehr oder weniger gute, abgerundete Idee dar. Es ist sicher an jedem von ihnen etwas auszusetzen. Dem einen fehlt es an der

Funktion, dem anderen an optischen Reizen, das nächste ist zu kostspielig im Falle einer Durchführung. Und so hat eben jedes von ihnen Plus- und Minuspunkte aufzuweisen. Die Jury hat nun die Aufgabe, die Projekte nach ihrer Güte zu klassifizieren und zu reihen. Und je nachdem, ob nun die Preisrichter das Schwergewicht auf Optik, Ökonomie oder Funktion legen, wird das Projekt nach vorne gereiht, das nach Meinung der Mehrzahl der Preisrichter diese Forderung erfüllt. So weit, so gut. Doch dann kann sich der Auslober weder für das Projekt, welches mit dem ersten Preis ausgezeichnet wurde, entscheiden noch für das zweit- oder drittgeriehte. Eine ganze Reihe von neuen Überlegungen wird angestellt, und letztlich entscheidet man sich für die optische Lösung des ersten, die funktionelle Lösung des zweiten und für die Sparsamkeit des drittgeriehten Projektes. Man will alles gleichzeitig.

Was kommt dabei heraus? In den seltensten Fällen eine bessere Lösung. Mitteldurchschnittliches wird daraus neu geboren.

Sicher kommt im Leben vieles durch Kompromisse zustande. Doch ob es bei der Verwirklichung von Architekturwettbewerben

der richtige Weg ist, wage ich zu bezweifeln. So gesehen, ist der Architekturwettbewerb ein Unsinn.

Zu Thema 9

Es erhebt sich die Frage: Was ist sozialer Wohnungsbau?

Sozial heißt gemeinschaftlich. Also gemeinschaftlicher Wohnbau. Nein, das ist sicher nicht damit gemeint. Es gibt schlechthin keinen richtigen Sozialen Wohnbau.

Das, was damit gemeint sein kann, soll heißen: Wohnbau mit staatlicher finanzieller Unterstützung. Und dieser Wohnbau ist gewiß nicht als sozial zu bezeichnen.

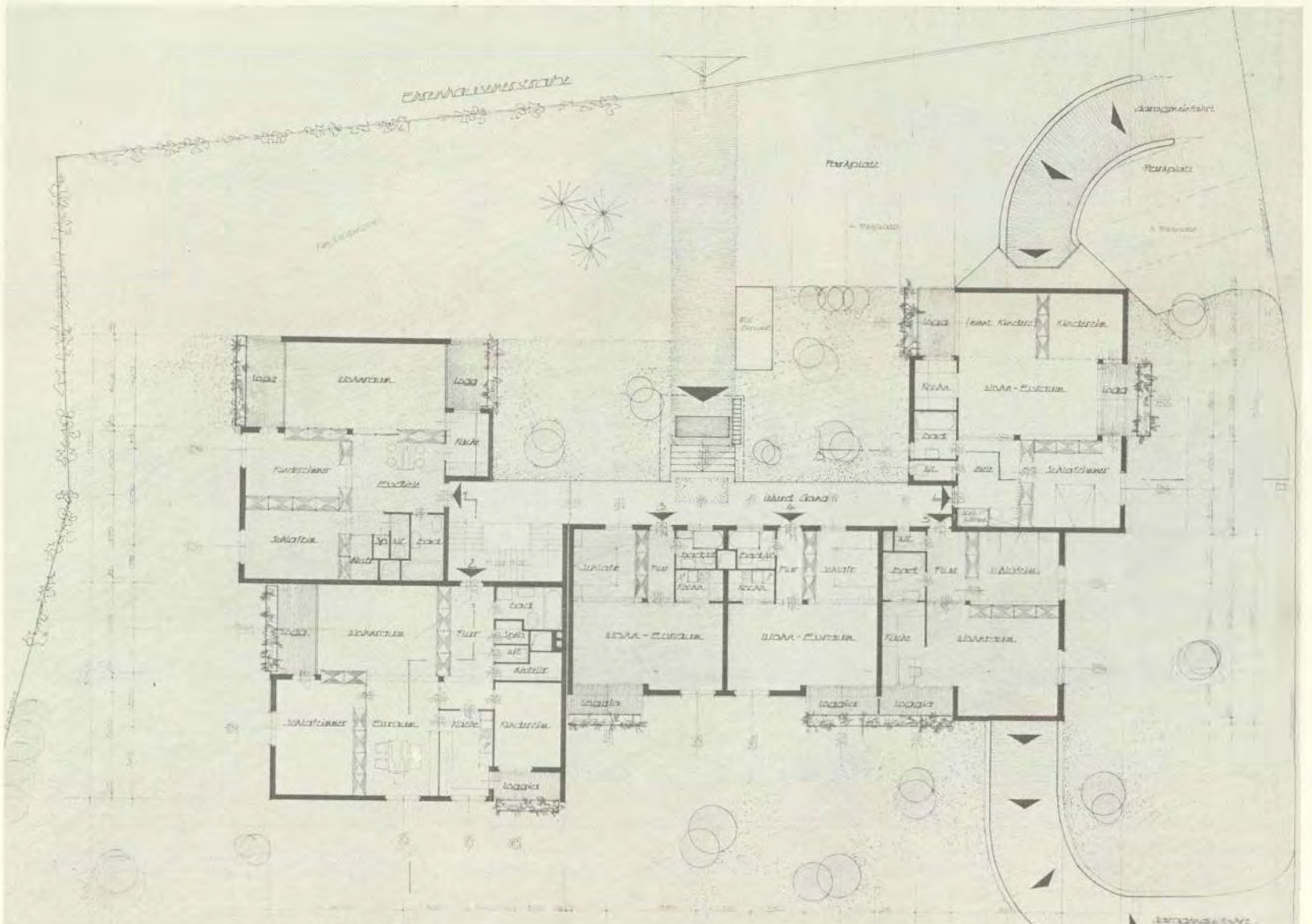
Was die diversen Siedlungsgenossenschaften und Wohnbauträger allein in unserem Land an negativen Beispielen hervorgebracht haben, ist nur dazu angetan, dieses Baugeschehen als ASOZIALEN WOHNBAU zu bezeichnen.

Man hat zwar in den letzten Jahren einige positive Versuche unternommen, diesem Übel etwas abzuwehren, indem man Wettbewerbe ausschreibt und diese dann in die Tat umzusetzen versucht. Doch die Forderungen, die dabei gestellt werden, legen den Planern zu starke Fesseln an.

Die französische Regierung hat in einem großen Experiment vielleicht neue Maßstäbe gesetzt und neue Wege beschritten. Am



18-Fam.-Wohnanlage Ehrenhausener Straße 37, Klagenfurt





29-Fam.-Wohnanlage „Steinerne Brücke“, Klagenfurt



Rande von Paris, auf einer Fläche von 250 ha, wird eine Satellitenstadt errichtet. Sie soll 100.000 Menschen Platz bieten. Ihr Name: LE NOUVEAU CRETEIL.

Diese Satellitenstadt ist ein völlig in sich abgeschlossener Stadtteil mit eigener Verwaltung mit Schulen, Universität, Theater, Geschäften usw. Das wäre noch nichts Besonderes. Doch das Zentrum wird von einer großen, künstlich geschaffenen Wasserflä-

che gebildet, in der sich die manchmal sehr interessanten und absolut nicht starren Bauformen widerspiegeln. Die den Baukörpern zugeordneten Gärten sind durch zahlreiche Hügel stark gegliedert. Dazwischen sind viele Spielplätze. Spazierwege erschließen diese Gartenanlagen.

Das Ganze ist zwar von einer Größenordnung, die für unser Land fast undenkbar ist. Doch auch im kleinen könnte man so man-

ches Beispiel von dort in Anwendung bringen.

Wie etwa könnte eine Ideallösung – auf unser Baugeschehen zugeschnitten – aussehen? Einige Ideen mögen gedankliche Anregung hiezu bieten:

1. Gut durchdachte Grundrißlösungen, Räume mit verstellbaren Wänden oder Schrankwänden.
2. Nicht über- und nicht unterdimensionierte Räume und Wohnungen.
3. Nicht zu große Wohnblöcke.
4. Nicht zu viele gleiche Baukörper nebeneinander. Geschwungene Linien sollen die meist starren Baukörper auflockern helfen.
5. Die Objekte zueinander in guter Koordination und im Einklang mit der Natur.
6. Die Verkehrserschließung muß zwar gut sein, soll sich aber der Gesamtanlage unterordnen (keine Zerteilungen).
7. Den Gärten, Erholungsflächen und Spielplätzen muß das entsprechende Schwergewicht zukommen.
8. Eine geschmackvolle und geschickte Farbgebung der Baukörper kann wohlthuend wirken und manchen Planungsfehler verdecken helfen.
9. Die modernen Erkenntnisse der Bautechnik müssen zur Anwendung gelangen.
10. Der Erwerb einer Wohnung oder eines Eigenheimes muß finanziell auch für den Durchschnittsbürger tragbar sein.

Die Architektur kann sehr viel dazu beitragen, daß sich die Menschen in ihren Wohnstätten wohlfühlen. In meiner Eigenschaft als Architekt und auch als Bauträger habe ich mich bemüht, bei der Planung und auch Durchführung von Wohnbauten diese Grundsätze gelten zu lassen.

Zu Thema 12

Von Architektur im Sinne von Baukunst, wie es im Worte zum Ausdruck kommt, ist in den Bauten der letzten Jahre nur mehr wenig spürbar. Man müßte für das Wort Architektur den Ausdruck Bautechnik setzen. Diese Entwicklung hat zweifellos viele Ursachen, die hier nicht erwähnt werden sollen.

Unsere Zeit ist leider geprägt vom rationalen Denken, alles ist auf die Funktion ausgerichtet. Man läßt sich nur vom Rechenstift überzeugen. Der möglichst rasch erreichbare Nutzeffekt ist alles. Quantität geht vielfach vor Qualität. Der Materialismus beherrscht uns. Die endlose Kette von Einsatz und Gewinn, aus der wir uns kaum mehr zu lösen vermögen, hat letztlich nur mehr einen Belastungseffekt zur Folge. Der Mensch ist zum seelenlosen Wesen, zum Roboter degradiert. Warum wohl? Weil wir auf das scheinbar Zwecklose verzichtet haben. Weil die Ästhetik bei uns nicht mehr sonderlich gefragt ist. Auf die liebevolle Ausschmückung einer Wohnung, eines Hauses, eines Monumentalbaues wird verzichtet. Ja, ich gehe sogar soweit zu behaupten, daß wir es z. T. schon verlernt haben, wie so etwas gemacht wird.

Funktion ist Voraussetzung, Selbstverständlichkeit, ist Gerippe. Erst das schmückende Element, das uns manchmal zwecklos erscheint, kann, wenn es gekonnt verwendet wird, aus Bautechnik Baukunst machen. Erst dadurch wird ein Bauwerk wirklich wertvoll. Das scheinbar Zwecklose hat eben auch seine Funktion, und zwar die der Verschönerung, der Ästhetik zu erfüllen.

Damit ist aber noch lange nicht alles gesagt. Die Ästhetik ist nicht Selbstzweck. Sie macht uns Menschen freundlicher und glücklicher, toleranter, positiver, menschlicher. Wer sich dieser Tatsachen einmal bewußt ist, der wird auf das scheinbar Zwecklose nicht mehr verzichten wollen. Jeder hat die Möglichkeit dazu, in seinem Kreise zu wirken. Beginnen wir wieder dort, wo wir aufgehört haben, Mensch zu sein. Als wir das scheinbar Zwecklose aus unserem Denken verbannten.

Die ästhetischen Werte sind die wahren Werte in der Baukunst.

Zu Thema 13

Die Architektur — zu deutsch: Baukunst — ist selbst Kunst — oder soll es sein. Um die Frage jedoch rasch zu beantworten: Es muß selbstverständlich heißen: Architektur und Kunst! Die Baukunst kann ohne die Zuhilfenahme der anderen Künste, hier in erster Linie der Bildhauerei, der Malerei und der Gartengestaltungskunst, nicht zur Vollenendung finden. Wir kennen noch viele andere Künste, die in Verbindung mit Architektur eine Rolle spielen können, wie etwa die Mosaikkunst, die Gipstechnik, die Metalltreibkunst usw., kurz alle Arten von Tätigkeiten, die in der Lage sind, Material in künstlerischer Weise zu gestalten. Verantwortungsvolle Architekten müssen es als eine der wesentlichen Aufgaben betrachten, daß der

Satz: Architektur und Kunst kein Schlagwort bleibt. Unsere Glaubwürdigkeit wird von unseren Beispielen abhängen, die wir zu geben in der Lage sind.

Zu Thema 14

Ein Medium hat immer eine Vermittlerrolle. Die Architektur erfüllt diese Aufgabe, ob nun gewollt oder ungewollt, seit sie von Menschenhand ausgeübt wird. Die Baukunst, nach Zeiten, Kontinenten und Völkern verschieden, berichtet uns vom Denken, Leben und Schaffen längst versunkener Kulturen. Religion, Kunstsinn, technisches Können, soziales Verhalten — all das spiegelt sich wider in den steinernen Zeugnissen unserer Vorfahren, in ihren Profan- und Kultbauten, ihren Stadtbildern. Bauwerke können Jahrzehnte, Jahrhunderte, sogar viele Jahrtausende alt werden. Als Zeugnisse der jeweiligen Zeit, in der sie entstanden, berichten sie auch von der Phantasie ihrer Schöpfer, von der Größe — oder auch vom Größenwahn — des Auftraggebers. Und von der Fähigkeit der Menschen, Pläne in die Tat umzusetzen. Bauwerke regen unsere Gedankenwelt an. Sie üben einen großen Reiz auf uns aus. Nichts ist so sehr beeindruckend und überzeugend wie die Formensprache der Architektur.

Sicher, nicht jeder hegt das gleiche Interesse für die Baukunst. Doch in gewissem Sinne kommt jeder Mensch mit ihr in Berührung. Der Interessierte wird sich mehr damit beschäftigen, auch wenn er beruflich nichts damit zu tun hat. Eine Reise kann — besser als alles andere — unseren diesbezüglichen Wissensdurst und Bildungshunger stillen. Ob es nun die Pyramiden sind, die Sphinx, das Tal der Könige usw. oder die herrlichen Bauwerke der alten Griechen und Römer, der Babylonier, Phönizier, Assyrer, Hethiter oder die Bauwerke der Osmanen, Sedschuken, der Perser und Inder, der Azteken und Mayas — um nur einige wenige zu nennen —, sie alle berichten uns aus fernen, vergangenen Tagen. Und nichts ist besser geeignet als ein Bauwerk, über die Zeitläufe hinaus Kulturschaffen zu erhalten und weiter zu vermitteln.

Natürlich spreche ich von meinem subjektiven Standpunkt. Doch kann ich mir kaum vorstellen, daß es Menschen gibt, die sich für Architektur überhaupt nicht interessieren. Durch die Jahrtausende hat der Mensch in erster Linie mittels der Architektur sehr stark seine Umwelt geprägt und verändert. Und so klein und schwach er als einzelner auch sein mag, in der Masse und in der Summe all seiner Leistungen ist er einer großen Naturgewalt gleichzusetzen.

Es vollzieht sich fortwährend eine Veränderung um uns. Wir müssen uns selbst darauf immer wieder neu einstellen. Daher kann wohl gesagt werden, daß nicht nur wir die Umwelt verändern, sondern auch sie uns, da unser Verhalten von unserer Umgebung, unserer Umwelt stark beeinflußt wird.

Es ist nicht gleich, ob ich in einer freundlichen Wohnung, in einer sauberen Stadt mit viel Grün und mit glücklichen Menschen in ihr mein Leben verbringe, oder ob ich gezwungen sein muß, in einem sogenannten

Armenviertel einer tristen Großstadt, in einer halbverfallenen Behausung, bar jedes noch so minimalen Komforts und in einer Verbindung mit unzufriedenen, körperlich und seelisch Kranken mein Dasein zu fristen.

Das sind nun zwar die Extreme, doch irgendwo dazwischen bewegen wir uns alle. Welche Verantwortung trägt nun der Architekt in diesem Kräftespiel?

Er ist es, der durch seine technische und künstlerische Ausbildung und durch seine Berufsausübung eine Realisierung architektonischen Denkens möglich macht. Vom Können und Wollen, den Begabungen und der Phantasie des Architekten hängt sehr viel ab. Und natürlich auch von seinen Möglichkeiten. Er ist es, der in der Lage ist, Gedanken in weithin sichtbare Formen — sprich Bauwerke — zu bringen.

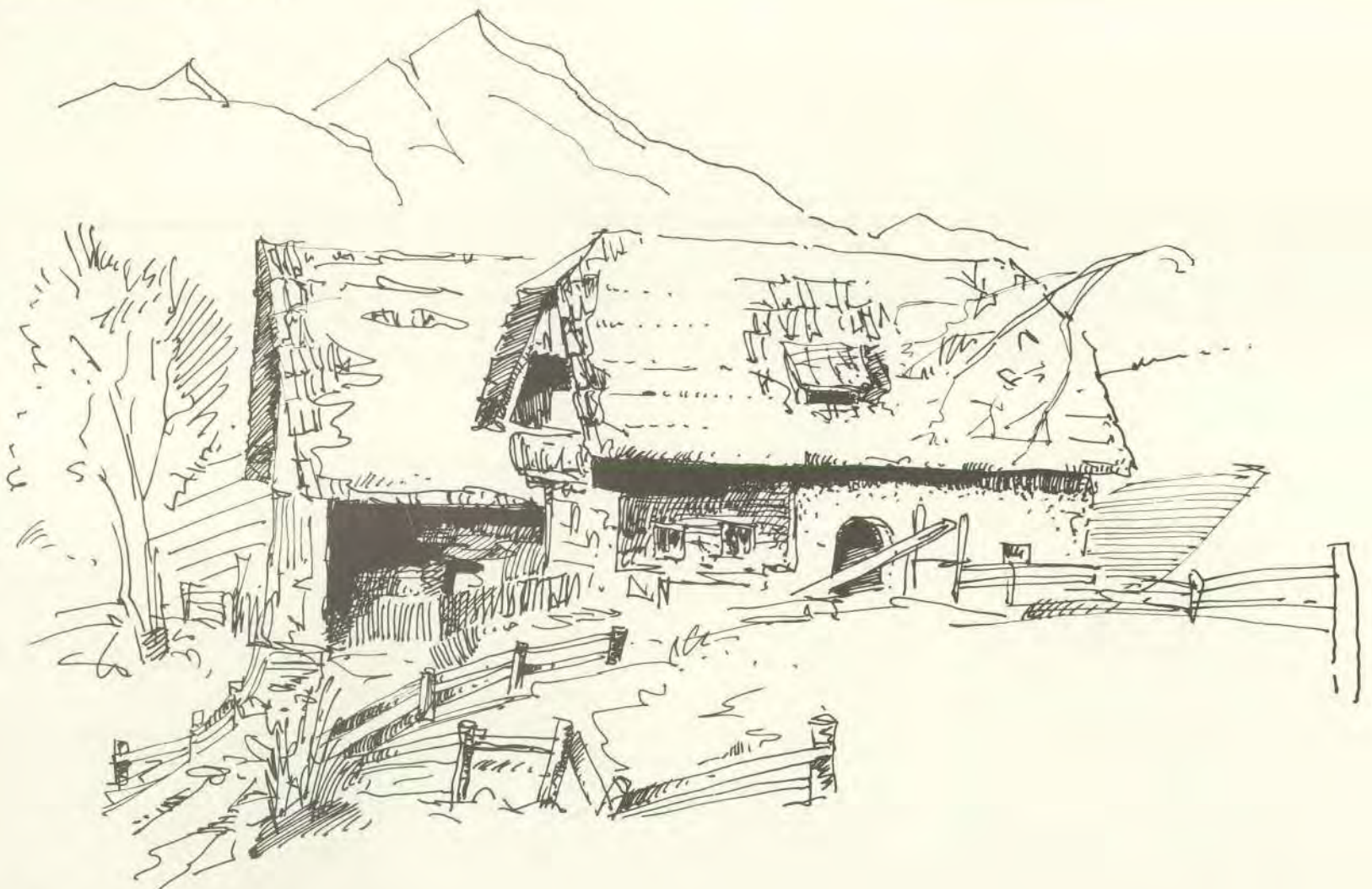
Damit ist dem Architekten große Verantwortung auferlegt. Denn durch ihn und unter seiner Leitung entstehen die Bauwerke und Stadtbilder unserer Zeit. Er ist verpflichtet, stets neue Erkenntnisse zu sammeln, zu verarbeiten und auszuführen. Er muß trachten, die beste Symbiose zwischen moderner Technik und Baukunst zu finden. Er muß auch die Politiker von einer guten Idee überzeugen können. Nicht jeder Architekt kann sich nach seinen eigenen Vorstellungen entwickeln. Doch ab und zu ist auch ein Begnadeter unter ihnen, der, frei von finanziellen Nöten und anderen Zwängen, seinen Weg gehen darf. Wenn es ihm gelingt, einen Teil seiner Ideen zu verwirklichen, so ist der schönste Lohn für sein Tun das Bewußtsein, mitgewirkt zu haben am architektonischen Geschehen dieser Welt.

Kärntner Baukunst zwischen Süd und Nord



Ringhof in St. Oswald, Pontasch

Palle am Hühnersberg bei Spittal



Neidvoll blicken wir über die Alpen nach Tirol und Salzburg und bewundern die klare Linie im Baustil der alten Bauten – ein Baustil, der in langsamer Entwicklung entstanden ist und für das heutige Bauen so viel Anregung und Grundformen bietet.

Immer wieder, seit langem schon und immer wieder vergeblich sucht man in Kärnten nach einem spezifischen „Kärntner Haus“. Gibt es eines? Ist es auch wirklich erstrebenswert?

Versucht man, diese Frage zu beantworten, erweist es sich als notwendig, sich ein wenig mit der Geschichte unseres Landes zu befassen. Nur aus der Betrachtung der vergangenen Zeiten, die so unruhig, einmal von Nord und dann wieder von Süd den Einfluß spüren ließen, kann man feststellen, daß eine stetige Bauentwicklung, wie sie nördlich der Alpen stattgefunden hat, hier bei uns gar nicht möglich war.

Die ersten Bewohner unseres Landes, die wir erfassen können, waren vor ca. 4000

Jahren die Veneter, ein Mittelmeervolk, das, vom Süden gekommen, bei uns nach Erzen grub. Die Kelten kamen ca. 400 v. Chr. aus dem Norden, vertrieben die Veneter und bauten bereits die ersten festen Siedlungen größtenteils aus Holz. Als dann die Römer als Besatzungsmacht mit den Kelten friedlich nebeneinander lebten, brachten sie die südlichen Steinbauten ins Land. Zur Zeit der Völkerwanderung kam mit den Bajuwaren, Tauriskern und anderen wieder nördlicher Einfluß hierher. Die nach Abzug der Römer ins Land eindringenden Slawen brannten alles nieder und vernichteten einen großen Teil der Bevölkerung.

Nachdem Herzog Tassilo von Bayern bei Sillian das Vordringen der Slawen gestoppt und diese einige Jahre später auf dem Lurnfeld vernichtend geschlagen hatte, begann in Kärnten eine neue Bautätigkeit, die von der hier verbliebenen slawischen Bevölkerung und von den siegreichen nordischen Siedlern bestimmt wurde. Es läßt sich daraus ersehen, daß bereits vor 1000 Jahren die Einflüsse von Süd bzw. Ost und Nord entscheidend auf das hiesige Baugeschehen einwirkten.

Karl der Große teilte nach langdauernden Streitereien zwischen Aquileia und Salzburg das Land rigoros in zwei Teile, indem er die Drau als Grenze bestimmte. Wie weit diese Maßnahme das Baugeschehen einflußte, kann man heute nicht mehr so ohne weiteres feststellen. Jedenfalls bauten im Nockgebiet Siedler Ringhöfe, die in dieser Form wieder im hohen Norden zu finden sind, und in den Städten und Märkten entstehen später Bürgerhäuser mit Arkadengängen, wie sie sonst nur im Süden vorkommen.

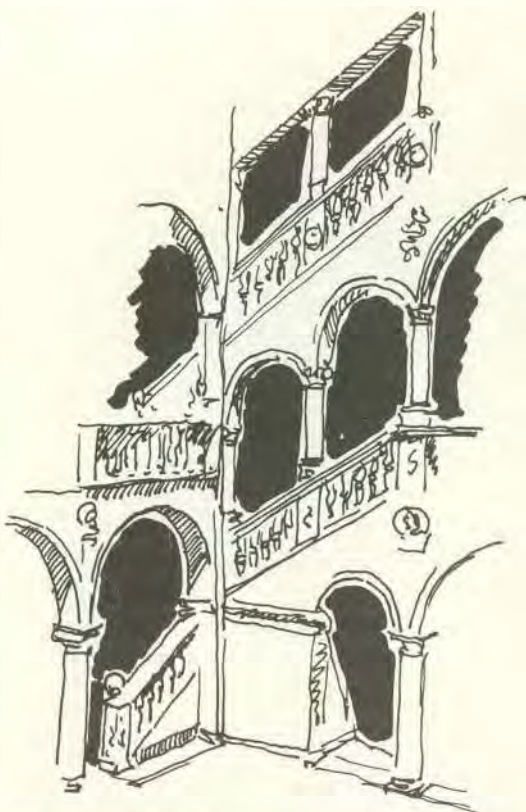
Die Burgen sind überall in derselben Art gebaut. Es waren ja auch Ritter aus europäischen Geschlechtern, die sie bauten, von Freising, von Görz u. a. — die Ortenburger kamen beispielsweise von jenseits des Rheins —, die mit der einheimischen Bevölkerung nur wenig gemein hatten.

Ebenso waren später, etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts, die Gewerkehäuser im ganzen Lande im Stil ähnlich, weil die Besitzer auch meist weitgereiste Leute waren, die nicht oder nur selten aus der einheimischen Bevölkerung kamen.

Um 1200 herum gibt es dauernd Fehden zwischen Görz und Salzburg und den Ortenburgern und Salzburg, der Graf von Cilli mischt mit. Es ist ein ständiger Wechsel zwischen Nord und Süd. In bezug auf das Baugeschehen dürfen nun aber auch die Einflüsse durch den immer reger werdenden Handel der Kaufleute nicht übersehen werden.

Kaiser Friedrich erbt nach dem Tode des letzten Grafen von Cilli die Ortenburg, damit ist wieder der nördliche Einfluß bestätigt.

Als dann die Türken im 15. Jahrhundert hereinbrachen, brannten die meisten Ortschaften, Huben und Märkte. Was noch stehen blieb, brandschatzten die Ungarn zwei Jahre später. Die Ungarn blieben zehn Jahre im Land. Wieder muß neu aufgebaut werden. Doch die Bevölkerung ist arm, es können keine großen Bauern- oder Gutshöfe errichtet werden. Der Wiederaufbau geht



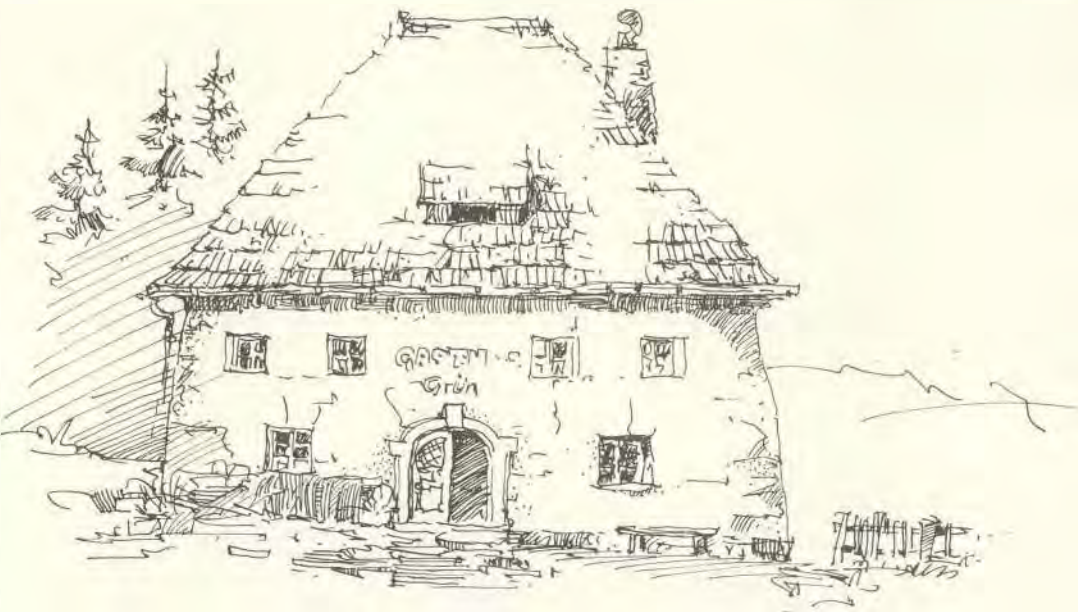
Schloß Porcia, Spittal

men zu uns. Arkadengänge in den Bürgerhäusern zeugen dafür. In Spittal beginnt man mit dem Bau des Schlosses 1529. Aus der Bauweise dieses Schlosses — italienische Renaissance — läßt sich der südliche Einfluß in dieser Zeit besonders deutlich erkennen.

Zur Zeit Karls VI. und seiner Tochter Maria Theresia ist das Barock in den vielen Kirchenbauten und Bauten des begüterten Bürgertums bestimmend. Somit ist wieder der nördliche Einfluß auf das Baugeschehen eindeutig. Es sind gute Zeiten, es wird viel gebaut, der Krieg mit dem Preußenkönig ist weit weg; vielleicht wird sogar daran verdient!

Zur Franzosenzeit, als Kärnten kurzfristig zu Illyrien gehörte, war wieder die Orientierung nach dem Süden gerichtet, jedoch nahezu ohne Einfluß auf das Baugeschehen, da ja die Zeit zu kurz war, Oberkrain mit Laibach baulich eindeutig im nördlichen Einflußbereich lag und in diesen Kriegszeiten die Bautätigkeit darniederlag.

Die folgende Zeit bis heute war, beginnend mit dem Klassizismus, weiterhin nördlich bestimmt, abgesehen natürlich von den wälischen Maurern, die seit eh und je bei uns Arbeit fanden und südliches Gedankengut mitbrachten.



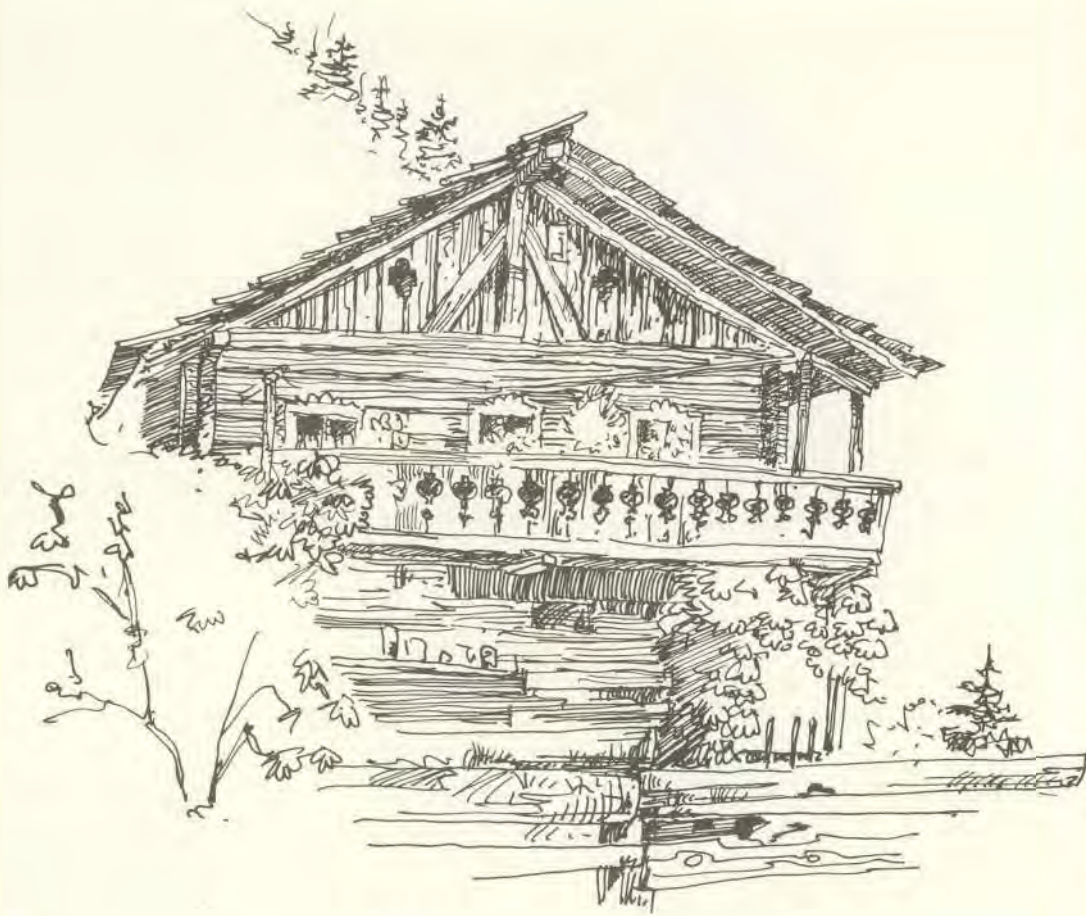
Gasthaus Grün, Dobritsch, Friesach

nur langsam vor sich. Die bescheidenen Bauernhäuser werden größtenteils in Eigenarbeit wieder hergestellt. Die Labn, die offene Feuerstätte, der Schopf am Krüppelwalm, der meist nur am Wohnhaus zu finden ist — der Stall hat vielfach einen steilen Giebel —, sind die auffallendsten Merkmale dieser Bautätigkeit, die aber sicherlich schon aus früheren Zeiten stammen.

Im Wiederaufbau der Städte und Märkte macht sich sehr deutlich südlicher Einfluß bemerkbar. Italienische Steinkünstler kom-

Aus dieser kurzen, keineswegs vollständigen geschichtlichen Übersicht kann man ersehen, wie wechselvoll sich das Leben in unserem Lande abgespielt hat. Es bestand wirklich keinerlei Möglichkeit, daß ein sich in langsamer, Jahrhunderte dauernder Entwicklung ergebender Baustil ähnlich wie nördlich der Alpen entstehen konnte.

Es gab immer schon ein Nebeneinander der Bauformen, ganz abgesehen von den geographischen Verschiedenheiten vom Möllbis ins Lavanttal.



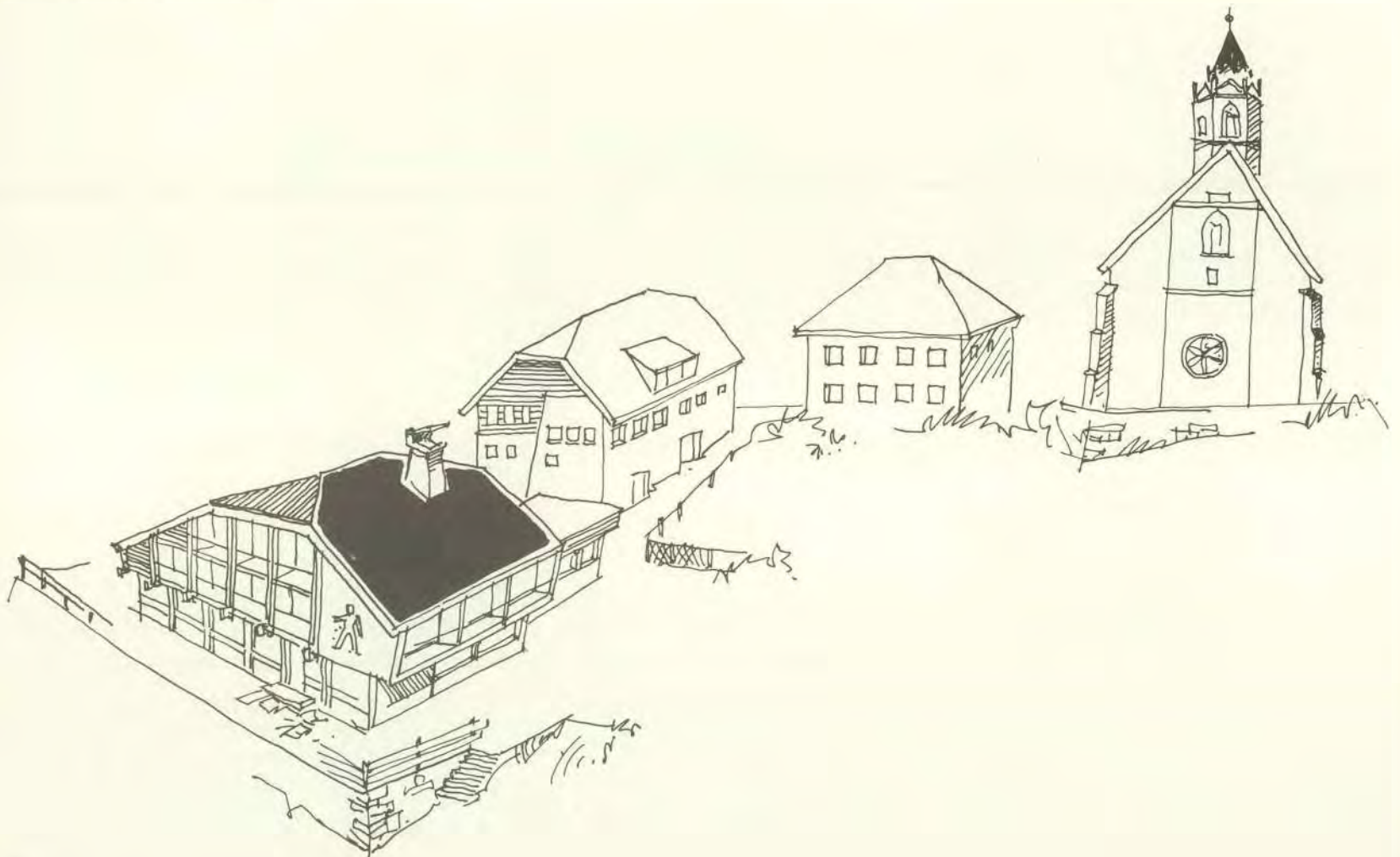
Schmied in Mörtschach, Mölltal

Die Suche nach dem „Kärntner Haus“ gestaltet sich also sehr schwierig, da man einen Baustil nicht künstlich schaffen kann, dem eine über Jahrhunderte dauernde Entwicklung schuldig geblieben ist. Es wäre aber falsch, zu resignieren, da immer mehr – in letzter Zeit besonders im Fremdenverkehr – Bauten entstehen mit großen Dächern, riesigen Holzbalkons, mit Malerei und Schmiedeeisen als Schmuck, bei denen in ästhetischem Verhältnis Stein, Glas, Mauerwerk, Holz und Metall verwendet werden. Es läßt sich in dieser Architektur, deren Ergebnis man, wenn man so will, als „Kärntner Haus“ bezeichnen könnte, die aus der wechselvollen Geschichte unseres Landes resultierende Verquickung von südlichem und nördlichem Einfluß wiederfinden.

Was uns nottut, ist nicht, eine Hausform als Uniform zu bestimmen, sondern in das „Zuviel“ an Formen, in das oft erschreckende Durcheinander eine sinnvolle Ordnung zu bringen.

Wenn in dieser heutigen, sich überstürzenden Bautätigkeit immer wieder negative Erscheinungen hervortreten, so darf nicht übersehen werden, daß nur ein Bruchteil der Bauten von Berufenen und das Gros der kleinen Bauten von Unberufenen – Unbefugten – geplant wird. Diese kleinen und mittleren Bauten bestimmen aber das Landschaftsbild!

Gasthof Walgram, Waitschach



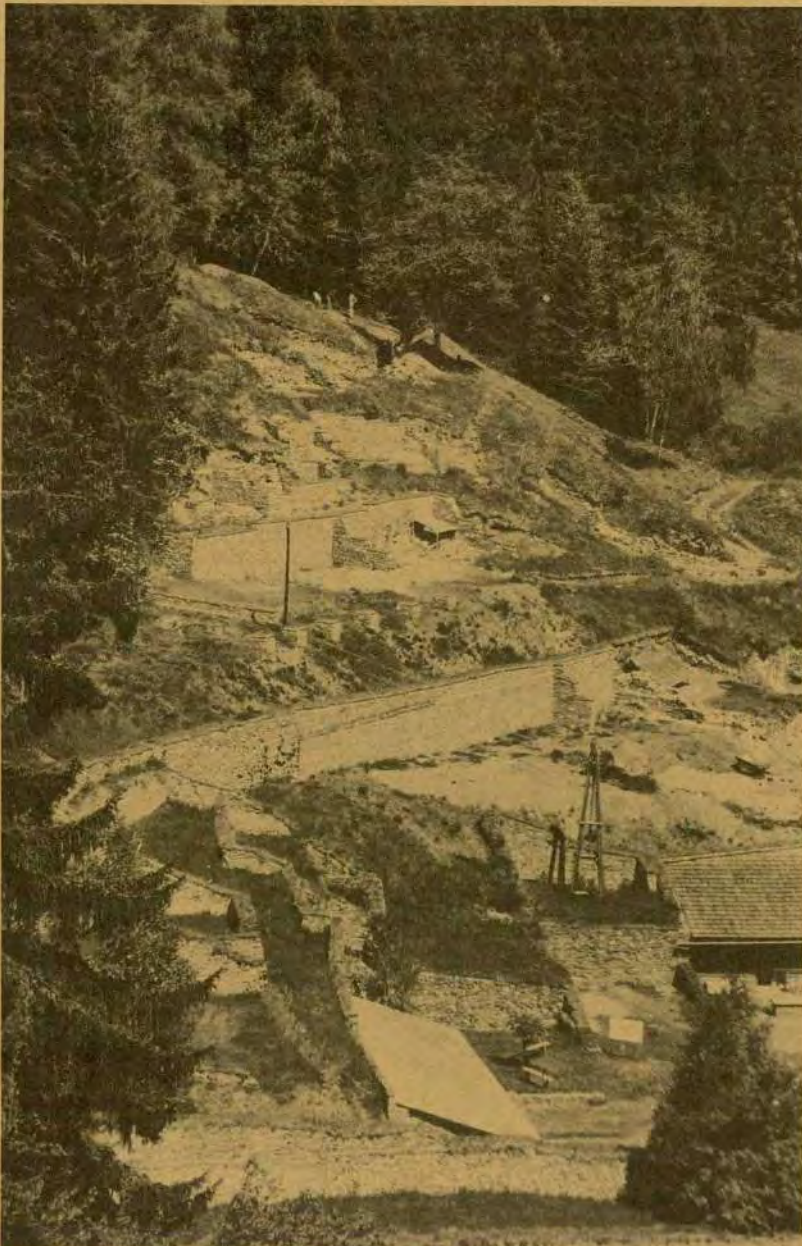
Zur antiken Siedlungsform und Architektur in Kärnten

Dr. Gernot Piccottini, Direktor des Landesmuseums für Kärnten

„Architectura autem constat ex ordinatione, quae graece τάξις dicitur, et ex dispositione, hanc autem Graeci διάθεσιν vocitant, et eurythmia et symmetria et decore et distributione, quae graece οἰκονομία dicitur.“

(Vitruv, de arch. 1, 2, 1)

Abb. 1



Betrachtet man eine siedlungsgeographische Karte Kärntens, die die Besiedlung des Landes während der Römerzeit wiedergibt, so lassen sich deutlich fünf Ballungsräume feststellen: Das Gebiet des Lurnfeldes mit dem Zentrum TEURNIA, das Villacher Becken mit der Siedlung SANTICUM, das Zollfeld mit der norischen Provinzhauptstadt VIRUNUM, das östliche Jauntal mit der Siedlung IUENNA und schließlich das Lavanttal mit einer besonderen Dichte in seinem mittleren und südlichen Bereich, ohne daß hier bisher ein größeres Zentrum bekannt geworden wäre.

Ohne Zweifel sind diese Siedlungsschwerpunkte nicht erst während der Römerzeit entstanden, sondern haben durchwegs, wie es die Funde lehren, prähistorische Vorläufer, die nach der römischen Landnahme nur noch stärkerer Besiedlung unterworfen wurden, was zwingend eine größere Siedlungsdichte bewirkte.

Es ist auffallend, daß die Keimzellen der erwähnten späteren Ballungsräume stets die Niederungen mieden und durchwegs hügeliges Gelände sowie niedrige Berge als Siedlungsgrundlage bevorzugten. Diese Beobachtungen entsprechen bei Teurnia dem Holzberg, im Falle von Santicum dem Hochplateau der sog. Napoleonwiese ober Warmbad Villach bzw. der schroffen Kalkklippe des Kanzianiberges, bei Virunum der Vorgängersiedlung auf dem Magdalensberg, in Iuenna dem Hemmaberg und im Raume des Lavantales den zahlreichen Kuppen und Hügeln, welche vorrömische Siedlungsreste aufweisen, wie dem Strappelkogel, dem Reisberg oder dem Rabenstein bei Lavamünd. Solche Tatsachen sind nicht zufällig, sondern setzen bereits bei der vorgeschichtlichen Bevölkerung des Landes bewußte und gezielte Gedanken hinsichtlich der natürlichen Eignung entsprechender Landstriche für Siedlungszwecke voraus. Dies bedeutet, daß man während dieser Epochen bereits ausdrücklich außer auf verkehrsgeographische und Sicherheit garantierende Voraussetzungen auch vornehmlich auf umweltgünstige Eignung des Ortes bei Neugründung von Siedlungen Bedacht nahm. Nur so ist verständlich, daß sich die Wohnplätze der Jungsteinzeit und der folgenden prähistorischen Kulturen des Landes vornehmlich auf den nebelfreien, die Seen begleitenden sonnigen Terrassen konzentrieren, daß sich auf nach Süden hin offenen Bergkuppen meist die Siedlungsstätten mit den breitesten Kontinuen befinden und daß wohl aus vorwiegend klimatischen Gründen jene weit aufgefächerte Besiedlung, die gesamte Antike hindurch, im Lavanttal festzustellen ist.

Der vorwiegend auf der Südflanke des Magdalensberges und seinen Hangterrassen im 1. Jh. v. Chr. von römischen Händlern errichtete Markt weist darauf hin, daß diese Überlegungen, wie nicht anders zu erwarten, auch den Römern nicht fremd gewesen sind. Die hier angetroffene weitläufige Terrassenverbauung (Abb. 1) zeigt, daß diese Übung und Form der Siedlungsarchitektur keine unbedingte Schöpfung zeitgenössischen Architekturschaffens bedeutet, sondern sehr wohl auf antike und mittelalterliche, mitunter vollkommenerer Vorläufer zurückgeht. Sind sie auf dem Magdalensberg nur in einfacher Konstruktionsform erhalten, so lehren die Beispiele aus dem Süden, wie vor allem aus den Hanghäusern von Ephesos, welcher hoher, auch für moderne Begriffe großzügiger Wohnkomfort diesen Bauten entsprach, wenn man bedenkt, daß jedes Stockwerk außer über eine Vielzahl von Räumen über ein eigenes Peristyl, also einen mit Säulenhallen umgebenen Garten verfügte. Wir besitzen aus einer der fruchtbarsten Epochen römischer Kunst und Architektur, der Regierungszeit des Kaisers Augustus, eine antike Quelle über die Architektur und Baukunst sowie über ihre Voraussetzungen, die Arbeit: „De architectura libri decem“ des stadtrömi-

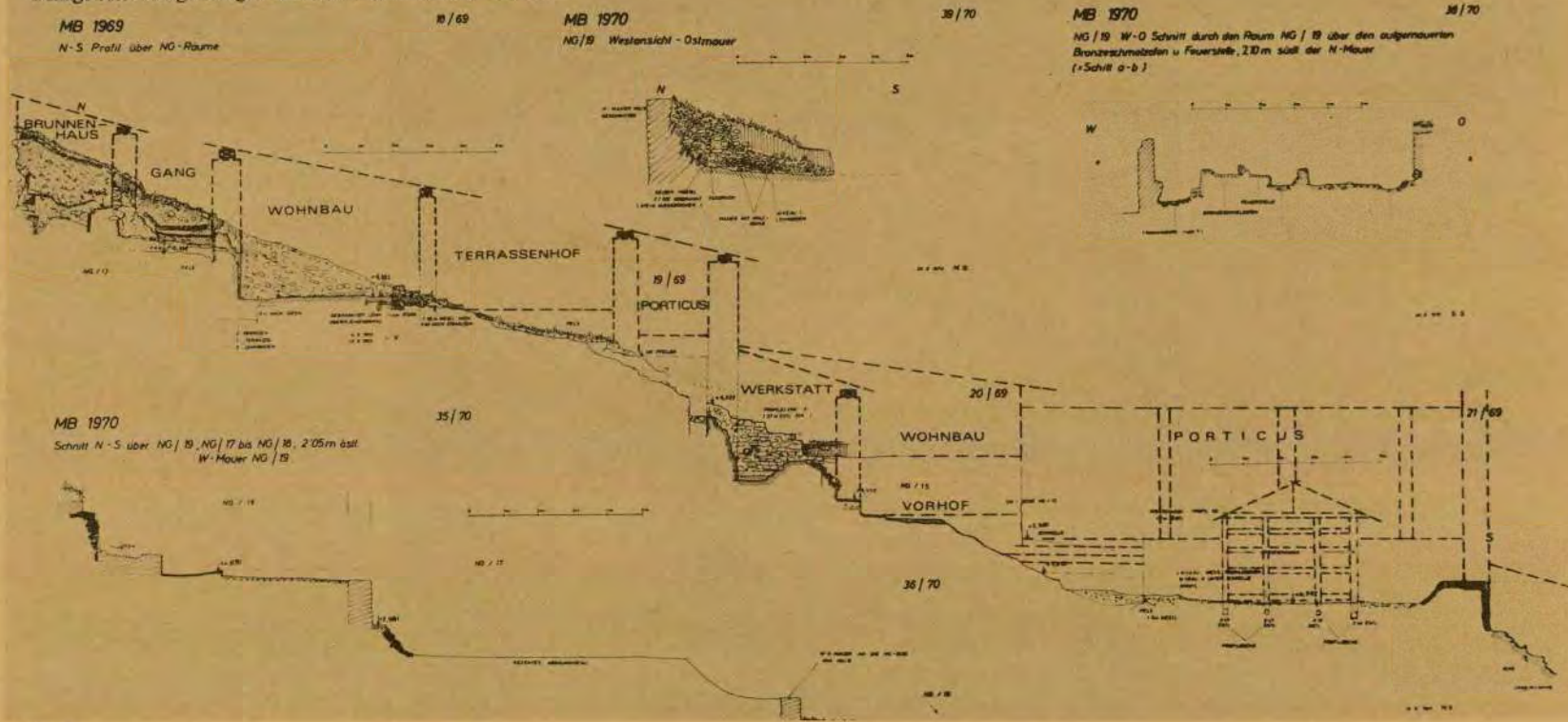


Abb. 2

schen Architekten L. Vitruvius Mamurra, herausgegeben um 14 v. Chr. Es ist nun verlockend, festzustellen, inwiefern außerhalb Italiens, hier im Bereiche Kärntens, dem Südteil der römischen Provinz Noricum, in der römischen Architektur geläufige Gesetzmäßigkeiten beachtet wurden und ob die Beachtung derselben mit vitruvianischen Überlegungen und Vorschriften übereinstimmen. Hinsichtlich der nach Süden hin ausgerichteten Hangbauten auf dem Magdalensberg findet sich bei Vitruv auch ein treffender Hinweis, wenn er in Buch 6,1,2 bemerkt: „Im Norden, scheint es, müssen die Gebäude mit einer flach gewölbten Decke versehen, möglichst geschlossen und nicht offen, sondern nach den warmen Himmelgehenden ausgerichtet angelegt werden“ (Abb. 2). Die Anwesenheit römischer Architekten und Baumeister im freien Regnum Noricum des 1. Jhs. v. Chr. läßt sich an den Grundrissen zahlreicher Gebäude auf dem Magdalensberg nachweisen, ferner an den sich jeweils an römische Maße haltenden Mauerstärken von 1 röm. Fuß (= ca. 30 cm), 1,5 r. F., usf. bis zu 7 r. F. (2,10 m). Besonders augenfällig zeigte sich diese Tatsache, als in den Grabungskampagnen 1973/74 auf dem Berggipfel die Zitadelle eines einheimischen, keltischen Fürsten mit den umfangreichen Befestigungsanlagen freigelegt wurde. Die gesamte Anlage ist in ihrer letzten Form um die Mitte des 1. Jhs. v. Chr. entstanden; ihre Konstruktion entspricht in keinem Fall der vorrömischen Bauweise, sondern ist deutlich das Ergebnis römischer Festungsarchitektur, was bedeutet, daß der „Herr des Magdalensberges“ einen römischen Architekten bzw. Festungsbaumeister in seine Dienste genommen und ihn mit der Planung und Ausführung der Baulichkeiten beauftragt haben muß. Vielfach zeigen sich am Bauwerk Vorschriften, die bei Vitruv erwähnt sind, berücksichtigt und so, zeitlich gesehen, praktisch vorweggenommen. So beispielsweise die Position des Torturmes beim äußersten Festungstor, die bewußt an der linken Flanke des Tores gewählt und der Weg zu ihm ebenfalls links der Stadtmauer herangeführt wurde, und dies aus besonderem Grund, denn Vitruv schreibt (1,5,2): „Und ganz besonders scheint man dafür sorgen zu müssen, daß der Zugang zu der zu bestürmenden Mauer nicht leicht ist, sondern man muß die Mauer so an abschüssigen Stellen herbauen und ausdenken, daß die Wege zu den Toren nicht geradeaus gerichtet sind, sondern in schräger Richtung (vom Tor aus gesehen) links verlaufen. Denn wenn man es so macht, dann wird die rechte Seite der Angreifer, die nicht vom Schilde gedeckt sein wird, der Mauer am nächsten sein“ (Abb. 3).

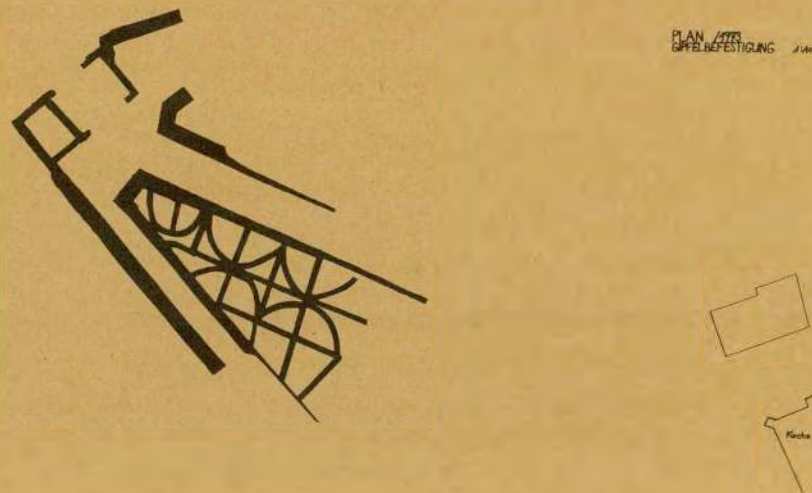


Abb. 3

Zur Armierung des inneren Gefüges der Bastionen des zweiten Tores sowie eines mächtigen Glacisbaues wertete man Erfahrungen aus, die sich beim italischen Stadtbefestigungsbau bewährt hatten, und errichtete zwischen den Außenmauern in einem entsprechenden System bogenförmige Armierungsmauern (Abb. 4), die den Druck der aufgeschütteten Erdmassen von den Bastionsmauern abhalten sollten. Ähnlich Vitruv (1,5,7): „Wenn aber die so voneinander abstehenden Fundamente errichtet sind, sollen zwischen ihnen andere, quer gerichtete Mauern, verbunden mit dem äußeren und inneren Fundament, kammartig angeordnet, wie die Zähne einer Säge zu sein pflegen, errichtet werden. Wenn man es so macht, dann wird der große Druck der Erdfüllung, verteilt in kleinere Teile und nicht mit dem ganzen Gewicht auf das Ganze drückend, auf keine Weise die Grundbauten der Mauer wegdrücken können.“ Nach der römischen Okkupation des Ostalpenraumes und der Einrichtung des Verwaltungszentrums in der Stadt auf dem Magdalensberg wurde in tiberianischer Zeit auf der Nordseite des Forums

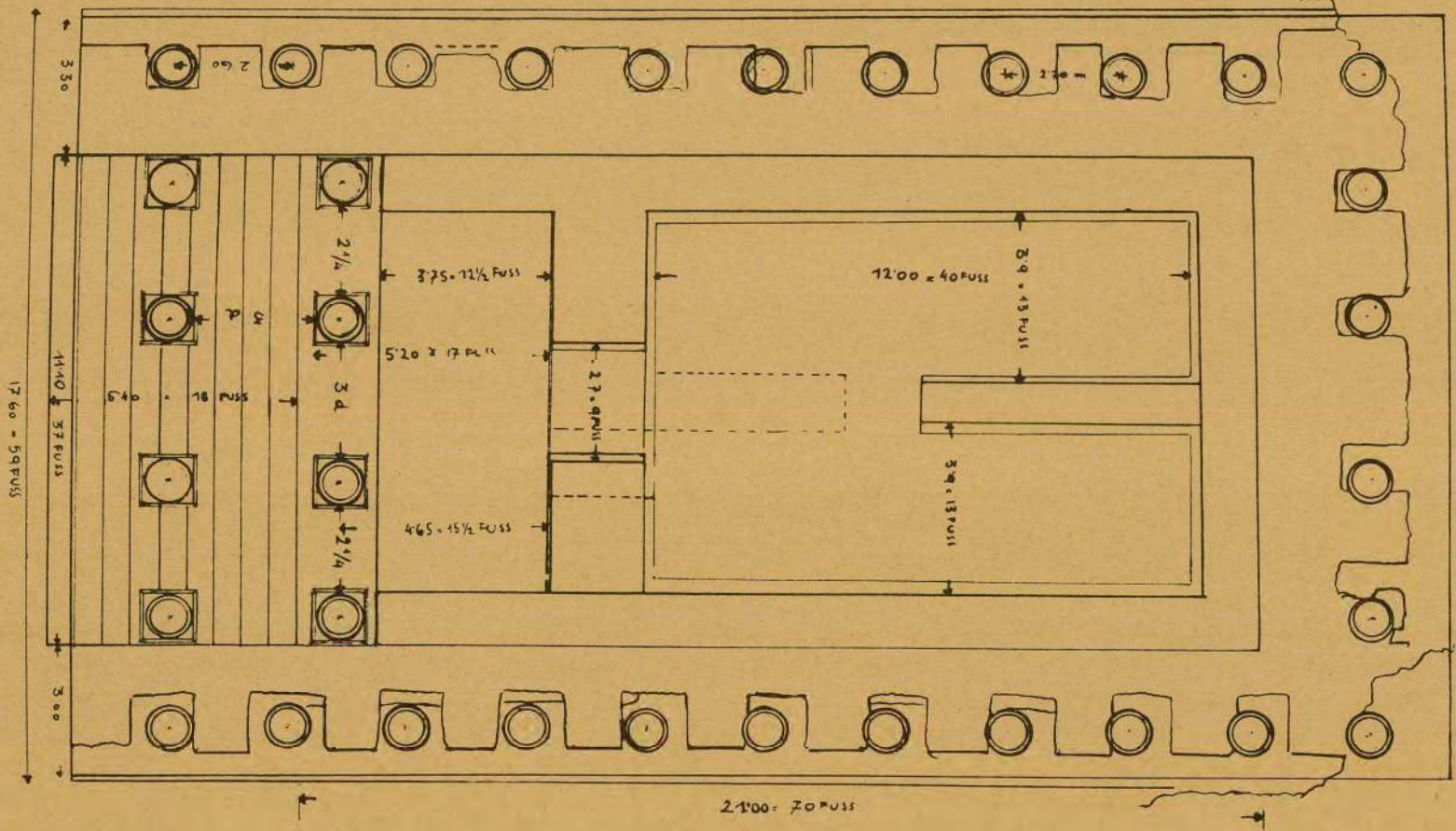
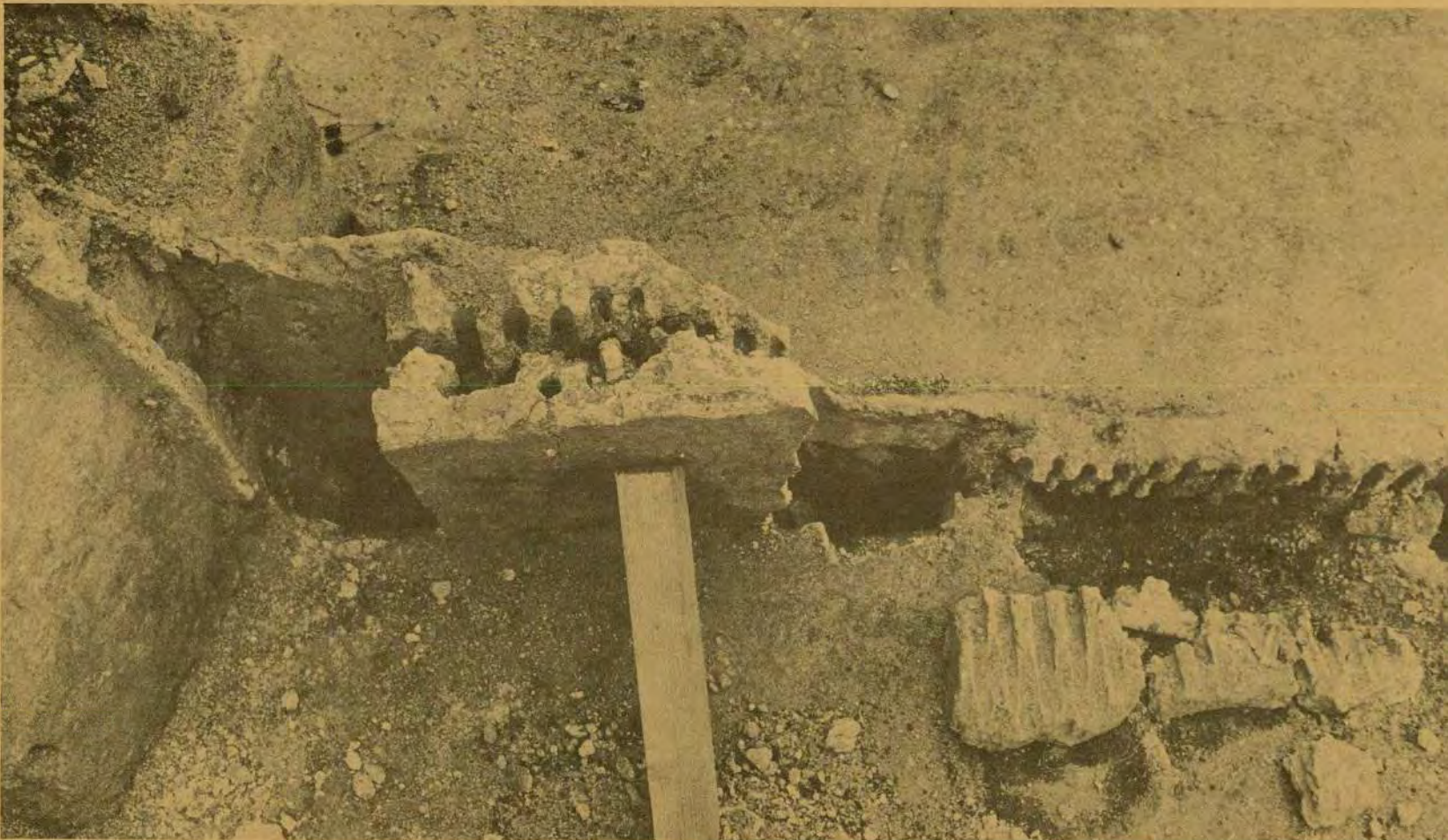


Abb. 6

Abb. 7



den Anten, die die Breite des Säulendurchmessers besitzen sollen.“ Vitruvs Regeln wurden auch beachtet, als in claudischer Zeit der tiberianische Prostylus zu einem hexastylem Peripteros (Abb. 6) umgestaltet wurde (Vitruv 3,2,5): „Peripteros heißt jene Art von Tempeln, welche an der Stirn- und Rückseite sechs Säulen besitzt, an den Langseiten aber deren elf. Dabei sollen diese Säulen so angeordnet werden, daß rings von den Cellawänden ein bis zu dem inneren Rande der Säulen reichender Umgang entsteht, der die Breite eines Intercolumniums der Säulen besitzt...“ Interessant ist auch festzustellen, daß rein bautechnische Verfahren der Römer ebenso in unser Gebiet Eingang fanden wie die großen Vorbilder auf dem Gebiet des Tempelbaues, der Festungskonstruktion oder des einfachen Wohnbaues. Innerhalb des letzteren gab es auch in der Antike oft genug die Möglichkeit oder Notwendigkeit der Raunteilung, welche man durch Wände möglichst kosten- und belastungssparender Art durchzuführen hatte. Man bediente sich im Süden der geflochtenen und mit Mörtel beworfenen Rutenwand (Abb. 7), ein Verfahren, das entfernt den neuzeitlichen Heraklithwänden nahekommt und oft innerhalb der Wohnbauten der Magdalensbergsiedlung anzutreffen ist. Vitruv selbst schreibt darüber (2,8,20): „Ich wünschte, daß Wände, die aus Flechtwerk bestehen, nicht erfunden worden wären; denn wieviel sie durch rasche Aufstellung und Raumersparnis nützen, umso größeren allgemeinen Schaden richten sie an, da sie bei Bränden wie Fackeln wirken. Daher scheint es besser zu sein, das Geld für eine Ziegelmauer auszuliegen, als sich mit Fackelwänden etwas zu ersparen und damit in Gefahr zu schweben. Daneben bilden solche Wände durch die Anordnung von Stehern und Querhölzern auch Risse im Verputz. Wenn sie nämlich beworfen werden, nehmen sie Feuchtigkeit auf und schwellen an, hierauf ziehen sie sich beim Trocknen wieder zusammen, und so zerstören sie durch ihr Einschrumpfen die Festigkeit des Verputzes. Aber weil mancher Zeit- oder Geldmangel oder der Umstand, daß sie in einem Obergeschoß eine Wand einziehen wollen, der im Untergeschoß keine entspricht, dazu zwingt, wird man so vorgehen müssen: Der untere Teil der Wand soll so hoch ansetzen, daß er in keiner Verbindung mit der Steinsteckung und dem Estrich steht; wenn nämlich die unteren Teile der Wand damit in Berührung kommen, werden sie im Laufe der Zeit morsch, setzen und neigen sich hierauf, und der Verputz bekommt deutlich sichtbare Sprünge.“

Abschließend bliebe noch zu untersuchen, inwieweit die Erbauer der norischen Provinzhauptstadt Virunum bei der Anlage der neuen Stadt auf dem Zollfeld um 45 n. Chr. im Rahmen antiker Stadtplanung handelten und für die Antike, wie oben schon angeführt, gültige Umweltvoraussetzungen dabei berücksichtigt hatten. Vitruv weiß zur Wahl des Bauplatzes zu sagen (1,4,1): „Folgende Grundsätze wird es beim Bau der Stadt geben: erstlich die Auswahl eines sehr gesunden Platzes. Dieser aber wird hoch liegen, frei von Nebel und Reif sein, weder nach den heißen noch nach den kalten Himmelsgegenden gerichtet, sondern den gemäßigten zugewandt; ferner, wenn die Umgebung von versumpftem Gelände gemieden wird. Sooft nämlich mit Sonnenaufgang die Morgenwinde zur Stadt gelangen, aufgestiegene Nebelschwaden sich mit ihnen verbinden und sie mit ihrem Wehen die mit dem Nebel vermischten giftigen Ausdünstungen von Sumpftieren auf die Körper der Einwohner austreten, verseuchen sie den Ort.“

Liest man diese Textstelle, so versteht man sogleich, warum Virunum am Ostrande des Zollfeldes, möglichst weit östlich der Glan, auf einer sie überragenden Terrasse und zum Teil noch auf den Hängen des Töltschacher Berges angelegt wurde. Diese Zone erwies sich als nebelfrei, die Ostwinde trieben die Nebel- und Sumpfschwaden der Glan nach Westen, aus dem Weichbild des verbauten Stadtkernes hinaus, und der Boden selbst erweist sich hier als trocken und mit niedrigem Grundwasserspiegel.

Als Stadtgrundriß verwendete man das nach Hippodamos von Milet, einem Baumeister und Stadtplaner der Mitte des 5. Jhs. v. Chr., benannte System der sich rechtwinkelig kreuzenden Straßenzüge, welche sich nach den beiden Hauptstraßen, dem decumanus maximus und dem cardo maximus, die am Forum mündeten, jeweils parallel zueinander ausrichteten. Daß man jedoch auch dabei auf bestimmte Bedingungen der Umwelt Rücksicht nehmen sollte, zeigen zwei weitere, bei Vitruv angeführte Regeln (1,6,1): „Nach Anlage der Ringmauer folgt innerhalb der Stadtmauer die Einteilung

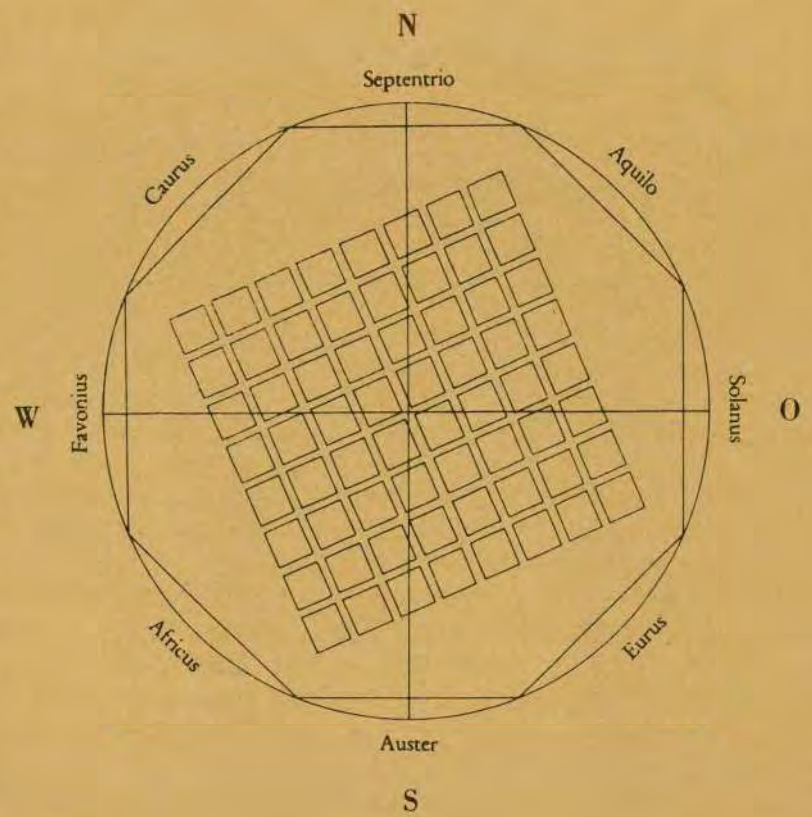


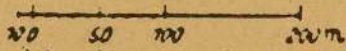
Abb. 8

des Baugeländes und die Ausrichtung der Haupt- und Nebenstraßen nach den Himmelsrichtungen (Abb. 8). Diese aber werden richtig ausgerichtet sein, wenn aus den Nebenstraßen auf kluge Weise die Winde ausgeschlossen werden. Wenn diese kalt sind, tun sie weh, wenn sie warm sind, lassen sie kränkeln, wenn sie feucht sind, schaden sie der Gesundheit. Daher scheint man diesen Fehler abwenden zu müssen...“ Unter Zuhilfenahme der Windrose müsse daher so vorgegangen werden, daß die Straßenzüge in Richtung NNO-SSW ausgerichtet seien. Damit die Hauptwinde an den Häuserreihen gebrochen würden. Vitruv (1,6,8): „Durch diese Methoden und diese Einteilung wird von den Wohnungen und Stadtvierteln die lästige Stärke der Winde ausgeschlossen sein. Wenn nämlich die Hauptstraßen in Richtung auf die Hauptwinde angelegt werden, dann wird der Sturm und das häufige Wehen der Winde von dem offenen Himmelsraum her, in den Engen der Nebenstraßen zusammengedrängt, mit größerer Kraft hindurchziehen. Deswegen müssen die Richtungen der Häuserreihen von den Windrichtungen abgewendet sein, damit die Winde, wenn sie auf die Ecken der Häuserblöcke stoßen, gebrochen werden und zurückprallend sich zerstreuen.“

Dieses empfohlene Schema mit der Lage von Virunum verglichen, zeigt anschaulich, daß die Stadtplaner bei der Gründung von diesen Überlegungen geleitet wurden und den Grundriß der Stadt auch tatsächlich diesem Schema entsprechend ausrichteten (Abb. 9).

Wie wenig von allen diesen Gedanken der Antike im Mittelalter noch übrig war, wird durch die Anlage des alten Klagenfurt im Bereich der Glan- und Sattnitzniederungen veranschaulicht, und wenn sich auch im 16. Jh. die Neugründung der Stadt mit der Planung durch den italienischen Festungsarchitekten del'Allio an das alte hippodameische System hielt, so weist ihr streng Nord-Süd orientierter Grundriß dennoch auch darauf hin, daß man solchen umweltbedingten Überlegungen zunehmend weniger Bedeutung zumessen begann.

Virunum



- antikes Mauerwerk
- freigelegte --- vermutete Straßenzüge
- Gebäude der Gegenwart
- Straßen u. Wege
- Parzellengrenzen

Nach Österr. Jahreshefte XII, XV, XVI, XVII, u. Carinthia I.
125. S. 276; ergänzt nach unpublizierten Funden v. H. Velters

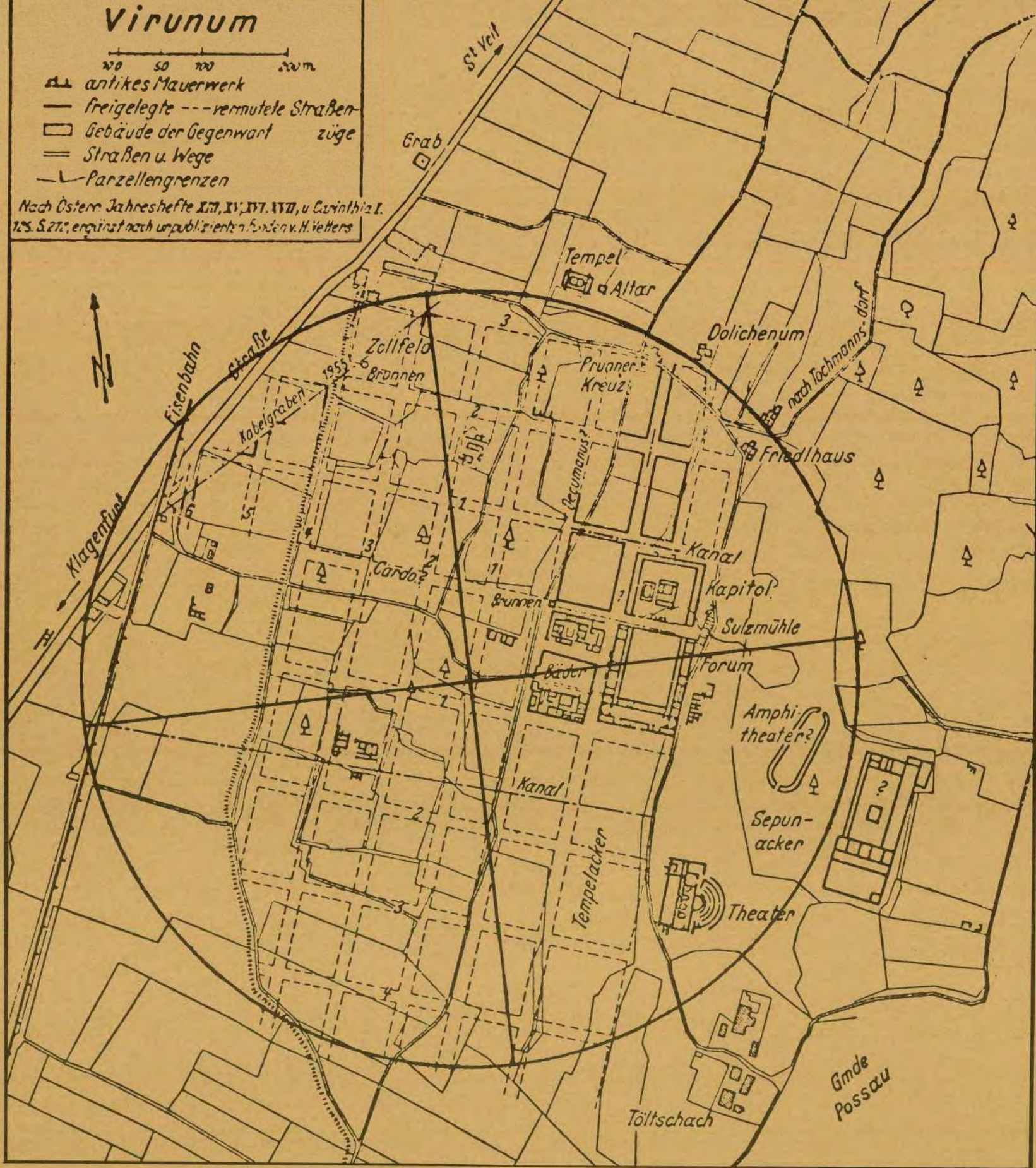


Abb. 9

Eine Frau aus Österreich

In memoriam Ingeborg Bachmann

Friedrich Heer

Dunkle Gänge in dem unheimlich großen, vereinsamt wirkenden Palazzo. Dann ein Licht in dem großen Zimmer. Und ein Heizkörper. Ich verbinde mit dem Heizkörper keine Gedanken. Er verbreitet nur eben nicht viel Wärme in dem großen Raum. Die Wärme wird durch die Frau verkörpert, Licht liegt auf ihrem Gesicht.

Wir sprechen von ihrer Rückkehr nach Wien. Heimkehr, nach über zwanzig Jahren. Wir landen plötzlich im engen Gang im Wiener Studio Rot-Weiß-Rot, in dieser fast „heroischen“, jedenfalls schöpferischen Zelle des Österreichischen Rundfunks. Das schmale Mädchen spricht mit mir über Heidegger, über den sie eben dissertiert, über die europäische Geistesgeschichte; ich hatte mich eben habilitiert. Sie denkt, hofft auf eine akademische Laufbahn, an der Wiener Universität. Ich meinte, damals, das wäre gerade das Richtige für sie. Etwas frische Luft hinein in die muffige Alma Mater, Wien. Wir leben damals, im Wien der späten vierziger Jahre, nach 1945, in der Hoffnung: Wien wird eine offene Stadt werden. Durch die jungen Dichter, wie Paul Celan, durch junge Frauen, die, wie sie, höchste Sensibilität mit einem hohen Intellekt, mit dem Vermögen, mit dem Hirn zu fühlen, und dem Vermögen des Herzens, zu denken, vereinen. In „Malina“ verdichtet sie diese Erfahrungen mit mir so: „Der Doktor Heer hat Béla einen Zahn gezogen, András hat zwei kleine Plomben bekommen . . . ich frage nicht, ob es weh getan hat, ob Herr Doktor Heer ein netter Zahnarzt ist, sondern reiße auch den Mund auf und sage: Mir hat er aber den Weisheitszahn gezogen, ich habe nämlich schon Weisheitszähne, die habt ihr noch nicht!“

Eine Impression ihres Wiener Lebens, Gespräche mit einem Mann, der zehn Jahre älter ist als sie und in diesen Jahren recht engagiert ist, mit der erwachenden, geistig, seelisch erwachenden ersten jungen Generation der Nachkriegszeit ins Gespräch zu kommen, wird hier also **v e r d i c h t e t** in einigen Zeilen.

Ich danke ihr jetzt, bei diesem letzten Gespräch mit ihr, in der letzten ihrer fünf Wohnungen, die sie seit 1953 in Rom bewohnt („wohnen“ ist nicht der richtige Ausdruck für ihr schwebendes Verweilen in Wohnungen, „eine kleine Weile“), für diese meine Berufung durch sie, zum Zahnarzt, der ihr den Weisheitszahn zieht.

Sie sieht mich an, sagt nichts. Ich sage auch nichts, denke nur: Denken hat für sie immer mit Schmerzerfahrung zu tun. Ist aus Schmerzerfahrung geboren, aus dem ersten Schrecken, aus der ersten Erfahrung von Todesangst: als die Hitler-Scharen in Klagenfurt einmarschieren. Über den 11. März 1938 – Tag meiner ersten Verhaftung – haben wir in Wien um 1950 gesprochen. Mit ihr, mit Paul Celan, der ihr sehr nahe steht. Der Dichter der „Todesfuge“ lebt aus einer etwas über dreitausend Jahre alten jüdischen Schmerzerfahrung, die unter anderem die Bibel schuf und das große Denken der Wiener jüdischen Psychologen und, eben auch, in einem furchtbaren, lebensentscheidenden, todentscheidenden Schockerlebnis im KZ das Denken und Dichten des Paul Celan.

Hilde Spiel schreibt: „Daß die Bachmann neben Paul Celan die bedeutendste Lyrik der Nachkriegszeit schrieb . . .“

Heimkehr nach Österreich, genauer, nach Wien. Sie sagt, daß sie nur mehr österreichische Themen behandeln werde, sich nur mehr

in Wien einhausen werde. Sie ist sehr froh darüber, daß ihr Frankfurter Verleger, Siegfried Unseld, das auch seinerseits begreife: daß sie nur mehr in Wien schaffen könne und nur mehr mit österreichischen Problemen sich auseinandersetzen könne. „Malina“, der Roman von 1971, als Auftakt zu einer Romanserie von zehn bis zwölf Bänden. Unter dem Titel: „Todesarten“. Die großen französischen Romanciers des 19. Jahrhunderts haben so die Innere Geschichte Frankreichs geschrieben. Für sie bedeutet das: sich ganz direkt in der großen altösterreichischen Tradition zu engagieren. Sie knüpft direkt an Joseph Roth an, an seinen traurigen Helden Trotta in der „Kapuzinergruft“. Sie läßt seinen Sohn, den jungen Trotta, in Paris 1938 dort anknüpfen, wo sein Vater, wo Joseph Roth dem Untergang Österreichs sehr bald nachstarb.

Da ich selbst eben nach Rom gekommen war, um in einem Symposium über Joseph Roth – Hermann Kesten führte den Vorsitz im Österreichischen Kulturinstitut – und die schöpferische Zerrissenheit in Ostjuden und Westjuden in der Untergangswelt Altösterreichs zu sprechen, lag es nahe, auch mit ihr über Roth zu sprechen. Und über ihr Drama „Sarajewo“. Als sie den Wildgans-Preis der Österreichischen Industrie in Wien erhielt (1971; 1968 hatte sie den Großen Österreichischen Staatspreis erhalten), sprach ich sie darauf an, für das Burgtheater ein Drama über diese serbische, bosnische, kroatische Jugend von 1914 zu schreiben, die als ein „Modell“ zu sehen ist für eine verzweifelte Jugend, die sich todnah, lebensnah gegen die Herrscherhäuser ihrer leiblichen, politischen, kirchlichen Väter erhob. Und sich künstliche Väter wählt, im Raum des Geistes, der Seele. Die jungen Bosner schwärmen für Schiller, Heine, Mazzini, Garibaldi und für russische Dichter-Väter, wie um 1968 junge Seelen für Bloch und Marcuse.

Die Kärntnerin, mir gegenüber in ihrem Zimmer im Palazzo der Via Giulia, spricht mit mir über Kärnten. Über den Komplex der deutschsprachigen Kärntner . . .

Klagenfurt war der Anfang. Schwerer noch, wenn das möglich ist, wurde sie durch Wien verletzt. Ich erzähle ihr, daß ich in dem Sommer des hinter uns liegenden Jahres in Amerika und Jugoslawien mich in einem Roman mit der Todesdimension der Stadt Wien auseinandergesetzt habe, daß ich aber noch nicht daran denke, dieses mein „Scheitern in Wien“ zu veröffentlichen.

Ihr Wien ist, unter anderem, dies: „Der tägliche Brand des Justizpalastes.“ „Das Krematorium von Wien ist seine geistige Mission.“ Wien „ist eine Stadt, geschaffen für die universelle Prostitution.“ Ihr Wien aber ist auch dies: „Daß es unter der Sonne nichts Neues gibt, nein, das würde ich niemals sagen, das Neue gibt es, das gibt es, verlassen Sie sich darauf, nur, Herr Mühlbauer, von hier aus gesehen, wo nichts mehr geschieht, und das ist auch gut so, muß man die Vergangenheit ganz ableiden, . . . man muß die Dinge ableiden, die anderen haben ja keine Zeit dazu, in ihren Ländern, in denen sie tätig sind und planen und handeln, in ihren Ländern sitzen sie, die wahren Unzeitgemäßen, denn sie sind sprachlos, es sind die Sprachlosen, die zu allen Zeiten regieren.“

Wir sprechen also über „Malina“, den Roman, in dem diese Sätze stehen. Sie ist tief verletzt durch eine „vernichtende“ deutsche Kritik. Ich denke da an den lieben, guten, sehr gebildeten und unendlich präpotenten Literaturpapst der Bundesrepublik Deutschland, Marcel Reich-Ranicki, mit dem ich zweimal in den letzten Jahren in Klagenfurt gestritten habe — der Gute leugnet schlicht, daß es eine österreichische Literatur gäbe. Reich-Ranicki erklärt, *urbi et orbi*, der bundesdeutschen Bildungs-Welt: „Die Erzählerin Ingeborg Bachmann ist und bleibt . . . eine gefallene Lyrikerin.“



Wir sprechen über die jüngeren bundesdeutschen Erfolgsliteraten, die sie, als eine „alte Dame“, zum alten Eisen werfen. Diese „pseudo-linken jungen roten Puritaner, ganz unerotische und amüsische Menschen“ (so ich zu ihr) werfen ihr unter anderem vor, daß sie *a p o l i t i s c h*, unpolitisch sei, sich nicht politisch engagiere.

„Links, wo das Herz ist.“ Sie hat sich eben in diesen letzten Jahren ihres Lebens durchaus wieder politisch engagiert — die italienische Polizei vermutet, daß sie mit dem nach Kärnten geflüchteten Feltrinelli, dem bedeutenden Verleger, zu tun habe. Sie hatte sich 1958 im Komitee gegen die Atomrüstung engagiert, sie hatte sich 1963 der Klage gegen den rheinischen CDU-Boss Dufhues angeschlossen, der die „Gruppe 47“ als „Reichsschrifttumskammer“ bezeichnete. Unsere bundesdeutsche und österreichische Rechte, die mehr Butter und Blut auf dem Kopf hat, als sie sehen will, reagiert ihre tiefe Mitschuld am weltweiten Sieg des erfolgreichsten Österreichers des 20. Jahrhunderts immer wieder, bis zum heutigen Tage, auch so ab, daß sie politische und weltanschauliche Gegner ver-teufelt und als Nachfolger Hitlers anspricht . . .

Sie hat 1965 die namhafteste Erklärung gegen den Vietnamkrieg mit unterschrieben. In ihren Gedichten, Hörspielen und Prosatexten ist die „Nachgeburt der Schrecken des Dritten Reiches zentrales Thema.“

Wir sprechen über die nicht sehr geglückte Fernsehverfilmung ihrer Erzählung „Unter Mördern und Irren“ (von 1961). Die Fernsehfassung besorgte Franz Hiesel: „Das blaue Wild“ wurde vom Bayerischen Rundfunk produziert, in Auftrag gegeben von unserem gemeinsamen Freund Clemens Münster. Clemens Münster, der katholische deutsche Sozialdemokrat, der mit Eugen Kogon und Walther Dirks die „Frankfurter Hefte“ geschaffen hatte, hat alle deutschen Fernsehanstalten mit aufgebaut.

„Unter Mördern und Irren“ leben wir, Menschen, wie sie und ich, in diesem unserem Österreich, das nicht uns gehört, das viel mehr den Menschen gehört, die von Gestern her kommen, die ein Gestern sind, mitten im Heute. Wir sprechen also bei unserem letzten Gespräch von denselben Sachen, über die wir um 1950 sprachen. Rom ist für sie immer auch ihr Wien. Wien, in Distanz erlitten, erlebt,

geliebt. „Mein Ungargassenland.“ „Mein herrliches Land, nicht kaiserlich-königlich, ohne die Stephanskronen und ohne die Krone des Heiligen Römischen Reiches . . .“ Ich bemerke, daß für mich ihre Wien-Vision, Wien, „weil hier keine verschonte Insel, sondern an jeder Stelle Untergang ist, es ist alles Untergang, mit dem Untergang der heutigen und morgigen Imperien vor Augen“, sehr nah der Wien-Vision meines verstorbenen Freundes Reinhold Schneider sei, der in seinem letzten Lebensjahr, in Wien einkehrend (er hat sich sein ganzes Leben lang vor dieser unheimlichen Stadt gefürchtet), seinen „Winter in Wien“ schrieb. Wir sprechen darüber, daß dieser große zutiefst konservative katholische Deutsche, den die kalten Krieger seines Staates als Verräter an Kirche und Abendland denunzierten, nie über die deutsche Apokalypse-Blindheit (eine Wortprägung von Günther Anders) hinweg kam. Sie hat einmal einen Orden gestiftet „für die Flucht vor den Fahnen / für die Tapferkeit vor dem Freund / für den Verrat unwürdiger Geheimnisse / und für die Nichtachtung / jeglichen Befehls.“

Sie sieht mich etwas erstaunt an, als ich ihr sage, daß das für mich die Neufassung jener einzigartigen Ordensverleihung sei, die Stiftung eines Ordens der Friedenskämpfer durch Kaiser Rudolf in Grillparzers „Bruderzwist in Habsburg“. Der Kaiser verleiht diesen Orden, der unsichtbar unter der Kleidung getragen wird, seinem evangelischen Freund, dem Herzog Julius von Braunschweig, im Aufklang des Dreißigjährigen Krieges. Wir sprechen von dem dreißigjährigen europäischen Bürgerkrieg, der 1914 begann und der ab 1945 sich zum Weltbürgerkrieg ausfaltete, mit allen Bestialitäten, die Bürgerkriegen eigen sind.

Ich sehe ihre große Lyrik, die sie welberühmt gemacht hat in our little town, in der kleinen Stadt der lesefähigen Menschen, in den beiden Bänden „Die gestundete Zeit“ und „Anrufung des großen Bären“, 1953 und 1956, mit Joachim Kaiser, dem Balten in München, als „gewaltige Bekundungen von Liebe, Bedrohtheit und Angst“ an, dazu als politische Manifeste. Politische Manifeste einer Frau aus Österreich, die in den schwersten Kampf verwickelt ist, der heute auf der Erde tobt: in den Kampf zwischen Mann und Frau.

Wir sprechen über diesen Kampf. In Österreich und Deutschland verniedlicht man, verharmlost man ihn, wenn man nicht, männlicherseits, schlankweg und lauthals erklärt, daß es diesen Kampf gar nicht gebe. Sie und ich stimmen überein: die notwendige Schwere der Auseinandersetzungen zwischen Frau und Mann werde hierzulande gern überdeckt dadurch, daß man einzelne Frauen als „Parade Gois“ (so ich) auf den Piedestal erhebe, um sie dann bei Gegebenheit als Schießbudenfiguren zum Abschluß freizugeben, der Haßmeute männlicher Männer. Ich sage ihr, wie sehr ich mich gefreut habe über ihre „Proklamation der Menschenrechte der Frau“ (so ich) in „Malina“: jeder Mann ist ein unheilbarer klinischer Fall — die Frauen leiden an den Ansteckungen durch das ungeheuerliche Mann-Wesen, sie werden immer wieder von den Männern infiziert. Wir landen wieder in Klagenfurt. Diesmal bei Robert Musil. Dieser größte deutschsprachige Romancier des 20. Jahrhunderts (ich teile diese meine Bewertung mit französischen, englischen, nordamerikanischen Germanisten) hat die wunder-schönste Geschichte von der „unmöglichen“ Liebe zwischen Mann und Frau geschrieben, Ulrich und Agathe, vereinigt in einer Hochzeit des Himmels und der Erde, auf einer dalmatinischen Insel.

Diese Frau aus Österreich steht, als eine große Liebende, in der Nachfolge der Bertha von Suttner und der Rosa Mayreder (sie lächelt ein bißchen, als ich ihr das sage).

Sie begleitet mich hinunter, wir stehen noch eine kleine Weile auf der nachtdunklen Straße zusammen.

Ich sitze in einer frühen Morgenstunde in Wien an meiner Schreibmaschine und schreibe gerade den Nachruf auf meinen großen, eben plötzlich in Wien verstorbenen Freund W. H. Auden, den großen Dichter und Menschenfreund, als ich einen Anruf aus Rom erhalte. Ihre Schwester ersucht mich, für Österreich (und Siegfried Unseld für Deutschland) zu dementieren, daß sie in selbstmörderischer Absicht Hand an sich gelegt habe, wie ungute italienische Presse-Meldungen andeuten.

Nein, sie ist nicht so verbrannt.

Ingeborg Bachmann, geboren in Klagenfurt 1926, gestorben in Rom 1973, ist eine österreichische Gegenwart, ist ein österreichisches zwanzigstes Jahrhundert, das in ihr aufschmilzt, in reiner Strahlung.



Gespräch mit Ingeborg Bachmann

Toni Kienlechner

Rom, den 19. März 1972. Das „Interview“ bei Ingeborg Bachmann ist zwar verabredet, wird aber sabotiert durch eine unwiderstehliche Frühlingssonne, an die man auch in Rom, nach soviel Regen bis in den März hinein, nicht mehr glaubte. Unmöglich, in der Via Bocca di Leone sitzenzubleiben. Sogar bei Ingeborg Bachmann verdrängt das Verlangen nach Luft, Campagna, Wind vom Meer das Hauptbedürfnis, nämlich den Hang zum „Wohnen“, das Bedürfnis, daheim zu sein zwischen Bücherwänden und vertrauten, wienerischen Möbeln. Also wird man auf das gewissenhafte „Interview“ verzichten zugunsten von „Torre in Pietra“, den alten Spazierweg, für den man so lange nicht mehr die Zeit fand, und lieber ein Gespräch führen: man wird reden.

Viel ist zwar geredet worden auf früheren Gängen durch „Torre in Pietra“, einem riesigen Gutsbesitz etwas nördlich von Rom – der übrigens eine glückliche Entdeckung war. Rom tut nämlich nichts für Leute, die sich bewegen möchten oder müssen, weil sie vom Schreibtisch und vom Stadtleben zu arg strapaziert werden. Keiner begreift, daß man sich mit den staubigen Pinien im Borghese-Park nicht zufriedengibt und Wiesen mit Schafherden vorzieht. Aber auf den weiten Feldwegen von „Torre in Pietra“ ist höchstens ein Schäfer oder ein Mann auf dem Traktor erstaunt, daß man aus der Stadt auf die „Campagnaccia“ fährt, statt sich am Asphalt zu freuen.

Ich wundere mich wieder einmal über diese Naturfremdheit der hiesigen Landbewohner, Ingeborg Bachmann wundert sich pflichtschuldig mit und wir reden darüber. Woher sie wohl kommt? Noch immer vom Feudalwesen, der Armut, der Malaria? Die Campagna wird leerer, die übervölkerten Barackenvorstädte von Rom wuchern weiter, und die tragische Wanderschaft der Menschen, die gerade hier immer im Gang war, hört auch heute nicht auf. Man kann lang darüber reden, nichts daran ändern.

Ingeborg Bachmann wird nicht so leicht müde, sie geht und geht und geht, schöpft gewissenhaft frische Luft, vergißt es nicht überm Denken und Reden. Aber sieht sie auch, sieht sie zum Beispiel da drüben den Sarazenturm mit dem Steineichenwald? Die graugrünen Artischockenfelder mit den zimtfarbenen Eukalyptusstämmen? Nein – nichts, sie hat nichts von allem gesehen – es ist zum Verzweifeln – bitte, setzen Sie einen Moment vielleicht, bitte, setzen Sie die Brille auf – diese Farben, diese Stimmungen . . . und wenn die Brille dann tatsächlich gefunden wird, in einer Manteltasche – weiß ich genau, was geschieht. Während ich schon seit zwei Stunden lauter „Natur“, lauter „Eindrücke“ sammle, wobei der Steineichenwald sich über das Artischockenfeld lagert und ihn „löscht“, wegwischt, hilft die Brille der soviel Blinderen, Glücklicheren zu einem, einem einzigen Blick. Da bleibt wohl ein Bild, und es wird nicht „gelöscht“, aber wahrscheinlich ist es kein anderes Bild als das bereits mitgebrachte – und das Spazieren ist für sie nur eine Möglichkeit, die Füße zu bewegen.

Diesmal wird in „Torre in Pietra“ über das geredet, wonach man nie fragen wollte, als sei es ein Leiden oder ein Leichtsin, ein Vabanque-Spiel: der Roman, schwer zu schreiben, langwierig . . . Nur den Arbeitstitel wußte man – unter Freunden – ein unheimlicher Titel, der Schwärme von Assoziationen in einem aufschreckte: „Todesarten“. Nun ist der Roman in den Buchläden, der Titel verrät nichts mehr von der Unerbittlichkeit des Vorhabens – ist ein Name: MALINA.

Haben Sie den anderen, den „großen Titel“ aufgegeben?

Nein, ich habe den Titel nur äußerlich aufgegeben. Es kann sogar sein, daß ich ihn wieder aufnehme.

Er kommt im Buch vor – aber nur als Bemerkung, als Anspielung . . .

Bis jetzt. Ja, im Buch findet die Figur des Mannes, dieser Ivan, plötzlich ein Blatt von ihr, das überschrieben ist „Todesarten“. Und es ist zu vermuten, daß die Papiere, die übrigbleiben und die Malina am Ende einsammelt, daß sie doch das Buch „Todesarten“ sind.

Also ein Buch, das weitergehen wird, ein „work in progress“?

Ja, wahrscheinlich. Aber dieses Buch „Malina“ ist für mich ein in sich geschlossener Anfang oder eine Ouvertüre.

Eine Ouvertüre?

. . . für dieses noch nicht geschriebene Buch „Die Todesarten“ – obwohl in dem Buch „Malina“ ja schon so viele Todesarten enthalten sind, aber nur für dieses eine Ich . . .

Womit das Ich sich herauschälen, sich separieren kann?

Da das ganze Buch auf die Gewinnung dieser überlegenen Figur, also dieses Malina angelegt ist, gibt es natürlich schon zum erstenmal diese vielen Todesarten des Ich, die zu seiner Zerstörung führen . . .

Ich muß noch einmal insistieren auf dem Ausdruck „Ouvertüre“. Man hat beim Lesen des Buches „Malina“ nämlich den vielversprechenden Verdacht, daß „Komposition“ ein wichtiges Schlüsselwort ist . . .

Komposition hat für mich immer eine große Rolle gespielt (etwas, was ich bei so vielen vermisste), und es ist tatsächlich so, daß ich erst beim Korrigieren oder beim Versuch, einige Dinge zu streichen, gesehen habe, wie verzahnt es ist, daß es fast keinen Satz gibt, der sich nicht auf einen anderen Satz bezieht; also insofern könnte man dieses Wort Komposition in einem doppelten Sinn gebrauchen.







Das gibt aber ein schwieriges Lesen!

Der Leser muß das natürlich gar nicht sehen und merken, denn er kann dieses Buch ja auch ganz unbefangen lesen und ohne die Komposition zu studieren. Für mich spielt das eine große Rolle beim Schreiben, daß alles ineinander verschränkt ist. Ich habe ja fast tausend Seiten vor diesem Buch geschrieben, und diese letzten 400 Seiten aus den allerletzten Jahren sind dann erst der Anfang geworden, der mir immer gefehlt hat. Ich habe den Eingang nicht gefunden zu diesem Buch — und für mich ist es jetzt das Buch geworden, das mir den Zugang zu den „Todesarten“ möglich macht.

Und darüber können Sie noch nichts sagen?

Nein, nur sehr wenig, außer daß einige Personen, die hier auftauchen und deren Namen fallen, daß die in den späteren Büchern vorkommen werden, aber dann dort Hauptrollen spielen oder wichtige Rollen haben.

So daß also das, was nach der „Ouvertüre“ kommt, noch mehr erzählerischen Charakter haben wird?

Ja. Malina wird uns erzählen können, was ihm der andere Teil seiner Person, das Ich, hinterlassen hat. Denn obwohl die Gesellschaft fast ganz ausgeklammert ist in diesem Buch, wird es doch klar, daß diese Person andere Personen zweifellos gekannt und mit allen möglichen Menschen in Wien verkehrt hat. Diese Menschen kommen dann später vor. Da erfährt man natürlich ... noch einmal nichts.

Weil das Eigentliche dahinter liegt? Hinter Ereignissen, Dialogen, heutigen Wirklichkeiten? — Wie geht die Arbeit vonstatten, wie entsteht das sprachliche Ergebnis?

Ich bin natürlich kein Realist in dem üblichen Sinne. Was für mich Experiment an der Prosa ist, damit wird der Leser nicht mehr belästigt, denn die Experimente enden bei mir im Papierkorb — obwohl ich sie unbedingt brauche. Aber ich glaube nicht, daß sie zum Veröffentlichen da sind. Es sind ja in diesem Roman, der nicht durch erzählt ist — das ist er ja keineswegs —, ganz verschiedene Elemente, von den Träumen über den Dialog bis zu dem partiturähnlichen Ende — das nenne ich das nicht mehr sichtbare Experiment der Prosamöglichkeit. Nun weiß ich nicht, wie jemand anderer das sieht. Sie denken beim Lesen doch sicher nicht immer an das, was ich formal angestellt habe?

Gewiß nicht — obwohl man immer wieder fasziniert ist von dieser sich mitteilenden Gesetzmäßigkeit, dem Gefühl: ja, jetzt muß ein neuer Satz beginnen — nicht ein grammatikalischer, sondern ein anderes „movimento“, eine neue Bewegung. Das bleibt aber im Hintergrund des Bewußtseins, denn viel bedrückender ist der Zustand, der Bewußtseinszustand der wenigen Personen in diesem Buch; er trifft unseren Bewußtseinszustand, die Lebenskonkdition in der heutigen Welt. Liegt hier der Antrieb für das, was Sie schreiben und schreiben wollen?

Ja, denn wenn man nichts für sich erkennen könnte, wäre dieses Buch oder auch diese Ichspaltung ein Sonderfall, und ich glaube nicht, daß es das ist.

Nicht nur in der Ichspaltung, auch in den Träumen steht vieles, was alle in Träumen quält und auch im Tagbewußtsein ...

Ich bin froh, daß Sie über das Traumkapitel reden, weil es für mich wichtig ist; wir erfahren ja nichts über den Lebenslauf dieses Ich oder über das, was ihm zugestoßen ist — all das ist ja in den Träumen, teils versteckt, teils auch ausgesprochen. Jede erdenkliche Art von Folter, von Verderben, von Bedrängtworden ...

... was personifiziert aufgefaßt werden kann, aber auch quasi wie ein mythisches Unheil. Was bedeutet die Vaterfigur?

Die Vaterfigur ist natürlich die mörderische ... die verschiedene Kostüme trägt, bis sie am Ende alle ablegt und dann als der Mörder zu erkennen ist. Ein Realist würde wahrscheinlich viele Furchtbarkeiten erzählen, die einer bestimmten Person oder Personen zustoßen. Hier wird es zusammengenommen in diese große Person, die das ausübt, was die Gesellschaft ausübt ...

Das klingt nun alles so tief ernst ... aber wie verhält sich das denn zu der Ironie, die doch auch ein Kennzeichen des Buches ist — ich meine Ironie nicht nur als Stil des Schreibens, sondern als Stilisierung des Lebens?

In der Ivan-Beziehung gibt es wohl einige Stellen, wo die Selbstironie stark ist: wenn sie plötzlich versucht, ein Kochbuch zu finden, das nicht vorhanden ist, oder zu kochen oder sich mit diesen Kindern zurechtzufinden, was sie offenbar nicht kann — da ist die Ironie natürlich das einzige Mittel, aus diesen so atemlosen, dauernden Angstzuständen herauszukommen ...

Auch die Liebe wird mit Ironie — nein, nicht behandelt, aber verkleidet ...

Ohne daß sie ihr Pathos verliert, denn sie ist natürlich sehr pathetisch. Es gibt ironische Mittel, wie diese ungeheuer banalen Telefongespräche oder die Kleinigkeiten, die sich tatsächlich abspielen ...

... Und die Spannung der Liebe zeigt sich, wenn ich es richtig verstehe, gerade darin, daß die Telefongespräche so trivial sind und das dahinterstehende Gefühl so unheimlich zwitterhaft ist. Da wird doch eine Idolatrie getrieben, die recht abgründige Mutmaßungen zuläßt ...

Aber es wird nie ausgesprochen — es sollte trotz dieser Trivialität sichtbar werden, mit welcher Vehemenz dieses Ich ...

sich verschreibt ... kann man so sagen?

Sich verschreiben — das ist ein schönes Wort ...

Empfinden Sie diese Art von hintergründiger Ironie als eine Besonderheit, aus der man den Standort dieses Buches ablesen sollte? Österreich ... zum Beispiel?

Das scheint ja wohl die Krankheit zu sein, die uns geblieben ist, diese Art der Ironie.

Die österreichische Ironie setzt eine große Portion Lebenswissen voraus.

Worauf könnte man das zurückführen, daß wir das haben?

Wenn Sie das definieren könnten!

Bei uns können es die einfachen Leute oft so gut sagen; die unreflektiert reden, die können es in jedem Moment, mit diesem ungeheuren Fatalismus . . .

Soviel Geschichte — das treibt jede Naivität aus . . .

Ja, wahrscheinlich — weil man sich selbst und die anderen nicht so ganz ernst nehmen kann, was gar nicht ausschließt, daß man etwas mit dem größten Ernst tut. Es gibt für mich eine wichtige Stelle im Buch, wo das Ich sagt, daß Malina nicht auf das Demaskieren aus sei, das wir aus der Literatur kennen, diesen Röntgenblick auf die Menschen, der sie erniedrigt, daß Malina die Menschen nicht durchschaut, sondern erschaut, daß er jedem gerecht wird — denn sonst kann die Ironie leicht dazu führen, daß sie etwas am Menschen verringert . . .

Bei dieser behutsamen Ironie hat man den Verdacht, daß ein solcher Autor den Menschen in Liebe zugetan ist.

Nun — böseartig liebevoll. Zum Beispiel, wenn sie den kurzen Ausflug in die Gesellschaft macht an den Wolfgangsee — da werden die Menschen schon mit allen Mitteln der Lächerlichkeit beschrieben. Aber es ist nicht so, daß man sich nicht vorstellen könnte, daß jeder seine Tragödie hat. Das Lächerliche an den Menschen ist für mich etwas, das nur zur Fassade gehört. Und solange nur die Fassade beschrieben wird, sind die meisten Menschen, auch das Ich, oft lächerlich. Nur hinter der Fassade ist kein Mensch lächerlich.

Wenn man sich umschaute, was in den letzten Jahren an Romanen erschienen ist, überrascht das Buch doch sehr, weil es im ersten Moment ungeheuer privat oder persönlich erscheint, fast ausschließlich mit inneren Angelegenheiten beschäftigt ist und insofern dem Trend nach „sozialem Befund“ und nach „Vorstoßen in ein neues Bewußtsein“ nicht nur nicht folgt, sondern sich dagegen quasi sperrt . . .

Nun sind aber diese inneren Auseinandersetzungen, und das sind die authentischen, darin vorhanden. Man könnte sich ja fragen: Wo kommt hier denn zum Beispiel der Vietnamkrieg vor, wo ist das Weltgeschehen? Aber das Weltgeschehen ist eine Pflichtübung. Ich schreibe keine Programm-Musik. Es ist nicht so, daß man dadurch etwas über die Zeit geschrieben hätte, und ich glaube nicht, daß es Sache der Literatur ist, auf diese Weise über die Zeit zu schreiben. Es müßte sich an den Bewußtseinsvorgängen oder an den Angstzuständen zeigen, daß dieses Buch von heute ist, daß es nicht im Nirgendwo spielt, daß seine Privatheit weit über das Private hinausgeht.

Also insofern — wie man sagt — „gesellschaftlich relevant“?

Ein Buch ist doch gesellschaftlich relevant, das heißt, es geht auch die anderen etwas an, wenn es einen Zustand ausspricht oder sich mit einem Bewußtseinszustand beschäftigt oder mit Dingen, die unser Bewußtsein beeinflussen, verändern.

So daß also das gesellschaftlich Wesentliche und das Private einander durchdringen?

Für wenig privat würde ich — ganz abgesehen von der perversen Auseinandersetzung zwischen dem Ich und Malina — die Stelle halten, wo das Interview ad absurdum geführt wird, oder wo sie eine alte Zeitung findet, sie nachliest und sich überlegt: Womit hat man

uns an diesem Tag traktiert? Welche Nachrichten sollten wir an einem Tag, der über zehn Jahre zurückliegt, verarbeiten? Was ist damals eigentlich passiert? — Und sie sucht fieberhaft alles zusammen über diesen Tag, findet in ihrer Agenda nichts, gerade über diesen Tag nichts, liest aber von einem entsetzlichen Zugangsglück, über die Außenpolitik, über die Innenpolitik, über alles mögliche.



Alles ist weg. Wenn ihr Doppelgänger nach Hause kommt, fragt sie ihn etwas höhnisch, ob er sich daran nicht erinnere, ob er nicht gefälligt leide an den hundertsieben Toten von damals, und da Malina natürlich auch keine Ahnung hat von dem, was damals passierte, sagt sie: „Du bist auch nicht besser als ich.“ Man kann also die Zeit entweder dokumentieren, das ist aber nicht meine Sache, oder man muß diesen ganzen Müll wegwerfen. Es ist aber nicht nur das, sondern auch die furchtbare Manipulation der Dinge, wenn sie erzählt aus dem Nachrichtendienst, in dem sie gearbeitet hat, von dem entsetzlichen Betrug, den sie mitangesehen hat, und dem Weitergehen des Schwarzen Marktes. Ich halte das für die universelle Prostitution. Wenn mir heute jemand in einem Buch beschreiben würde, wie die Lage der letzten zwei Jahre war oder was da passiert ist . . . Für mich wäre es wichtiger, daß beschrieben wird, wie aus dem Schwarzen Markt der Nachkriegsjahre der wirkliche Schwarze Markt geworden ist — der damals gar nicht so schwarz war wie der heutige. Das hat natürlich nichts mit einer Analyse der Wirtschaftsstrukturen zu tun, müßte sie aber auf eine andere

Weise treffen. Denn auf diese andere Weise trifft man die Prostitutionierung des Menschen in allen Zusammenhängen und in der Arbeit. Das Ich in diesem Buch verlegt sie zurück auf einen phantastischen Vorgang aus dem Nachkriegs-Wien, der längst vergessen ist, und es will sich auch niemand erinnern an das, was vorgefallen ist damals, nämlich, daß eben jeder mit jedem zu tun gehabt hat und daß daraus die Geschichten von heute entstehen — es sind jene Zusammenhänge, die niemand weiß oder von denen nur einzeln die Rede geht.

Die aber eine untergründige Komplizenhaftigkeit bewirkt haben — meinen Sie das?

Nein, nicht nur das, sondern wirklich im Wortsinn. Es gibt einen kurzen Abschnitt darüber, wie jeder mit jedem zu tun hat, warum dann auch der Wechsel in den Beziehungen eintritt, wo er eintritt, daß diese Beziehungen zurückgehen auf eine Zeit, in der sie auf eine phantastische Weise, so behauptet sie, geschehen sein sollen. Daß daraus die furchtbaren und zu Furchtbarkeiten führenden menschlichen Beziehungen entstanden sind.

Dann ist das aufzufassen als ein Dokument des heutigen Daseins, der Menschen, die von diesen Zerstörungen selber zerstört werden — als eine ihrer Todesarten?

Ja, es ist eine Entsprechung zwischen ihrer Krankheit und der Krankheit der Welt und der Gesellschaft.

Und dieses doppelte Ich, dieses Doppelgänger-Ich — wie sind Sie darauf gekommen?

Für mich ist das eine der ältesten, wenn auch fast verschütteten Erinnerungen: daß ich immer gewußt habe, ich muß dieses Buch schreiben — schon sehr früh, noch während ich Gedichte geschrieben habe. Daß ich immerzu nach dieser Hauptperson gesucht habe. Daß ich wußte: sie wird männlich sein. Daß ich nur von einer männlichen Person aus erzählen kann. Aber ich habe mich oft gefragt: warum eigentlich? Ich habe es nicht verstanden, auch in den Erzählungen nicht, warum ich so oft das männliche Ich nehmen mußte. Es war für mich wie das Finden meiner Person, nämlich dieses weibliche Ich nicht zu verleugnen und trotzdem das Gewicht auf das männliche Ich zu legen . . .

Und sie ebenso kunstvoll zu verbinden wie zu trennen — denn sie leben ja beide, sie sind ja beide Gestalten im Buch.

Es ist für mich nicht notwendig, daß ein Leser sofort versteht, was Malina und Ich sind, daß sie im Grunde genommen eine Person sind. Selbst wenn der Leser es anders sieht oder lange nicht dahinterkommt oder erst am Ende dahinterkommt — das würde mir nichts ausmachen. Man muß überhaupt ein Buch auf verschiedene Arten lesen können und es heute anders lesen als morgen.



Ingeborg Bachmann

DAS ERSTGEBORENE LAND

In mein erstgeborenes Land, in den Süden
zog ich und fand, nackt und verarmt
und bis zum Gürtel im Meer,
Stadt und Kastell.

Vom Staub in den Schlaf getreten
lag ich im Licht,
und vom ionischen Salz belaubt
hing ein Baumskelett über mir.

Da fiel kein Traum herab.

Da blüht kein Rosmarin,
kein Vogel frischt
sein Lied in Quellen auf.

In meinem erstgeborenen Land, im Süden
sprang die Viper mich an
und das Grausen im Licht.

O schließ
die Augen schließ!
Preß den Mund auf den Biß!

Und als ich mich selber trank
und mein erstgeborenes Land
die Erdbeben wiegten,
war ich zum Schauen erwacht.

Da fiel mir Leben zu.

Da ist der Stein nicht tot.
Der Docht schnellte auf,
wenn ihn ein Blick entzündet.

NORD UND SÜD

Zu spät erreichten wir der Gärten Garten
in jenem Schlaf, von dem kein dritter weiß.
Im Ölzweig wollte ich den Schnee erwarten,
im Mandelbaum den Regen und das Eis.

Wie aber soll die Palme es verwinden,
daß du den Wall aus warmen Lauben schleifst,
wie soll ihr Blatt sich in den Nebel finden,
wenn du die Wetterkleider überstreifst?

Bedenk, der Regen machte dich befangen,
als ich den offenen Fächer zu dir trug.
Du schlugst ihn zu. Dir ist die Zeit entgangen,
seit ich mich aufhob mit dem Vogelzug.

RÖMISCHES NACHTBILD

Wenn das Schaukelbrett die sieben Hügel
nach oben entführt, gleitet es auch,
von uns beschwert und umschlungen,
ins finstere Wasser,

taucht in den Flußschlamm, bis in unsrem Schoß
die Fische sich sammeln.
Ist die Reihe an uns,
stoßen wir ab.

Es sinken die Hügel,
wir steigen und teilen
jeden Fisch mit der Nacht.

Keiner springt ab.
So gewiß ist's, daß nur die Liebe
und einer den andern erhöht.





In Rom sah ich, daß der Tiber nicht schön ist, aber unbekümmert um seine Kais, aus denen Ufer treten, an die keiner Hand legt. Die rostgebräunten Frachtschiffe benützt niemand, auch die Barken nicht. Sträucher und hohes Gras sind mit Schmutz beworfen, und auf den einsamen Balustraden schlafen in der Mittagshitze die Arbeiter regungslos. Noch nie hat sich einer umgedreht. Nie ist einer hinuntergestürzt. Sie schlafen, wo die Platanen ihnen einen Schatten aufschlagen, und ziehen sich den Himmel über den Kopf. Schön ist aber das Wasser des Flusses, schlammgrün oder blond – wie das Licht ihn strahlt. Den Tiber soll man entlanggehen und nicht von den Brücken sehen, die als Wege zur Insel gedacht sind. Die Tiburina bewohnen die Noialtri – wir anderen. Das ist so zu verstehen, daß sie, die Insel der Kranken und Toten seit alter Zeit, von uns anderen mitbewohnt werden will, mitbefahren, denn sie ist auch ein Schiff und treibt ganz langsam im Wasser mit allen Beladenen, in einem Fluß, der sie nicht als Last empfindet.

In Rom sah ich, daß die Peterskirche kleiner erscheint als ihre Masse und doch zu groß ist. Es heißt, Gott wollte seine Kirche auf einem Felsen und fest stehen haben. Diese nun erhebt sich über dem Grab ihres Heiligen, das man freilegt. So ist's der Heilige selbst, der sie in Gefahr bringt und schwächt. Trotzdem treten die großen Feste noch laut auf, mit Balletten in Purpur unter Baldachinen, und in den Nischen ersetzt Gold das Wachs. Chiesa granne divozione poca. Noch sorgen die Armen in ihrer Behutsamkeit dafür, daß die Kirche nicht fällt, und der sie gegründet hat, verläßt sich schon auf den Schritt der Engel.

In Rom sah ich, daß dem Palazzo Cenci, in dem die unglückliche Beatrice vor ihrer Hinrichtung lebte, viele Häuser gleichen. Die Preise sind hoch und die Spuren der Barbarei überall. Auf den Terrassen morschen die Oleanderkübel zugunsten der weißen und roten Blüten; die möchten fortfliegen, denn sie kommen gegen den Geruch von Unrat und Verwesung nicht auf, der die Vergangenheit lebendiger macht als Denkmäler.

In Rom sah ich im Ghetto, daß noch nicht aller Tage Abend ist. Aber am Tag des Versöhnungsfestes wird für ein Jahr jedem im voraus verziehen. Nah der Synagoge ist in einer Trattoria die Tafel gerichtet, und die kleinen rötlichen Mittelmeerfische kommen, mit Rosinen und Pignolien gewürzt, auf den Tisch. Die Alten erinnern sich ihrer Freunde, die mit Gold aufgewogen wurden; als sie losgekauft waren, fuhren trotzdem die Lastwagen vor, und sie kamen nicht wieder. Aber die Enkelkinder, zwei kleine Mädchen in brennend roten Röcken und ein dickes blondes Kind, tanzen zwischen den Tischen und lassen die Augen nicht von den Musikanten. „Spielt weiter!“ ruft das dicke Kind und schwenkt seine Mütze. Seine Großmutter beginnt zu lächeln, und der die Geige spielt, ist ganz weiß geworden und setzt einen Takt lang aus.

Ich sah auf dem Campo de Fiori, daß Giordano Bruno noch immer verbrannt wird. Jeden Sonnabend, wenn um ihn herum die Buden abgerissen werden und nur mehr die Blumenfrauen zurückbleiben, wenn der Gestank von Fisch, Chlor und verfaultem Obst auf dem Platz verebbt, tragen die Männer den Abfall, der geblieben ist, nachdem alles verfeilscht wurde, vor seinen Augen zusammen und zünden den Haufen an. Wieder steigt Rauch auf, und die Flammen drehen sich in der Luft. Eine Frau schreit, und die anderen schreien mit. Weil die Flammen farblos sind in dem starken Licht, sieht man nicht, wie weit sie reichen und wonach sie schlagen. Aber der Mann auf dem Sockel weiß es und widerruft dennoch nicht.

In einer römischen Bar sah und zählte ich: eine Katze mit witzigen Ohren und einem fast nackten Gesicht, weißen Beinkleidern und einer honigfarbenen Weste aus einer besseren Zeit. Einen Kellner, der den Kaffee verschüttete und die Aperitifgläser überschwappen ließ. Einen kleinen Jungen mit vorgebundener Schürze, der die Tassen und Gläser wusch und nie vor Mitternacht zu Bett ging. Gäste, die kamen und gingen, und einen Gast, der immer wieder kam und von kleinen Schlucken Bitterkeit lebte.

In Rom habe ich die großen Villen gesehen, mit natürlichen Pinien und Zedern, auch Buchs, zu Phantasiegetier geschnitten. Auf dem Kapitol den Lorbeerbaum und das verräterische wilde Gras im Forum, und gehört habe ich, wenn das Gras über die verschlagenen Säulen und zerbrochenen Mauern in der Dämmerung herfiel, den Lärm der Stadt, täuschend fern und sanft das Gleiten der Autos. Ich sah, wo Roms Straßen ausfallen, den triumphalen Himmel in die Stadt einziehen, der sich unter kein Tor bückte und über die sieben Hügel verbreitete, blau nach Raubzügen an den Küsten Siziliens und voll von den Inselfrüchten des Tyrrhenischen Meers, unverwundet nach Überfällen ins Brigantenland der Abruzzen und schwarz von Schwalbentrauben, über den Apennin gerettet. Ich sah den gelobten Himmel aus Hermelin und den armseligen Himmel aus Sackleinwand, und ich sah in seinen größten Momenten seine Hand gelassen den goldenen Schnitt über den Dächern ausführen.

Daß jeder sich sein Haus baut, wie es ihm gefällt, habe ich oft gesehen, und daß kein Plan besser eins ans andre fügt als Zufall und der Geschmack am Einzelnen. Aber kein Geschmack reicht aus, die Abstände zu schaffen, einsame Felder für Sonne und Schatten, und kein Zufall löst die Gleichung, in der die Schwere einer Mauer die Gewichtlosigkeit eines Turms ausdrückt. In alter Leinwand stecken die Häuser; vertrocknet sind die Farben darauf. Erst wenn Licht in den porösen Stoff eindringt, erscheint die Farbe, die wir sehen; ein zu jeder Verwandlung fähiges Braun.

In Rom sah ich, daß alles einen Namen hat und man die Namen kennen muß. Selbst Dinge wollen gerufen werden. Der Ludovisische Thron ist nicht mit dem letzten Gekrönten gefallen. Säulen sind vom Tempel der Venus stehen geblieben – von diesem Tempel und keinem anderen. Der Kopf der heiligen Agnes ist geschrumpft, aber nicht zu dem einer Lederpuppe geworden. Nach vielen Päpsten wird dieser Papst in der Sänfte getragen, und der Segen gilt *urbi et orbi*. Die Geschlechter heißen: Corsini und Pignatelli, Ruspoli und Odescalchi, Farnese und Barberini, Aldobrandini... Sie heißen noch so, wenn in einem Campagnaschloß die Obdachlosen ihre Eisenbetten aufstellen und ihre Wasserbehälter auf den Sarkophagen stapeln. Der Letzte der Familie ist längst weggezogen. In der Stadt sind seine Zimmer mit schwarzem Brokat ausgeschlagen; auf einem schwarzen Flügel spielt er blaublütige Chansons. Wenn er seinen Namen hört, erschrickt er. Anders war das Tier, das nicht vom Fleisch nahm, sondern in seinem Fleisch die Nahrung für eine Geschichte erzeugte, der es voranging: die Wölfin.

Ich sah, daß wer „Rom“ sagt, noch die Welt nennt und der Schlüssel der Kraft vier Buchstaben sind. S.P.Q.R. Wer die Formel hat, kann die Bücher zuschlagen. Er kann sie ablesen von dem Wappenschild der vorüberfahrenden Autobusse, von der Platte eines Kanaleinstiegs. Sie ist der Ausweis der Brunnen und der besteuerten Getränke; das Zeichen der einzigen Hoheit, die ohne Unterbrechung die Stadt regierte.

Auf dem Bahnhof Termini sah ich, daß in Rom die Abschiede leichter genommen werden als anderswo. Denn die fortfahren, lassen denen, die bleiben, einen Gepäckschein auf Sehnsucht zurück. An den Bahnhof grenzt ja ein Rest der Diokletiansmauer, und gegen die neue schwebende Glaswand gestochen erscheinen drei Zypressen in einer unmißverständlichen Schrift. Das Klassische ist das Einfachste, und alte und neue Texte vertreten es gleich gut.

Wer ein Geldstück in die Fontana di Trevi wirft, um wiederzukommen, fürchtet, es könnte nicht angenommen werden. Aber er kann getrost sein. Nachts setzt sich ein Junge auf den Brunnenrand und pfeift, lockt die andern hervor. Wenn alle sich versammelt haben, legt der Junge die Kleider ab und steigt lässig ins Wasser. Mond belichtet die Szene, während er sich fröstelnd bückt und die Münzen einsammelt. Am Ende pfeift er wieder, und in seinen Händen verschmelzen alle Währungen zu Silber. Die Beute ist unteilbar unter dem Mond, denn der Junge hat das Aussehen eines Gottes gegenüber den andern, die ihre Gestalten billigen Anzügen verdanken.

Schwer zu sehen ist, was unter der Erde liegt: Wasserstätten und Todesstätten. Treppen führen hinunter zu Zisternen, die der Wind ausgetrunken hat, zu Brunnenhäusern, von Kragstein überwölbt und in weichen Tuff gehöhlt, zu Blutstropfen, die Quellen auslösten. Die Wege senken sich in die Katakomben. Ein Zündholz wird angeritzt. Seine Flamme dehnt sich nach den Sinnbildern. Für einen Augenblick erscheinen: Fisch, Pfau und Taube, Anker und Kreuz, Speise und Trank. Das Zündholz erlischt rasch, und die vor dir gehen, drängen nach oben. In der Kurve bleibt einer stehen und fragt: Woher weht der Wind?

Wenn mir Hören und Sehen verging in Rom, kam der Schirokko und hatte über den Adlerwind aus den Bergen gewonnen. Die Sonne trug dann ein Hemd und leuchtete in falschem Licht. Es ist die Zeit, in der die Unglücke zunehmen und ein liebloses Wort leicht gesprochen wird. Denn der warme Wind greift zurück auf die Wüste. Manchmal läßt er's wissen, streut roten Sand über die erschlafte Stadt und haucht sie an, daß sie besinnungslos wird. Wenn der Schirokko geht, tut er's heimlich und mitten in der Nacht, während wir vergeßlich schlafen. Aber morgens, gegen drei, fällt Tau. Wer da wach liegen und seine Lippen feuchten könnte!

In Rom habe ich in der Früh vom Protestantischen Friedhof zum Testaccio hinübergesehen und meinen Kummer dazugeworfen. Wer sich abmüht, die Erde aufzukratzen, findet den der andern darunter. Für den Friedhof, der an der Aurelianischen Mauer Schatten sucht, sind die Scherben auf dem Testaccio nicht gezählt, aber gering. Er hält sich eine große Wolke wie eine Muschel ans Ohr und hört nur mehr einen Ton. In den sind eingegangen: „One whose name was writ in water“, und neben Keats Versen eine Handvoll Verse von Shelley. Von Humboldts kleinem Sohn, der am Sumpffieber starb, kein Wort. Und von August von Goethe auch kein Wort. Von den stummen Malern Karstens und Marées sind einige Linien geblieben, ein Farbkleck, ein wissendes Blau. Von den anderen Stummen wußte man nie etwas.

In Rom freilich habe ich gehört, daß mancher das Brot hat, aber nicht die Zähne, und daß die Fliegen auf die mageren Pferde gehen. Daß dem einen viel und dem anderen nichts geschenkt ist; daß, wer zuviel zieht, zerreißt und nur eine feste Säule das Haus hundert Jahre aufrecht hält. Ich hörte, daß es in der Welt mehr Zeit als Verstand gibt, aber daß uns die Augen zum Sehen gegeben sind.

Quellennachweis

Was ich in Rom sah und hörte. Essay. In: I. B.: Gedichte und Erzählungen. Hörspiel. Essays. R. Piper & Co. Verlag, München 1964, S. 245–51. Das erstgeborene Land. Nord und Süd. Römisches Nachbild. In: I. B.: Anrufung des großen Bären. Gedichte. R. Piper & Co. Verlag, München 1974, S. 51–52, 57 und 60. Die hier angeführten Texte wurden mit Genehmigung des Piper Verlages nachgedruckt.

Friedrich Heer verfaßte seinen Essay für diese Zeitschrift. Das „Gespräch mit Ingeborg Bachmann“ von Toni Kienlechner ist mit Einverständnis der Autorin hier erstmalig vollständig abgedruckt. Teildruck in: Die Zeit, Hamburg, 9. April 1971, Seite LIT 4. Die Fotos stammen aus dem Nachlaß von Ingeborg Bachmann und sind mit der freundlichen Genehmigung von Isolde Moser in dieser Zeitschrift erstmalig veröffentlicht.

Fotos: Photographic Team Rom

Alban Berg

Auf seinen Spuren in Kärnten

Anton Fuchs

Alban Berg um 1923

Dem Jahr 1975 kommt gerade in bezug auf Alban Berg besondere Bedeutung zu, fällt doch auf den 9. Februar dieses Jahres der 90. Geburtstag und auf den 24. Dezember der 40. Todestag dieses Komponisten, der heute von den einen bereits zu den „Klassikern“, von der Mehrheit aber noch immer zu den „unverständlichen Radikalen“ gezählt wird; eines Mannes, dessen Leben geprägt war von sensibler Behutsamkeit auf der einen und von einem zähen, kompromißlosen Kampf um die Reinheit der Musik auf der anderen Seite.

Diese eigentümliche Mischung von Scheu und hohem geistigen Mut — die so manchen schöpferischen Menschen auszeichnet — hat sein Lehrer und Freund Arnold Schönberg zwei Jahre vor seinem Tod in Los Angeles mit den folgenden Worten beschrieben:

„Als Alban Berg im Jahre 1904 zu mir kam, war er ein hochaufgeschossener und äußerst schüchterner Junge. Aber als ich seine Kompositionen durchsah, die er mir vorlegte — Lieder in einem zwischen Hugo Wolf und Brahms schwankenden Stil —, erkannte ich sofort, daß er eine echte Begabung hatte. Darum nahm ich ihn als Schüler an, obwohl er damals außerstande war, das Stundenhonorar zu zahlen. Später machte seine Mutter eine große Erbschaft und erklärte Alban, daß er — da sie nun zu Geld gekommen wären — das Konservatorium besuchen könne. Man hat mir erzählt, Alban wäre so außer sich über diese Zumutung gewesen, daß er in Tränen ausbrach und sich erst beruhigen wollte, als seine Mutter ihm gestattete, sein Studium bei mir fortzusetzen.

Er hielt immer getreu zu mir und hat mir diese Treue sein ganzes kurzes Leben hindurch bewahrt. Warum habe ich diese Geschichte erzählt? — Weil ich höchst überrascht war, als dieser sanftmütige, schüchterne junge Mann den Mut hatte, sich auf ein Unternehmen einzulassen, das zum Scheitern verurteilt schien: ‚Wozzeck‘ zu komponieren, ein Drama von so außerordentlicher Tragik, das Musik auszuschließen schien. Und mehr noch: Es enthielt Szenen des täglichen Lebens, die unvereinbar waren mit dem Begriff Oper, die immer noch von stilisierten Kostümen und typischen Charakteren lebte. Das Unternehmen glückte. ‚Wozzeck‘ war einer der größten Opernfolge.

Und warum? Weil Berg, der schüchterne junge Mann, ein starker Charakter war, der seinen Ideen die Treue hielt, genau wie er mir die Treue hielt. . . . Es ist das Zeichen der großen Persönlichkeit, den Glauben an seine Ideen zur eigenen schicksalhaften Bestimmung zu erheben.“

Diesem präzisen, über ein Vierteljahrhundert alten Zeugnis des Lehrers, Freundes und Mitstreiters Arnold Schönberg seien hier noch die Urteile einiger anderer bekannter Musiker hinzugefügt.



So schreibt etwa der Schweizer Dirigent Ernest Ansermet in seinem „Journal de Genève“: „Er war eine Gestalt von seltener Vornehmheit, seltener Erlesenheit, ein Grandseigneur unserer Kunst – unter so vielen Technikern ein Mensch von naturgebundener Wesenheit und unter den Komponisten von heute wohl der echtste Musiker.“

Und Theodor W. Adorno – selbst einst einer von den Schülern Alban Bergs – sagte in seiner Rede über die Oper „Lulu“: „Keine andere Musik aus unserer Zeit ist so menschlich wie die von Berg, und davor erschrecken die Menschen.“

zur Größe erzieht. Sein Können ist unbeschreiblich, vorbildlich, sein Geist elementar und überwältigend. Er hält mich weit über die bestimmte Zeit zurück und spricht mit mir über alles wie zu einem seinesgleichen. Wir gehen auch manchmal nach dem Unterricht gemeinsam in den Schönbrunner Schloßpark spazieren. Er hält sehr viel von mir, und das macht mich überaus glücklich. Ein reizender vornehmer Mensch. Ich besitze seine Jugenddichtung „Hanna“ im Manuskript...“

Diese wenigen Sätze kommen aus unmittelbarer Anschauung und sind daher voll dichten Lebens. Wir spüren aus ihnen die Größe

15.1.23. Die Stunden bei Alban sind das idealste, was man sich vorstellen kann. Ein wirklich großer Mensch und Künstler, der zur Spitze erzieht. Sein Können ist unbeschreiblich, vorbildlich, sein Geist elementar und überwältigend. Er hält mich weit über die bestimmte Zeit zurück und spricht mit mir über alles wie zu einem seinesgleichen. Wir gehen auch manchmal nach dem Unterricht gemeinsam in den Schönbrunner Schloßpark spazieren. Er hält sehr viel von mir und das macht mich überaus glücklich. Ein reizender, vornehmer Mensch. Ich besitze seine Jugenddichtung „Hanna“ im Manuskript.

Aus dem Tagebuch von Herbert Strutz

Der bekannte Geiger Yehudi Menuhin schrieb in einem Brief: „Alban Berg stellt meines Erachtens eine musikalische Parallele zum Kubismus dar: das einzigartige Phänomen eines tief romantischen Menschen – anspruchsvoll und nachsichtig zugleich, wie die ganze Wiener gesellschaftliche Tradition...“

In einem anderen Brief – von Gustav Rudolf Sellner – heißt es: „Das Wunder der beiden Opern Alban Bergs liegt in ihrer revolutionären Kompromißlosigkeit, verbunden mit einer menschlichen Wärme ohne Gleichen. Undogmatisch, frei von jeder Ideologie, fern jeder Askese strömt ihre Musik mit einer Fülle, die sich bis ins Rauschhafte steigern kann, in bestürzender Gewalt – und bleibt dennoch in strengen Formen gebändigt...“

Es gäbe noch viele Zeugnisse berühmter Komponisten, Dirigenten, Sänger, aber auch Musiktheoretiker hinzuzufügen, wie etwa die von Igor Strawinski, Ernst Křenek, Luigi Dallapiccola, Pierre Boulez, Dietrich Fischer-Dieskau u. a. m. aus allen Teilen der Welt.

Aber diese Abhandlung soll sich ja vornehmlich mit den Beziehungen Alban Bergs zu Kärnten beschäftigen. Und so liegt es nahe, einen bekannten, liebenswerten Künstler aus Kärnten zu erwähnen: den am 1. Oktober 1973 verstorbenen Dichter und Komponisten, Literatur- und Musikkritiker Professor Herbert Strutz, der am 15. Jänner 1923, als 21-jähriger Mann, in seinem Tagebuch notierte: „Die Stunden bei Alban Berg sind das Idealste, was man sich vorstellen kann. Ein wirklicher großer Mensch und Künstler, der

und Begeigerungsfähigkeit sowohl des „Schreibers“ und Schülers als auch dessen, der hier beschrieben wird: also des Lehrers und Meisters. Wie denn überhaupt diese handgeschriebenen Tagebücher und Notizen sowie die Korrespondenz, in die mich die verehrte Witwe des Professors Herbert Strutz Einsicht nehmen ließ, besten Aufschluß über die Beziehungen dieser beiden Männer wie auch über die Liebe Alban Bergs zu unserem Bundesland geben. Hierzu kommen die bekannten Bücher des Dichters über Kärnten vor allem der Band „Kärnten auf vielen Wegen“, aus dem wir in der Folge noch einiges zitieren werden.

Den tiefsten Einblick in das Wesen Alban Bergs – in seine private Sphäre, in seinen Alltag also – bekommt man freilich durch seine Frau und Witwe Helene Berg oder, wie sie sich heute zu unter schreiben pflegt: Helene Alban Berg. Sie wohnt noch immer in Wien XIII., Trauttmansdorffgasse 27; in jenem lichten Nobel-Bezirk, in dessen alter Kirche sie am 3. Mai 1911 ihren Mann geheiratet hatte und auf dessen Friedhof er vor 40 Jahren begraben wurde.

Sie ist eine Dame von 90 Jahren, eine ungemein hoheitsvolle Erscheinung mit einem eindrucksvollen Gesicht von noch immer faszinierender Schönheit. Ihre Stimme ist klar, ihre Ausdrucksweise lebhaft und voll Charme. Ihr Erinnerungsvermögen erstaunlich.

Das Zimmer, in welchem sie – in einer Art von hohem Regentensstuhl – ihre Gäste empfängt, ist einer jener typischen Räume, wie sie Künstler und Intellektuelle in den zwanziger und dreißiger Jah-



Helene Berg

ren einzurichten pflegten: mit umfangreicher Bibliothek in hohen, schwarzen Bücherkästen, einem Klavier, vielen Erinnerungsstücken, Bildern und gerahmten Fotografien an den Wänden.

Hier lebt Helene Berg ganz dem Andenken ihres Mannes, des „Meisters“, wie sie ihn im Gespräch oft zu nennen pflegt. Es ist, als wäre die Zeit seit dem 24. Dezember 1935, jenem Tag, an dem er, kurz nach ein Uhr morgens, in ihren Armen gestorben ist, für sie stehen geblieben. Offenbar hat sie seither auch kaum etwas an der Einrichtung ihrer Wohnung verändert, zumindest nicht an deren Arbeitsraum, den Herbert Strutz vor 53 Jahren zum ersten Mal betreten und am 25. Oktober 1922 in seinem Tagebuch so beschrieben hat, wie wir ihn heute noch sehen können; freilich unter Hinzufügung einiger interessanter Einzelheiten, wie das fast lebensgroße, von Arnold Schönberg gemalte Portrait Alban Bergs oder die vielen Bilder von Peter Altenberg, Adolf Loos und Karl Kraus und schließlich Gustav Mahlers erster, auf einem Klosettpapier skizzierter Entwurf zu „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“, der in einem kleinen goldenen Rahmen an einer der Wände hängt.

Ja, die Zeit scheint hier, nach jenem Heiligen Abend 1935, tatsächlich stehengeblieben zu sein. Umso getreuer hat Alban Bergs Witwe aus den arbeits- und ereignisreichen Jahren davor einen kostbaren Schatz an Erinnerungen in unsere Zeit herüber gerettet. Sie entsinnt sich winziger Details und weiß darüber so fesselnd zu berichten, daß man ihr gefesselt zuhört.

Alban Berg, am 9. Februar 1885 in Wien geboren, fühlte sich zeit- lebens eng jener spezifisch österreichischen Atmosphäre verbunden. Er schätzte dieses Land, seine alte Tradition, seine Einwohner, ihre Höflichkeit und ihre sensitiv-skeptische Grundstimmung.

BERG
III. VORDERE ZOLLAMTSSTR. 11
TEL. 153. VIII.
WIEN. *Domestica*

In meinem Zimmer hängt
ein guter Spiegel — er hat vor
mir den quadratischen Lichten
Blicker und wenn ich ihn an
mein Gesicht presse, fällt er
den Ringelstein, der erst
einen Dorer Ringel, den ersten
karme Stern mit einem Stern.
Die Köpfe die da mir getrennt
pflichtet in die fast im Kopf
Laf mich Rotes verachtet, und
mit neid erblickt und riechen
nicht n. friff. Die Pöffer am

Divan der Stuhl am Fenster
sind gleichsam mein Lager
geworden, sie sind nicht
mehr Stücke meines Zimmers
es sind Teile von mir, Helene
Und was ich sonst noch sehe
2. betrachte in meinem Zimmer:
der Spiegel, vor dem ich
die Bücherei pflegt — das
Fenster nicht, das das
Licht in den freigestellen Augen-
blitzern ^{mir} ~~den~~ ersten blinder Fuß in
das ^{von} ~~von~~ ^{unser} ~~unser~~ ^{besten}
Kammer empfindet trägt,

der letzte meine Sommerfrüher
 der immer wieder allein Home
 im Feldergrün liegt --
 die Welt im Lärm -- fließt
 tief über den Berg -- in.
 das liebe, liebe Aufsteigen --
 Steigen ---- alles - alles
ist dein -- -- Wort ist's ein
 Wunder, wo ich selbst so
 so ganz allein Creatur
 geworden bin !!! Dann
 bin ja lange im Lärm und
 selber, ja das geht so weit
 das ich selbst meine Wege
 nur Bunt und als von Dir

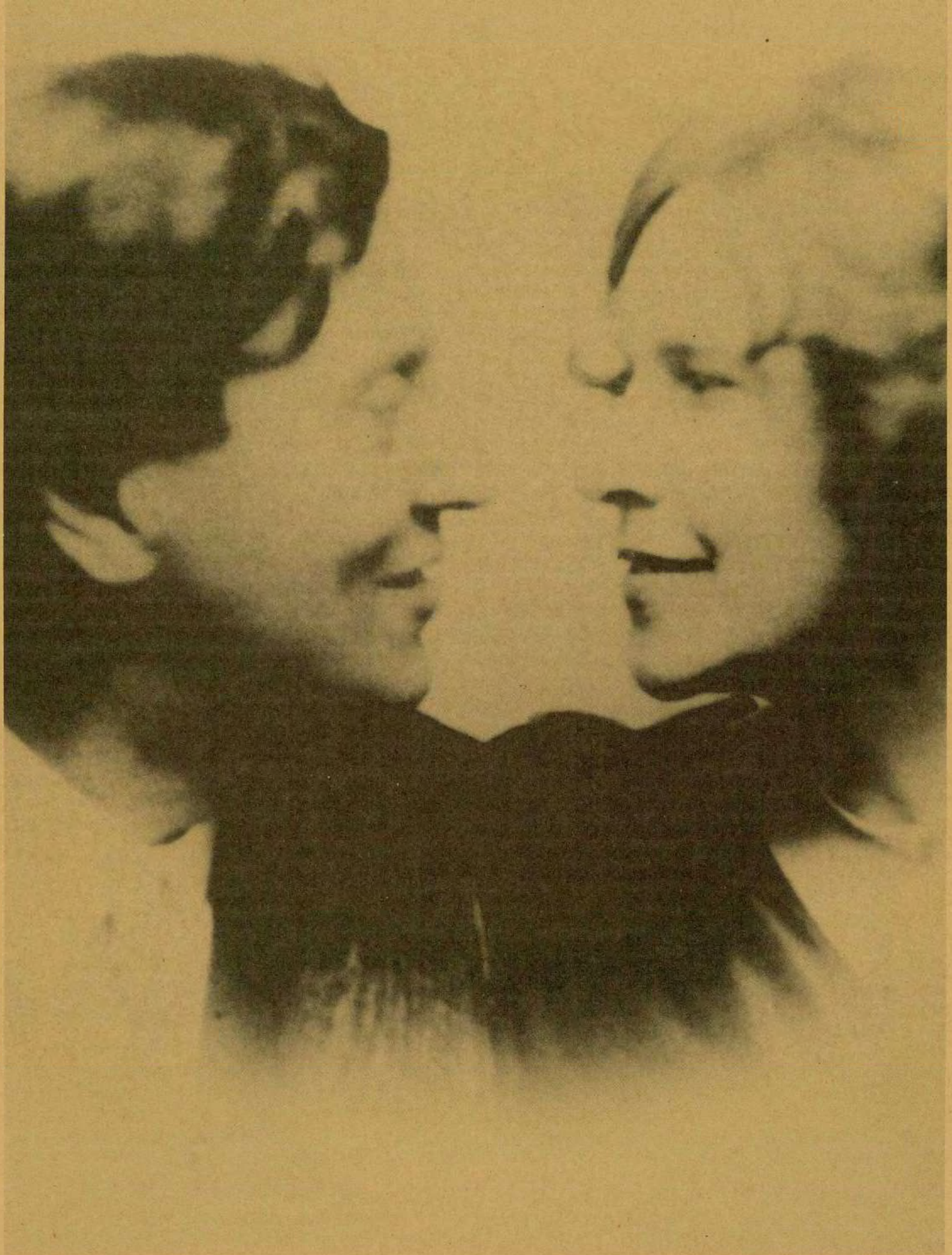
entdecken empfinde. Wenn
 mir das Mohnes bei der
 Anlette die Gedanken zum
 Komponieren kommen --
 als mich das, was uns eine
 Sache wird, und was das Welt
 freies festerer Arbeit ist, so
 dem das erste ursprüngliche
 Gedanke -- ein Thema
 eine Stimmung - ja oft nur
 ein Akkord -- im besten Fall
 aber eine längere Melodie
 dann habe ich immer das Gefühl
 als käme mir das von Dir

zu folgen - als könnte, was
 mich erregen, was ich selbst
 nicht!!! Und es geht's mir
 in allem: Das ist etwas nicht
 Alltagslich, es bildet sich ein
 Lärm, das Schwirren das
 mich durch die Welt versteht --
 das ist in die Mystik einer Welt
 das ist durch die Linien
 kommt in. Nicht lesen meine
 in dem verstandenen Sinn: Wenn ich,
 wenn die Natur mit den Augen
 eine sinnigen Lesens betrachtet

Wenn ich Kompositionen
 Wenn ich Bilder sehe - und
 Wenn ich -----

auf! Ich kann so nicht
 jetzt alles aufzählen, was mir
 durch die Welt geworden ist
 - denn ich bin ja nicht mehr
 ich selber!

Brief an Helene



Alban und Helene Berg



Der „Berghof“ am Ossiacher See

Wie jeder Wiener – von jenem Schlag, den man in unseren Bundesländern offenbar noch immer nicht kennt oder einfach nicht zur Kenntnis nehmen will – war er ein nobler Mann von Welt, der seine Vaterstadt liebte und zwischendurch auch haßte; freilich mit gewissen Einschränkungen, wie wir aus einem undatierten Brief an seinen Freund und Kollegen Anton von Webern erfahren:

„... Ebenso darfst Du, wenn ich über Wien klage, mir nicht zutrauen, daß ich es darum tue, weil es heut modern ist, über Wien zu schimpfen. Wenn ich klage ... so weiß ich immer, daß ich in einer anderen Stadt noch viel unglücklicher wäre und mich gewiß nach Wien sehnen würde. Nur momentan ist mir der Begriff Großstadt so schrecklich, daß ich einerseits über jede Großstadt schimpfen würde, wo ich bin. Andererseits von ihr eben das Letzte und Vollkommenste verlange ... Ich fühle mich nirgends glücklicher als dort, wo von all dem keine Rede ist – am Land! Aber Landbewohner in der Großstadt zu sein, fällt mir schwer!“

So zieht durch sein Leben der ständige Konflikt zwischen Stadt und Land. Denn als schöpferischer Künstler brauchte er einerseits die anregende geistige Atmosphäre der Großstädte mit ihren zahllosen Möglichkeiten zum Besuch von Ausstellungen, Museen, Konzerten und Vorträgen. Brauchte die ihn zwar befriedigende, jedoch anstrengende Arbeit mit seinen Schülern, zu denen, unter anderen, Hans Heinrich Apostel, Bruno Seidelhofer, Willi Reich und Theodor W. Adorno gehörten. Brauchte vor allem aber die gegenseitig befruchtenden Gespräche mit Kollegen und Freunden, wie etwa den Komponisten Arnold Schönberg, Anton von Webern, Alexander Zemlinsky, Gian Francesco Malipiero, Egon Wellesz; den Pianisten Eduard Steuermann, Rudolf Serkin und Eduard Erdmann; den Dirigenten Hermann Scherchen und Erich Kleiber, der am 14. Dezember 1925 in Berlin die denkwürdige Uraufführung der Oper „Wozzeck“ leitete; dem Architekten Adolf Loos; den Schriftstellern Karl Kraus, Franz Werfel, Gerhart Hauptmann und dem Dichter Peter Altenberg, mit dem Alban Berg ein inniges Verhältnis zur Natur verband, eine tiefe seelische Verwandtschaft, die ihn anregte, einige von dessen Texten zu Liedern zu vertonen.

Bedurfte er also auf der einen Seite eines gleichsam dichtereren Lebens und all jener anregenden Wirkungen, wie sie eben nur eine Großstadt zu vermitteln vermag, so flüchtete er doch andererseits immer wieder aufs Land, um sich hier, in Stille, Abgeschiedenheit und ohne Ablenkung, ganz seiner schöpferischen Tätigkeit, dem Komponieren, widmen zu können und in den Schaffenspausen mit seiner Frau oder allein weite Spaziergänge zu unternehmen.

„Aufs Land“ aber bedeutete für Alban Berg, entweder auf das Gut seiner Schwiegereltern in Trahütten am Fuße der Koralpe bei Deutsch-Landsberg in der Steiermark oder – noch lieber und häufiger – nach Kärnten zu fahren. Denn gerade diesem südlichsten Bundesland fühlte er sich seit jeher am innigsten verbunden.

Schon als Kind verbrachte er mit seinen Eltern und seinen drei Geschwistern – den beiden älteren Brüdern Charley und Hermann und der jüngeren Schwester Smaragda – die Ferien im „Berghof“, dem Familienbesitz am Ossiacher See. Hier wurde, ebenso wie in Wien, im Kreise der Geschwister viel musiziert. Denn der Bruder Charley hatte eine ausgebildete Stimme, und die Schwester begleitete ihn am Klavier. Und hier entstanden die ersten rund 140 Lieder des 14 und 15 Jahre jungen Alban, die allerdings bis heute noch nicht veröffentlicht wurden. Von hier aus unternahm die Familie aber auch Ausflüge in die nahe und weitere Umgebung, die sich tief in Albans empfängliches Gemüt eingepreßt haben. So erinnert sich der Dreißigjährige in einem Brief an Anton von Webern noch sehr lebhaft an eine Fahrt nach Bleiberg:

„... Das mit dem Bergwerk hat für mich ungeheuren Reiz. Erzähle mir davon. Ist das was Großes, wo man stundenlang unter der Erde in verzweigten Gängen gehen kann? Ich war einmal im Bleiberg Bergwerk, das hat mir einen solchen Eindruck gemacht, daß ich ein ganzes Bergwerkdrama geschrieben hab ... Bevor ich komponierte, wollte ich überhaupt Dichter werden ...“

Wir ersehen aus diesem Zitat, daß Alban Berg keines von jenen musikalischen Wunderkindern war. Vielmehr schwankte er lange, ein „Tastender! Nichts findender Sucher!“ – wie er von sich selbst behauptete, als er im Jahre 1903 bei der Matura versagte; und zwar

paradoxerweise im deutschen Absatz. Denn gerade er, der gemein viel las, sollte später zu einem glänzenden Stilisten werden. Als er, ein Jahr später, die Matura bestanden hatte, zog er sich für eine Weile nach Kärnten auf den „Berghof“ zurück. „Ich fühle“, schreibt er, „die Sehnsucht nach den höchsten Spitzen der Schneeberge — nach klarer Eisesluft — dort wo man das Gefühl hat, man brächte keine Lüge über die Lippen...“, und er genoß diese langen Ferien, vor allem deren erste Tage: „...ausgesprochenes Nichtstun: fleißig baden... Gesicht und Hände bräunen, essen und trinken. Goethes Briefe an Frau von Stein fortgesetzt. — Moderne deutsche Lyrik studiert (was recht unterhaltsam ist)...“

Im Herbst des gleichen Jahres trat er, zunächst unbesoldet, als Rechnungspraktikant in den Dienst der Niederösterreichischen Stadthalterei, um sich, auf Wunsch seiner Mutter, auf eine gesicherte k. k. Beamtenlaufbahn vorzubereiten. Ein Beruf, zu dem er gewiß nicht geboren war, zu dem ihn vielmehr die bedrückende wirtschaftliche Lage der Familie — nach des Vaters frühem Tod im März 1900 — zwang. Aber im gleichen Jahr fand auch jene für seine Entwicklung so entscheidende Wende statt, indem er — übrigens auf Initiative seines Bruders Charley — Arnold Schönberg kennenlernte. Er wurde für ihn jenes große Urbild des Meisters, Lehrers und Freundes, dessen die meisten Künstler in ihrer Jugend bedürfen, um ihren eigenen Weg zu finden.

Schönberg unterrichtete ihn zunächst kostenlos. Bis eine Erbschaft Alban Berg von dieser Belastung befreite. In all der Zeit begann sich sein Stil zu festigen. Zahlreiche Lieder nach Texten deutscher Dichter, wie etwa Rilke, Storm, Gerhart Hauptmann, Lenau, Hebel u. v. a., entstanden. Dazu eine Fuge für Streichquintett und Klavier, Zwölf Klaviervariationen über ein eigenes Thema, die Sonate für Klavier op. 1, Vier Lieder für eine Singstimme mit Klavier op. 2, das Streichquartett op. 3 und Fünf Orchesterlieder nach Ansichtskartentexten von Peter Altenberg op. 4.

1910 war diese Periode der strengen Lehre, die sechs Jahre gedauert hatte, zu Ende. Die Freundschaft dieser beiden Männer aber blieb, abgesehen von vereinzelt Trübungen, erhalten, ebenso wie jene mit Anton von Webern.

Unterdessen hatte Alban Berg Helene Nahowski, seine spätere Frau, kennengelernt. Bezeichnenderweise fand ihre erste Begegnung auf der Galerie der Oper in Wien statt, wo beide sozusagen zum Stammpublikum gehörten. Man hegt in unserem rationalen und rasanten Zeitalter eine gewisse Scheu vor dem Begriff „große Liebe“. Hier aber ist er durchaus angebracht. Dafür sprechen sowohl die Zeugnisse Helenes wie auch die 569 veröffentlichten Briefe Alban Bergs, ein ungemein persönliches, für die Kenntnis des Menschen und Künstlers gleichermaßen wesentliches Dokument.

Es versteht sich, daß der gutbürgerliche und wohlhabende Vater dieses Mädchens zunächst gegen eine Ehe „mit einer so fragwürdigen Existenz... nicht einmal eine fixe Anstellung“ sich mit aller Energie stemmte. Es versteht sich aber auch, daß Alban Berg, der so viele Kräfte in sich fühlte, den Hinweis seines künftigen Schwiegervaters, der Bräutigam von Helenes Schwester besitze eine Fabrik, mit den bitteren Worten zurückwies: „Ich habe meine mit den neuesten Errungenschaften und der größten Leistungsfähigkeit versehene Fabrik in meinem Kopf.“ Eine ähnlich stolze Reaktion ist uns von Beethoven erhalten, der die Unterschrift seines anmaßenden Bruders: „Nikolaus Johann, Gutsbesitzer“ mit den Worten: „Ludwig van Beethoven, Hirnbesitzer“ parierte.

Die Ehe kam dennoch zustande; freilich unter der vom Schwiegervater gestellten Bedingung, daß die beiden konvertieren und sich protestantisch trauen lassen mußten, damit die Möglichkeit einer Scheidung offen blieb. Nachdem aber Nahowski im Lauf der Jahre seinen Schwiegersohn immer lieber gewonnen hatte, wurde die am 3. Mai 1911 erfolgte protestantische Eheschließung im Jahre 1915 nach katholischem Ritus wiederholt.

Es waren Jahre intensiven Schaffens. Auf die Altenberg-Lieder folgten die vier Stücke für Klarinette und Klavier op. 5, drei Orchesterstücke für großes Orchester op. 6 und endlich die große Oper „Wozzeck“ in drei Akten nach dem Drama „Woyzeck“ von Georg Büchner. Der erste Plan zu diesem ungeheuren, selbst seinen Lehrer Arnold Schönberg befremdenden Vorhaben tauchte bereits im Mai 1914 auf. Die Texteinrichtung beendete er im Sommer 1917, und unmittelbar danach begann er mit der Komposition, die er 1920 zum Teil und deren letzte Instrumentierung er im April 1922 abschloß.

Dieses strenge, unheimlich differenzierte, zugleich revolutionäre und doch aus tiefer Tradition entstandene Werk trat nun einen Siegeszug an, von dem Alban Berg selbst in seinen kühnsten Träumen nichts geahnt hatte. Wir erwähnten bereits die Uraufführung am 14. Dezember 1925 an der Berliner Staatsoper unter deren Generalmusikdirektor Erich Kleiber, der sich zur Annahme dieser Oper entschlossen hatte, „und wenn es mich meine Stellung kostet!“

Es folgten Aufführungen in anderen deutschen Städten. Dann in Prag, in Leningrad, in Wien, Zürich, Brüssel, London, New York... Ja, in Philadelphia brachten eigene Sonderzüge, deren Lokomotiven mit der Aufschrift „Wozzeck“ versehen und mit Blumen und Fahnen geschmückt waren, die Zuhörer zur aufsehenerregenden Aufführung unter Leopold Stokowsky im Jahre 1931.

Bei vielen dieser ersten Aufführungen war Alban Berg selbst zugegen und hielt seinen faszinierenden, ursprünglich für die Neueinstudierung der Oper in Oldenburg im Jahre 1929 verfaßten „Wozzeck-Vortrag“. Und manche dieser Aufführungen wurde zunächst noch konzertant veranstaltet. Heute aber zählt dieses Werk zu den wenigen nach 1918 uraufgeführten Opern, die zum sicheren Bestand des internationalen Opernspielplans in allen Kontinenten geworden sind.

Den ersten Triumphen folgten naturgemäß die ersten Ehrungen. So wurde Alban Berg am 30. Jänner 1930 zum Mitglied der Preußischen Akademie der Künste ernannt. Im selben Jahr wurde ihm der Preis der Stadt Wien verliehen. Nicht ohne Ironie und leise Bitterkeit über solche Auszeichnungen schreibt er seinem Freund Anton von Webern in einem Brief vom 10. Februar 1930:

„... Dank Dir auch für Deine Glückwünsche zum ‚Akademiker‘. Wie es kam, weiß ich selbst nicht, ich erfuhre aus der Zeitung bzw. von Paul Stefan, der es in der Zeitung gelesen hatte. Eine Berufung ist damit nicht verbunden. Trotzdem habe ich mich sehr darüber gefreut, besonders wegen Wien, d. h. Österreich, das uns ja bekanntlich seit Jahren mit Ehrungen und Stellungen überhäuft...“ Kurzum, Alban Berg wurde endlich „entdeckt“, indes er sich — wie es sich bei jedem intensiv schöpferischen Menschen zu verhalten pflegt — schon längst in neue Bereiche seiner Kunst begeben hatte. So schloß er 1925 sein „Kammerkonzert für Klavier und Geige mit dreizehn Bläsern“ ab und die zweite Fassung des Liedes „Schließe mir die Augen beide“ nach einem Gedicht von Theodor Storm. (Die erste Fassung wurde 1909 komponiert.) Im gleichen Jahr entstand die „Lyrische Suite“, 1929 „Le Vin / Der Wein“, jene berühmte, für die Wiener Sängerin Ružena Herlinger geschaffene Konzertarie mit Orchester nach einem Gedicht von Baudelaire in der deutschen Übertragung von Stefan George; und ein Jahr später ein vierstimmiger Kanon, dessen Uraufführung am 1. Februar in Frankfurt am Main stattfand.

Es war dies eine Reihe subtiler, in gleichem Maße tief empfundener wie feinst geschliffener musikalischer Edelsteine, die bis heute nichts an Originalität verloren haben.

In all dieser Zeit aber beschäftigten Alban Berg, zunächst noch untergründig, die Tragödien „Erdgeist“ und „Die Büchse der Pandora“ von Frank Wedekind. Beide Stücke — vor allem das zweite, zu dem übrigens Karl Kraus bei der von ihm persönlich veranstalteten Premiere in Wien am 29. Mai 1905 einen einleitenden Vortrag hielt — erregten Anstoß bei der öffentlichen Moral, obgleich ihr Verfasser in nicht weniger als drei Prozessen vom Vorwurf der Unsitte freigesprochen worden war. Den damals zwanzigjährigen Alban Berg, der dieser denkwürdigen Premiere beigewohnt hatte, bei der Mathilde Newes (die spätere Frau Frank Wedekinds) sowie Egon Friedell und Adele Sandrock mitwirkten, ließ dieser Stoff seither nicht mehr los. Bis er sich im Frühjahr 1928 entschloß, ihn zu vertonen.

Es war keine leichte Aufgabe, sowohl musikalisch als auch vom dramaturgischen Aufbau her; galt es doch, aus zwei in sich geschlossenen Stücken — das erste: vier, das zweite: drei Akte — ein neues Stück von drei Akten zu bauen, das wiederum in sich geschlossen sein sollte. Alban Berg löste diese Aufgabe mit sicherem Griff. Die daraus geformte neue Oper mit dem Titel „Lulu“ entstand, ebenso wie sein letztes Werk, das große „Violinkonzert — Postludium in Excelsis“, ausschließlich in Kärnten in seinem geliebten „Waldhaus“ am südlichen Ufer des Wörther Sees, ehe er am 12. November 1935, todkrank, nach Wien zurrückkehrte, wo er kaum anderthalb Monate danach starb.

Erdgeist

I. Akt. Maleratelier, in welchem Dr. Goll, der Mann Lulus, der Schlag trifft.

II. Akt. Wohnung Lulus und ihres 2. Gatten, des Malers, der sich selbstmordet.

I. Akt. 3 Bilder.

III. Akt. Theatergarderobe der Tänzerin Lulu, der Schön die Ehe verspricht.

IV. Akt. Wohnung Schöns, der von Lulu ermordet wird. Sie selbst wird verhaftet.

Nach 10jähriger Haft aus dem Gefängnis von Alwa (dem Sohn Schöns) und der Geschwitz befreit, kehrt Lulu im

II. Akt. 1. Bild getrennt durch ein großes Zwischenspiel.

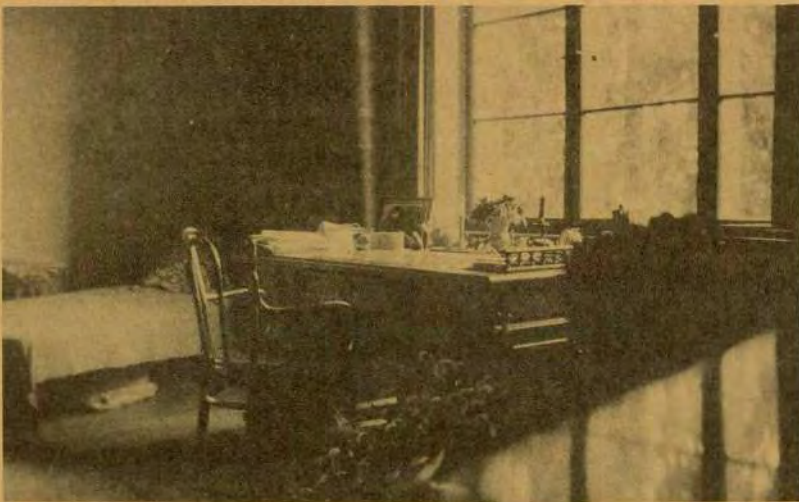
Die Büchse der Pandora

I. Akt wieder in die Wohnung Schöns (Bild wie zuvor) zurück. Sie wird die Geliebte Alwas.

II. Akt. Spielkasino in Paris. Lulu muß fliehen.

III. Akt. 2 Bilder.

III. Akt. In der Dachkammer in London.



Das Arbeitszimmer im „Waldhaus“

Bevor wir das „Waldhaus“ besuchen, wollen wir noch einmal darauf hinweisen, wie innig ihr Schöpfer – dieser noble, ungewöhnlich hochgewachsene Mann, von dem Hans W. Heinsheimer von der Universal-Edition einmal meinte, er habe sich stets „etwas nach vorn geneigt gehalten, als wolle er sich auf elegante und bescheidene Weise seiner Umwelt gegenüber verbeugen“ – mit Kärnten verbunden war, und wie er und seine Frau in den Besitz ihres „Waldhauses“ kamen.

Wie schon erwähnt, hatte Alban Berg seit seiner Kindheit die Ferien und später auch seine Urlaube auf dem „Berghof“, dem Familienbesitz seiner Eltern am Ossiacher See, verbracht. Ja, selbst in den Kriegsjahren, in denen er zunächst in Ungarn seinen Dienst versah, bald aber wegen seines hartnäckigen Asthmaleidens (das ihn übrigens schon seit seinem fünfzehnten Lebensjahr heimsuchte) ins Kriegsministerium nach Wien versetzt wurde, selbst in jenen wirren Jahren, in denen er mancherlei Erfahrung für seinen „Wozzeck“ sammeln konnte, flüchtete er, wenn sich die Gelegenheit bot, an seinen vertrauten Ossiacher See. Und als der Krieg zu Ende war, sah er sich sogar genötigt, den „Berghof“ zwei Jahre lang

selbst zu bewirtschaften. Bis dieser Besitz nicht mehr zu halten war, im Jahre 1921 verkauft werden, und man für die Urlaube in einer benachbarten Fabrik ein Quartier suchen mußte und auch fand. Freilich, man war nun nicht mehr Herr im eigenen Haus, und so verbrachte man die Sommermonate wieder häufiger in Trahütten in der Steiermark. Als aber der „Wozzeck“ zu einem so unerwartet großen Erfolg wurde – und zwar auch in finanzieller Hinsicht –, sah sich Alban Berg mit einem Mal in der Lage, seinen alten Traum zu erfüllen und ein eigenes Haus in Kärnten zu erwerben.

Es war das „Waldhaus“, eine in jenen Tagen ziemlich verwahrloste Villa ländlichen Stils, die dem Ehepaar Berg bei einer Versteigerung im Jahre 1932 zugesprochen wurde und ab dem Jahre 1933 zum ständigen Aufenthalt für Alban Berg werden sollte.

Es liegt in Auen am Südufer des Wörther Sees, schon weit gegen Velden zu, auf einem kleinen, bewaldeten Hügel, schräg gegenüber der Ortschaft Saag. Das Ufer wölbt sich hier ein wenig vor, „wodurch“, wie Herbert Strutz diese Gegend beschreibt, „jenseits der Uferstraße dem Besitz ein kleiner Badeplatz im Schatten einer Birke und einiger Fichten gewonnen ist. Das im Stil eines Landhauses des vorigen Jahrhunderts erbaute Haus steht also nahe der Straße, gegen die es aber der erhöhte Standort und ein dichter Busch- und Baumkranz abschirmt, während sich ihm hanghin eine sanft ansteigende Wiese vorlagert. Ein haselgesäumter Weg strebt vom benachbarten ‚Paulinenheim‘ dem Haus zu und weiter bergan, vorbei an dem versteckten, zum Teil von einem offenen Holzgang im Obergeschoß gesäumten und von dichten Blätterränken umsponnenen Tuskulum, aus dem die Fenster von Bergs Arbeitszimmer nach Nordwest schauen. Der Eingang in das Haus befindet sich aber an der Südseite. Dort führt eine Holzterrasse aus einem geräumigen Vorhaus in den Oberstock. Die Stiege begleiten etliche phantasievolle, im Stil der Sezession gezeichnete und gemalte Bilder von Bergs Schwager Nahowski. Und dann öffnet sich die Tür in den Arbeitsraum: hier steht der Flügel des Komponisten unter einer großen Reproduktion von Michelangelos ‚Erschaffung des Menschen‘ und blickt Arnold Schönberg, der Lehrer Bergs, aus einem kleinen Bildchen von der Wand.“

„In diesem Zimmer“, fährt Herbert Strutz fort, „erklang erstmals, was Berg in seinen letzten Lebensjahren schuf. Mir ist sonderbar zumute, da ich es betrete, und es drängt mich seltsam, meine Hand auf das verstummte Klavier zu legen und dies und das zu berühren: die Totenmaske, die Gustav Mahlers Tochter Anna dem Verstorbenen abnahm, sowie Noten und Bücher ...“



Das „Waldhaus“ in Auen b. Velden a. Wörther See

Es hat sich nicht viel verändert seit jenen Tagen, an welchen Herbert Strutz dieses Haus seines einstigen Lehrers und seine Umgebung in den eben zitierten Sätzen beschrieben hat. Die Bäume sind höher geworden, die Sträucher dichter, da und dort auch gerodet. Der Verkehr auf der Straße, die ein wenig tiefer liegt, hat zugenommen. Und die Inschrift „Waldhaus am See“ ist seither wohl noch ein wenig mehr verblaßt.

Blickt man aber von diesem stillen Flecken am Südufer über den Wörther See nach Norden, wie es Alban Berg oft getan haben mag – sei es nun aus dem Fenster seines Arbeitszimmers oder auf einem seiner Spaziergänge –, so fällt einem ein anderer Absatz aus dem gleichen Buch von Herbert Strutz ein:

„Wahrhaftig, es ist ein unwahrscheinlich schönes Bild, eine Landschaft, deren Harmonie den Menschen zutiefst in seine eigenen Seelengründe hineinführt. Und so mag es nicht nur einem Zufall zu danken sein, daß sich zwei der bedeutendsten österreichischen Komponisten der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts am Südufer des Wörther Sees ansiedelten: Gustav Mahler in Maiernigg und Alban Berg, der im Herbst 1932 in Auen bei Velden das ‚Waldhaus am See‘ erwarb. Er arbeitete dort alljährlich vom Frühling bis zum Herbst an seiner Oper ‚Lulu‘, verbrachte hier auch den Winter 1933/34 und komponierte im ‚Waldhaus‘ vom Februar bis zum August 1935 das ‚Dem Andenken eines Engels‘ gewidmete Violinkonzert, zu dem ihm eine Anregung des amerikanischen Geigers Louis Krasner äußerer Anlaß, jedoch der ihn zutiefst ergreifende Tod der achtzehnjährigen Manon Gropius innerer Antrieb war.“

Alban Berg arbeitete an diesen beiden letzten Werken mit einer geradezu besessenen Schaffenskraft, die sich – wie man es bei Künstlern zuweilen antrifft – in einem seltsamen Widerspruch zur rapiden Abnahme seiner körperlichen Vitalität verhielt. Auch erfüllte ihn die politische Entwicklung in Deutschland mit wachsender Sorge. Denn unter einem Hitler war für eine Musik, wie er sie aus

innerstem Antrieb komponieren mußte, kein Platz. Zudem war Arnold Schönberg im Oktober 1933 in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Er sollte weder Alban Berg noch Anton von Webern wiedersehen.

Unter solch bedrückenden Umständen schöpferisch zu arbeiten, fiel gewiß nicht leicht. Aber Alban Berg meisterte diese Lage. Denn er war – wie wir eingangs von Arnold Schönberg erfuhren – „ein starker Charakter, der seinen Ideen die Treue hielt...“, und, wie es am Ende dieses Zeugnisses heißt, „es ist das Zeichen der großen Persönlichkeit, den Glauben an seine Ideen zur eigenen schicksalhaften Bestimmung zu erheben.“

Andererseits waren die äußeren Umstände ja gar nicht so ungünstig. Fern von der Turbulenz der Großstadt, entbunden von der Pflicht, Schüler zu unterrichten, ohne sonderliche Ablenkung, nur selten Besuche, allein mit seinem Werk und seiner Frau, mit der er so manche Passage vierhändig am Klavier gleichsam erprobte... Hier ließ es sich gut leben und gut arbeiten; in dieser Landschaft, die ihm von Kind an vertraut war und die auf musikalische Gemüter offenbar eine befruchtende Wirkung ausübt. Denn nicht nur Alban Berg und Gustav Mahler haben sich hier niedergelassen, sondern auch, über ein halbes Jahrhundert zuvor, der große norddeutsche Komponist Johannes Brahms, der diese Gegend den „Eingang zum Schönsten und Großartigsten“ nennt und in einem Brief berichtet: „Erzählen will ich, daß ich hier in Pörschach am See ausstieg mit der Absicht, den nächsten Tag nach Wien zu fahren. Doch der erste Tag war so schön, daß ich den zweiten durchaus bleiben mußte, der zweite aber so schön, daß ich fürs erste weiter bleibe... ja, der Wörther See ist ein jungfräulicher Boden, da fliegen die Melodien, daß man sich hüten muß, keine zu treten...“ Alban Bergs Tagelauf begann, auch wenn es am Abend zuvor spät geworden war, pünktlich um halb acht mit dem Frühstück im Bett, einer für ihn „sakralen Handlung“. Dann Komponieren am Klavier

Ein Tierbändiger (in einem roten
 Mantel, welcher dem Publikum
 zeigt, wie sie sich verhalten sollen)
 tritt als der Vorführer, aus dem Käfig herauf.
 Her-empfangt in die Menagerie,
 den stolzen Hirschen, der Lebenslustigen Frauen,
 mit keifer Heilart, und mit kaltem
 Da die Besessene nicht zu zähmen,
 gebändigt durch das menschliche Genie.

Zwei Partiturseiten aus der Oper „Lulu“

Comodo

♩ = 70

10

Handwritten musical score for strings and woodwinds. The score includes staves for Violin I (Vcl. I), Violin II (Vcl. II), Viola (Vcl. III), Violoncello (Vcl. IV), and Bassoon (Fag.). The music is in a common time signature (C) and features complex rhythmic patterns with many accidentals. Dynamics include *mf*, *mp*, and *pp*. There are also performance markings such as *arco* and *rit.*

Comodo

♩ = 70

Handwritten musical score for voice and piano. The voice part is in a common time signature (C) and includes the lyrics: "Was geht ihm die Seele mit Jammerquiden - / Heil'gen, die so viel geistlich Luthen, An klaren Pfann-geruchliche Mütchen Kühlen Und abzugeten in Ge-". The piano accompaniment is in a common time signature (C) and features complex rhythmic patterns with many accidentals. Dynamics include *mf*, *pp*, and *ppp*. There are also performance markings such as *arco* and *rit.*

Handwritten musical score for strings and woodwinds. The score includes staves for Violin I (Vcl. I), Violin II (Vcl. II), Viola (Vcl. III), Violoncello (Vcl. IV), and Bassoon (Fag.). The music is in a common time signature (C) and features complex rhythmic patterns with many accidentals. Dynamics include *mf*, *pp*, and *ppp*. There are also performance markings such as *arco* and *rit.*

Handwritten text and a small logo at the bottom left corner.



Alban Berg
 „Waldhaus“ 10.2.34 Tauern
 In Auen am Dank, liebe Smaragda,
 Wörthersee für Deine Glück-
 Post. Valsen wünsche in der
 Österreich

Angewandte Musik, may den mit uns pro-
 reißt saßern. Du hast ge-
 niß und bis viel zu erziehen
 Dein Unterspinn von uns, deren
 Liederstücken mit ein paar Worten
 ein riffer ff: Eis, Schnee,
 Arbeit, Vogelfütterung, Radio:
 Les Kide da i. Anne erwartet
 von uns! Dan sein

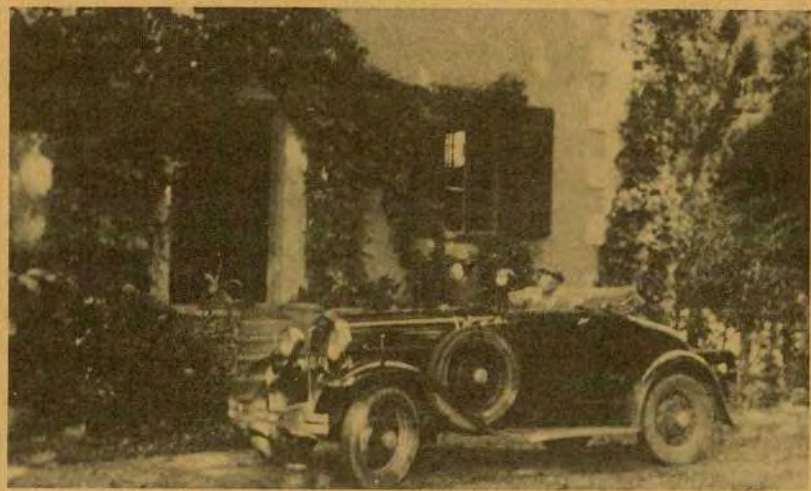


Mein Smaragda
 Eger-Berg
 Wien VI

Linke Wienzeile MS
 483/8-4

Karte Alban Bergs an seine Schwester Smaragda

bis mittag. Baden im See. Mittagessen und eine Stunde Ruhe, ehe er weiterarbeitete. Am späteren Nachmittag unternahm man gewöhnlich Wanderungen oder Spazierfahrten im geliebten englischen Kabriolett, von dem er sagte: „Mein Ford ist sehr brav, ich hoffe als Fahrer bald seiner würdig zu werden.“ Obgleich er die Fahrprüfung bestanden hatte, ließ er doch gerne seine Frau ans Steuer, saß neben ihr, den Notizblock auf den hohen Knien, blickte um sich und – komponierte. Die Arbeit ging ihm rasch und leicht von der Hand. Die unvollendete „Lulu“ und sein „Violinkonzert“ wurden seine reifsten Werke. Es gäbe noch viel über ihn zu berichten: Über seinen Charme, sein



Zum Start bereit. Der Ford der Familie Berg vor dem „Waldhaus“

Der Komponist als Lebensretter. Eine Trobe großer Geistesgegenwart legte der Wiener Komponist Alban Berg ab, der in Berlin eingetroffen ist, um in der Staatsoper der Aufführung seiner Oper „Wozzeck“ beizuwohnen. Alban Berg wurde auf dem Untergrundbahnhof Friedelshof von einer Frau darauf aufmerksam gemacht, daß auf den Schienen am Eingang eines Tunnels ein Mann liege, der in Gefahr war, von einem herannahenden Zuge überfahren zu werden. Kurz entschlossen sprang der Komponist vom Bahnsteig auf die Schienen, und mit Ausbietung aller seiner Kräfte gelang es ihm, im letzten Augenblick den Mann von den Schienen fortzureißen und in Sicherheit zu bringen. Wenige Sekunden später bräuste schon der Zug über diese Stiege hinweg. Ob der Mann, der von dem mutigen Komponisten gerettet wurde, Selbstmord verüben wollte oder einen Unfall erlitten hatte, ist nicht festgestellt.

Aus der „Berliner Morgenpost“ vom 11. Dezember 1925

spöttisches Lächeln, seine Fußballleidenschaft, die man gut versteht, lebte er doch in der Zeit des österreichischen „Wunderteams“, seine starke Beziehung zur Natur, die wir so eindringlich im „Wozzeck“ in der Szene am Teich spüren. Wie so viele Komponisten war er ein großer Vogelfreund. An einem Fenster seines „Waldhauses“ hatte er ein Vogelbuffet eingerichtet und fütterte jeden Morgen seine Vögel mit Polenta. Er war ein gläubiger Katholik, ein toleranter, allem Echten aufgeschlossener Mann, ein treuer Freund. Und er hat drei Menschen das Leben gerettet. Über einen dieser „Fälle“ berichtete die „Berliner Morgenpost“ am 11. Dezember 1925, also drei Tage vor der Uraufführung seines „Wozzeck“ unter Erich Kleiber. Wie bereits erwähnt, war er ein glänzender Stilist. Seine Briefe und seine in Zeitschriften abgedruckten Analysen sind wertvolle Dokumente zur Entwicklungsgeschichte der Musik. Übrigens entstand die Oper „Lulu“ aus einem jener sogenannten Zufälle, dem



Alban Berg. Portrait von Emanuel Fohn.
(Im Besitz von Sophie Fohn.)



Alban Berg. Portrait
von Arnold J.
Clementschitsch.
(Im Besitz der
Stadt Villach.)

wir so manches große Kunstwerk zu verdanken haben. Ursprünglich wollte Alban Berg ja Gerhart Hauptmanns „Und Pipa tanzt“ vertonen. Er hatte sich bereits eine Okarina angeschafft sowie eine Anleitung, sie zu spielen, und hatte das Szenarium zurechtgelegt. Doch scheiterte sein Vorhaben an den Bedingungen des S.-Fischer-Verlages. Gerhart Hauptmann, den er später kennenlernte, hat zutiefst bedauert, daß „seine Pipa“ nicht von Berg vertont wurde. Denn er „hätte das mit dem Fischer-Verlag schon ins reine gebracht“.

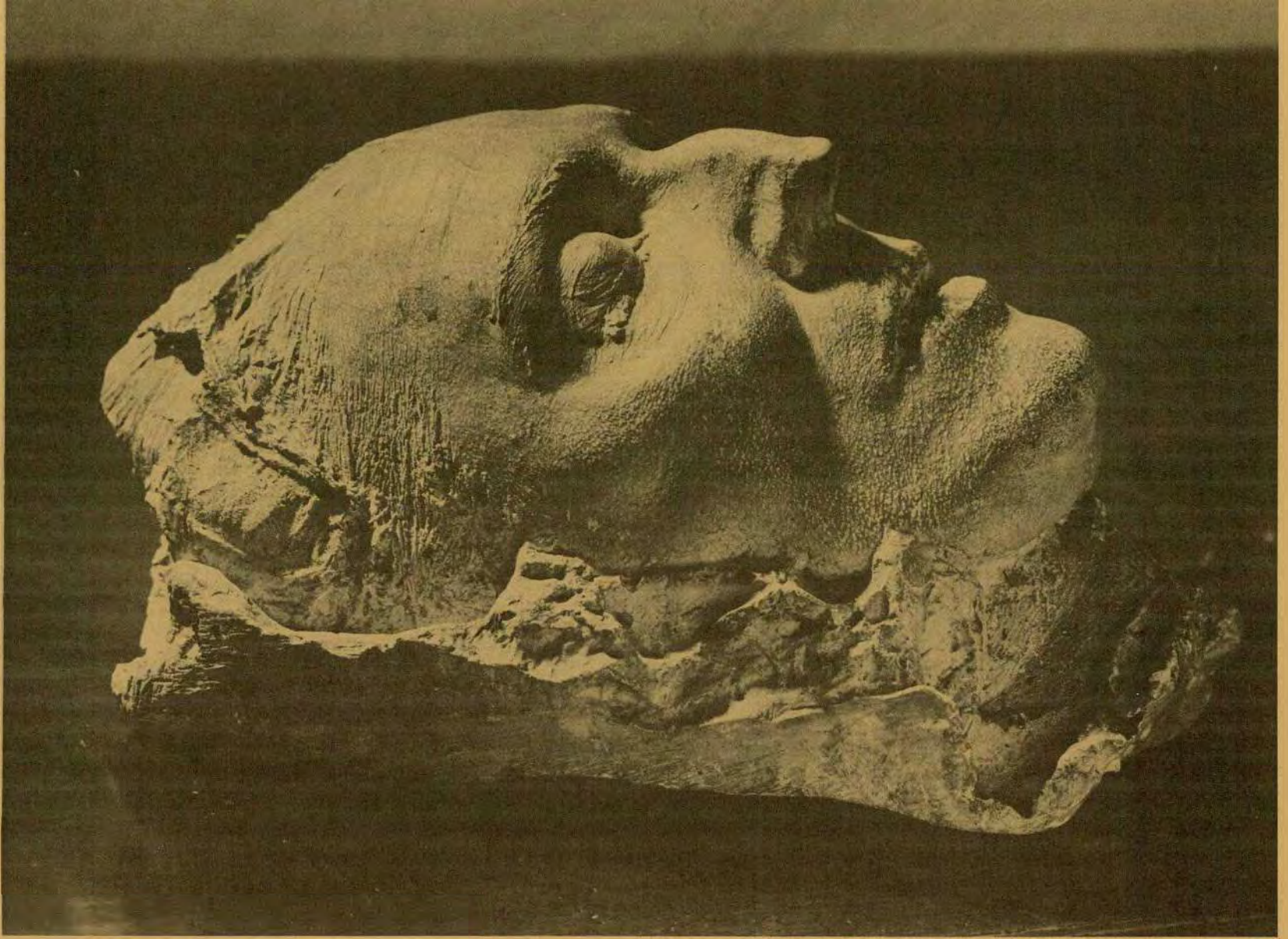
Bemerkenswert ist es auch zu erfahren, daß Alban Berg in Kärnten portraitiert wurde; und zwar von Emanuel Fohn und, zweimal, von dem großen alten Maler, Lehrer und expressionistischen Lyriker Arnold J. Clementschitsch.

Für die junge Generation von Komponisten und Musikhistorikern aber hat Helene Berg 1955 die „Alban-Berg-Stiftung“ gegründet, zu der 1969 in Brüssel noch ein „Alban-Berg-Seminar“ hinzukam. Beide Institutionen sollen, lediglich aus Tantiemen finanziert, der Pflege seines Werkes und seines Nachlasses dienen.

Ein nobles Vermächtnis, für das die Musiker von heute und morgen Frau Helene Berg ebenso Dank schulden wie ich persönlich für die vielen Einzelheiten über Alban Bergs Leben, die ich durch sie erfahren habe. Mein Dank gilt aber auch Willi Reich und Hans



Alban Berg, Portrait von Arnold J. Clemensschitsch. (Im Besitz von Alfons Schiberth.)



Totenmaske. (Im Besitz von Fritz Wotruba.)

Ferdinand Redlich, den beiden bekanntesten Biografen, sowie Volker Scherliess, dessen ausgezeichnete rororo-Monographie über Alban Berg mir ganz besonders wertvolle Dienste leistete.

Als Herbert Strutz sein erstes Buch veröffentlicht und an Alban Berg geschickt hatte, schrieb ihm dieser am 11. April 1931:

„Lieber Herbert Strutz. Ihr Buch hat mir viel Freude gemacht. Offen gesagt, ich habe Ihnen das gar nicht zugemutet. Allerdings habe ich Ihre literarische Entwicklung ja nur lückenhaft verfolgen können ... und so erklärt sich meine Verwunderung, daß Sie plötzlich so viel und auf ein so hohes Niveau gelangt sind, wie das zweifellos Ihr ‚Wanderer im Herbst‘ aufzeigt. Ich gratuliere Ihnen herzlich dazu und grüße Sie schönstens Ihr Alban Berg.“

Schließen wir mit der letzten Begegnung dieser beiden Männer, wie sie Herbert Strutz in seinem Buch „Kärnten auf vielen Wegen“ beschrieben hat:

„Damals traf ich Alban Berg, bei dem ich etliche Jahre zuvor Komposition studiert hatte, zufällig in der Nähe des Waldhauses. Völlig überrascht standen wir einander plötzlich gegenüber, da Berg nichts von meinem und ich nichts von seinem Kärntner Aufenthalt wußte. Ich höre ihn noch die Landschaft loben und ihn etwas über ihre anregende Wirkung sagen, sehe seine feingeprägte Hand mir einige Punkte in der Umgebung zeigen, erfahre aber auch, daß ihm augenblicklich ein durch einen Insektenstich verursachter Karbunkel arg zu schaffen mache. Tatsächlich war seinem Gesicht ein leidender Zug um die Augen und den Mund eingezeichnet, den ich vorher

in solcher Schärfe niemals wahrgenommen hatte. Während er an der Straße in seinen ‚Ford‘ einstieg, forderte er mich noch auf, ihn gelegentlich im Waldhaus zu besuchen. Aber es kam nicht mehr dazu. Denn Bergs als Requiem gestaltetes Violinkonzert, dem er neben der Erinnerung an eine Kärntner Volksweise den Bachschen Choral auf den Text „Es ist genug! Herr, wenn es dir gefällt, so spanne mich doch aus“ eingeflochten hatte, wurde auch zu seinem eigenen Requiem. Er starb – zufolge jenes vertrackten Insektenstiches – wenige Monate nach Vollendung des Violinkonzertes in den ersten Stunden des 24. Dezember 1935 in Wien, wo er am Hietzinger Friedhof beigesetzt wurde. Sein Grab schmückt ein schlichtes schweres Kreuz vom Holz einer Lärche aus dem an das Waldhaus angrenzenden Wald. Es ist eine letzte Gabe der von ihm überaus geliebten Landschaft Kärntens.“

Das Bildmaterial stellten Frau Helene Berg und die österreichische Nationalbibliothek freundlicherweise zur Verfügung. Außerdem Fotos von H. Abuja und H. Jamek.

Das Land Kärnten und die Redaktion danken den im folgenden genannten Firmen dafür, daß sie durch ihre Inserate bzw. Spenden am Bau der „Brücke“ mitgewirkt und damit eine breite Streuung der kulturellen Kräfte Kärntens ermöglicht haben.

Austria Tabak Werke A. G.
Porzellangasse 51
1090 Wien 9

Bank für Kärnten A. G.
Dr.-A.-Lemisch-Platz 5
9020 Klagenfurt

Bleiberger Bergwerks Union A. G.
Radetzkystraße 2
9020 Klagenfurt

Febau
Fertigteil-, Baustoff- und
Betonwerk Ges.m.b.H.
Klagenfurter Straße 44
9100 Völkermarkt

Fremdenverkehrsamt Villach
Kongreßhaus
9500 Villach

Hechenleitner & Cie.
Zentralheizungen, sanitäre Anlagen
Flatschacher Straße 269
9020 Klagenfurt

Internationale Unfall- und
Schadensversicherung A. G.
Tegethofstraße 7
1010 Wien

Baumeister Robert Isak
Hoch- und Tiefbau
Klagenfurter Straße 45
9300 St. Veit/Glan

Ing. Vinzenz Isepp
Nachf. Baumeister Ing. W. Rathofer
Bauunternehmung
Schmalzbergweg 6
9020 Klagenfurt

Kaposi & Co.
Autohaus
Pischeldorfer Straße 219
9020 Klagenfurt

Kärntner Echo
Unabhängiges Nachrichtenmagazin
Gasometergasse 4
9020 Klagenfurt

Kärntner Elektrizitäts-A. G. (Kelag)
Arnulfplatz 2
9021 Klagenfurt

Kärntner Landes-Hypothekenbank
Domgasse 5
9010 Klagenfurt

Kärntner Tageszeitung
Tageszeitung für Kärnten und Osttirol
Viktringer Ring 28

Dipl.-Ing. R. Rapatz
Bauunternehmung
Gasometergasse 2
9020 Klagenfurt

Kleine Zeitung
Unabhängige Tageszeitung
Schönaugasse 64
8011 Graz

Konsumgenossenschaft
Oberkärnten — Osttirol
Zehenthofstraße
9500 Villach-Landskron

Alfred Kunz & Co.
Baugesellschaft m. b. H.
Beton- und Kieswerk
9241 Förderlach 55 (Wernberg)

Bauunternehmung
Madile & Co.
Koschatstraße 5
9020 Klagenfurt

Hans Marschnig
Ofen- und Herdbau
Hauptplatz 7
9300 St. Veit/Glan

Dipl.-Ing. Rudolf Moser
Hoch- und Tiefbau
Ehrenhausener Straße 6—7
9020 Klagenfurt

Ing. Moser & Zemrosser
Baumeister
Hoch- und Tiefbau
Villacher Straße 46
9300 St. Veit/Glan

Ing. Theodor Nedelko
Bodenbeläge, Jalousien, Raumtextilien
8.-Mai-Straße 11
9020 Klagenfurt

Oetker, König & Komp. Ges.m.b.H.
Tiroler Straße 80
9500 Villach

Österreichische Draukraftwerke A. G.
Kohldorfer Straße 98
9020 Klagenfurt

Österreichische Heraklith A. G.
9545 Radenthein

Österreichische Länderbank A. G.
Filiale Klagenfurt
Arnulfplatz (Kelag-Neubau)
9020 Klagenfurt

Österreichische Philips Industrie Ges.m.b.H.
Triester Straße 64
1100 Wien 10

Semperit A. G.
Wiedner Hauptstraße 63
1041 Wien 4

Strein Papier
Th. Strein Söhne
Bahnhofstraße 35
9020 Klagenfurt

TEERAG-ASDAG A. G.
Teerprodukte, Straßenbau,
Asphaltierungen usw.
St.-Peter-Straße 20
9020 Klagenfurt

Treibacher Chemische Werke A. G.
9330 Treibach

Bauunternehmung Truppe Ges.m.b.H.
& Co., K. G.
Auer-v.-Welsbach-Straße 19
9500 Villach

Michael Tschernutter
Stadtbaumeister
Hoch-, Tief- und Stahlbetonbau, Zimmerei
Röntgenstraße 15
9500 Villach

Villacher Alpenstraßen-Fremden-
verkehrsges.m.b.H.
Mauthaus Mölttschach
9500 Villach

Villacher Sparkasse
Hans-Gasser-Platz 8
9500 Villach

Dietmar Warmuth & Co. Ges.m.b.H.
Kärntens größtes Modewarenhaus
Hauptplatz 22
9500 Villach

Wiener Städtische Wechselseitige
Versicherungsanstalt
Paradeisergasse 9
9010 Klagenfurt

Anton Wildhaber
Bau-, Portal- und Kunstglaserei
Villacher Straße 18
9300 St. Veit/Glan

Zellstoff- und Papierfabrik Frantschach A. G.
Frantschach
9413 St. Gertraud i. L.

Ein Haus für Jedermann

Sie finden in Großauswahl mit Qualitätsgarantie:

BEKLEIDUNG · STOFFE
WÄSCHE · SCHUHE



MÖBEL · BETTWAREN
BODENBELÄGE · TEPPICHE
VORHÄNGE · TAPETEN
KARNIESEN



ELEKTRO · RADIO · FS
HAUSHALT · KREDITBÜRO

Zuerst zu **Wärmuth** schauen
der Vorteile wegen!

VILLACH - KLAGENFURT - ST. VEIT - FELDKIRCHEN - LIENZ

Wärmuth bietet mehr!

Für den
anspruchsvollen Leser



**Größte
Bundesländerzeitung
Österreichs**



ZELLSTOFF- UND PAPIERFABRIK
FRANTSCHACH

AKTIENGESELLSCHAFT
1091 WIEN · BERGGASSE 7

WERK: FRANTSCHACH · 9413 ST. GERTRAUD, KÄRNTEN

KRAFTZELLSTOFF
KRAFTPAPIERE ALLER ART

ALLEINVERKAUF: **PATRIA PAPIER GESELLSCHAFT M. B. H.**
1091 WIEN, BERGGASSE 7 · TELEFON 34 65 46

Allein die Postboten bringen das „Kärntner Echo“ in 83.530 Haushalte.
Das erklärt die unübertroffene Werbewirksamkeit unseres unabhängigen
Nachrichtenmagazins im ganzen Bundesland.

**KÄRNTNER
ECHO**

Wir weisen unsere allein
mit der Post versendete
Auflage mit dem amtlichen
Aufgabeschein nach –
nicht mit theoretischen
Analysen!

Nr. 29		Zeitung: <i>Kärntner Echo</i>			Empfangschein über Zeitungsbeförderungsgebühren			
Zur Nummer	Gebührenpflichtige Stückzahl	Einzel-		Gesamt-		Gebühr		
		g	kg	g	S	g		
4/73	8520/100 ein Hekt.	31	273	-	1.228	50		
Vom 29.4.73	75010	37	2396	-	10752	-		
Summe						S	g	
						12011050		



Bauunternehmung Madile & Comp.

GES. M. B. H.

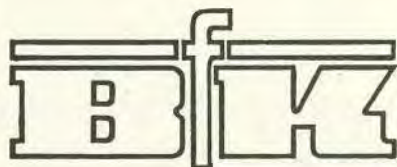
9020 KLAGENFURT
KOSCHATSTRASSE 5

Maßarbeit von Bankfachleuten

Erfolgreiche Geldanlage erfordert
maßgeschneiderte Beratung.

Sprechen Sie mit uns über Ihre Pläne.

Unsere Anlageberater leisten Maßarbeit,
um Ihre Wünsche zu erfüllen.



Bank für Kärnten



-Großmarkt Villach-Süd

Treffpunkt preisbewußter Konsumenten

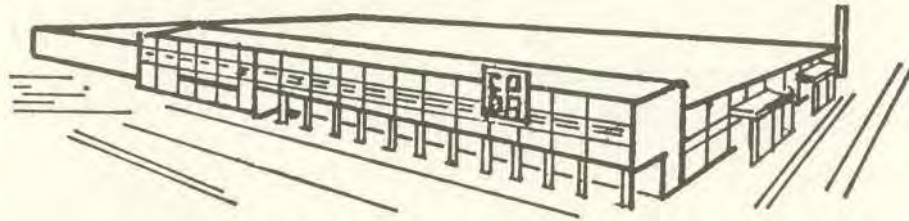
P 500 Parkplätze

Geschäftszeiten
Mo—Fr 9 — 18 Uhr
Sa 8—12 Uhr
durchgehend geöffnet

... bietet ein Programm nach Ihrem
Geschmack zu Niedrigstpreisen

Für Ihr Heim — Ihren Haushalt
für Urlaub und Reisen

Jeder Einkauf — ein Gewinn



GROSSMARKT VILLACH-SÜD



**Die guten Ideen
kommen immer von
Oetker.**



ALFRED KUNZ & CO.

BAUGESELLSCHAFT M. B. H.

BETON-, KIES- UND FERTIGTEILWERK, 9241 FÖDERLACH

MAUERSTEINE — KATZENBERGER-DECKEN — SAND —
KIES — SPLITT — LIEFERBETON — STAHLBETON-
FERTIGTEILE: HALLEN, GARAGEN, FASSADENVERKLEI-
DUNGEN — BÖSCHUNGSSTEINE

Strom aus den Tauern



Die rund 200 m hohe Kölnbreinsperre des Maltakraftwerkes, davor das Baulager.



Betonierungsarbeiten an der Kölnbreinsperre.

Im Maltatal wird derzeit eines der größten Projekte der Österreichischen Draukraftwerke AG verwirklicht, nämlich die Kraftwerksgruppe Malta, die nach ihrer Fertigstellung eine installierte Leistung von 891.000 kW haben und im Jahr an die 1,3 Mrd. kWh an hochwertigem Spitzenstrom liefern wird. Damit wird diese Kraftwerksgruppe das bedeutendste Speicherkraftwerk Österreichs sein und auch in der europäischen Wertung einen der vordersten Plätze einnehmen.

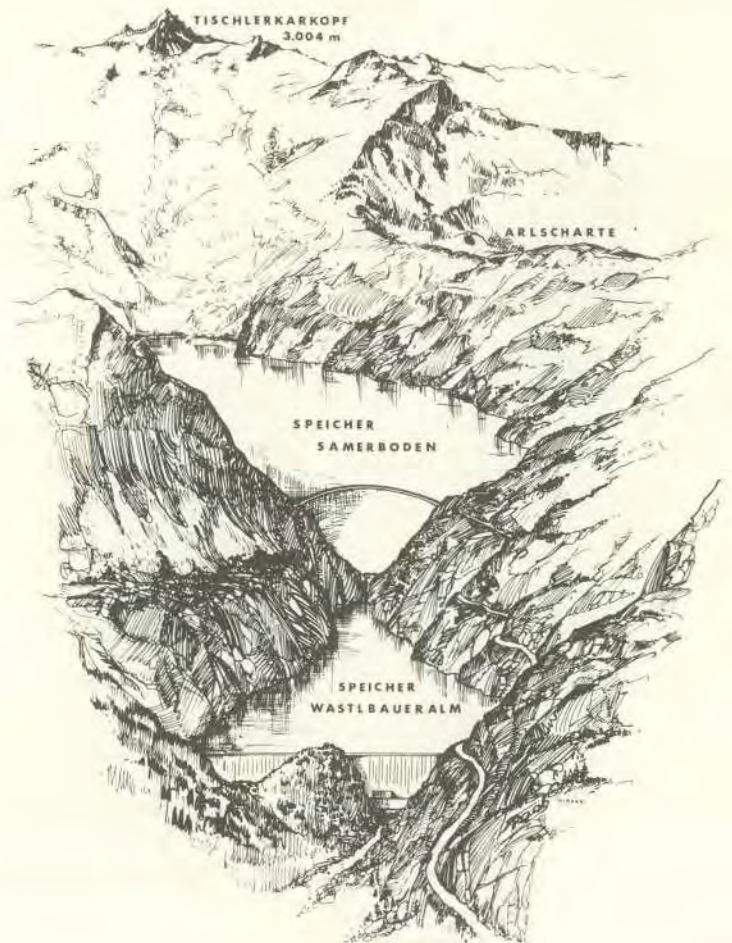
Herzstück der Anlage ist die 198 m hohe Kölnbreinsperre im inneren Maltatal, durch die ein Speicherraum mit einem Nutzinhalt von rund 200 Mill. Kubikmeter geschaffen wird. Für den Triebwasserweg und die Zuleitung des Wassers in den Haupt- bzw. Vorkörper müssen nicht weniger als 50 Kilometer Stollen durch das Gebirge getrieben werden.

Die Wasserkraftnutzung erfolgt über ein im Maltatal gelegenes Oberstufen-Kraftwerk mit einer mittleren Fallhöhe von rund 170 m und durch das Hauptstufen-Kraftwerk im Mölltal mit rund 1100 m Fallhöhe. Das Unterstufenkraftwerk Möllbrücke — eine wertvolle Ergänzung — nutzt die Restfallhöhe der Möll von rund 45 m vom Ausgleichsbecken Rottau bis zur Drau.

In der Kraftstation Rottau, der Hauptstufe, etwa 1,5 km östlich des bestehenden Reißbeck-Kraftwerkes, werden 4 Maschinensätze installiert, 2 davon sind zusätzlich mit vierstufigen Hochdruck-Speicherpumpen ausgerüstet. Mit diesen Pumpensätzen kann das Möllwasser aus dem Ausgleichsbecken mit Überschußenergie in die Speicherechtern gepumpt und dadurch das Arbeitsvermögen der Kraftwerksgruppe wesentlich vergrößert werden.

Die Verwirklichung eines derartigen Großprojektes bringt in einer Zeit der Konjunkturschwäche nicht nur vielen Zweigen der Kärntner Wirtschaft, sondern auch jenen ganz Österreichs bedeutende Aufträge und trägt damit wesentlich zur Erhaltung von Arbeitsplätzen bei.

Die zur Erschließung der Höhenregion neu errichtete Straße ins Maltatal, die durchgehend asphaltiert ist, wird nach Fertigstellung der Kraftwerksanlagen für die Benützung durch die Allgemeinheit freigegeben werden.





TEERAG-ASDAG

Aktiengesellschaft



**Zweigniederlassung
Klagenfurt**

**Straßenbau · Asphaltierungen
Gußasphalt · Kanalbau
Schwarzdeckungen
Isolierungen**

Klagenfurt, St.-Peter-Straße 20, Telefon (0 42 22) 33 2 33



bauunternehmung truppe

Gesellschaft m. b. H. & Co. KG.

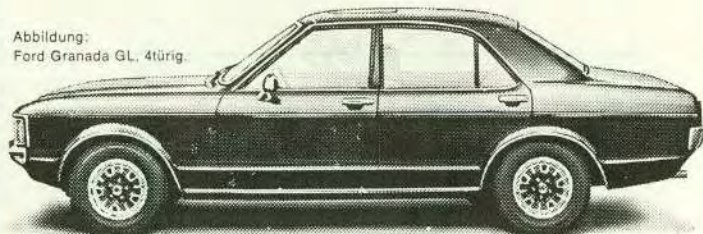
empfiehlt sich für die Ausführung
sämtlicher Baumeisterarbeiten
Hoch-, Tief- und Stahlbetonbau

**Auer-von-Welsbach-Straße 19,
9500 Villach,
Telefon (04242) 6651**

Der neue Ford Granada.

Das vielleicht
außergewöhnlichste
Automobil-
Angebot für 1975.

Abbildung:
Ford Granada GL, 4türig



Sein konstruktiver Standard ist für diese Klasse ungewöhnlich hoch. Serienmäßig bietet er Ihnen zum Beispiel: Stahlgürtelreifen 175 SR 14, Bremskraftverstärker, Großdimensionierte Festsattel-Scheibenbremsen vorn, heizbare Heckscheibe, elektrische Scheibenwasch-Automatik. Plus: unabhängige Radaufhängung mit Doppel-

gelenk-Schräglenker-Hinterachse, neue, ergonomisch ermittelte Fahrerposition, computerberechnete Knautschzonen und Sicherheits-Fahrgastzelle. Und vieles mehr. Außerdem die Ford Vernunft-Garantie: 1 Jahr oder 20.000 km. **Bilden Sie sich Ihr eigenes Urteil: bei einer Probefahrt.**

Autohaus Kaposi & Co.

Ford-Haupthändler
Klagenfurt, Pischeldorfer Straße 219





BERGBAU HÜTTEN CHEMISCHE BETRIEBE




BLEIBERGER BERGWERKS UNION
ARTIENGESELLSCHAFT

Grünes Licht für Ihren Besuch bei uns.

Grünes Licht  für Sie
LÄNDERBANK

HECHENLEITNER & CIE.

KLAGENFURT — VILLACH



SANITÄRE,
HEIZUNGS-,
LÜFTUNGS-,
KLIMA-,
MÜLLVERBRENNUNGS-
UND SCHWIMMBAD-
ANLAGEN

BERATUNG — PLANUNG — AUSFÜHRUNG

KRÜLLAND

SCHWIMMBÄDER UND CHEMIKALIEN



INTERNATIONALE UNFALL- UND SCHADENVERSICHERUNG AG



Die Interunfall auch im Dienste
der Bevölkerung Kärntens

Landesdirektion:
Klagenfurt, Neuer Platz (Rainerhof)

Bezirksstellen in Bleiburg, Feldkirchen,
Ferlach, Friesach, Gmünd, Hermagor,
Lienz/Osttirol, Radenthein, St. Veit/Glan,
Spittal/Drau, Straßburg, Treibach,
Velden-Selpritsch, Villach, Völkermarkt,
Weitensfeld/Gurk, Wolfsberg

Alle Versicherungsweige

Abschalten ist keine Lösung



Mit weniger Energieaufwand,
also geringeren Stromkosten,
mehr Licht zu erhalten —
das ist der Vorteil
der neuen Philips-Lichtquellen.
Stromsparen
ohne Verzicht auf Lichtkomfort.

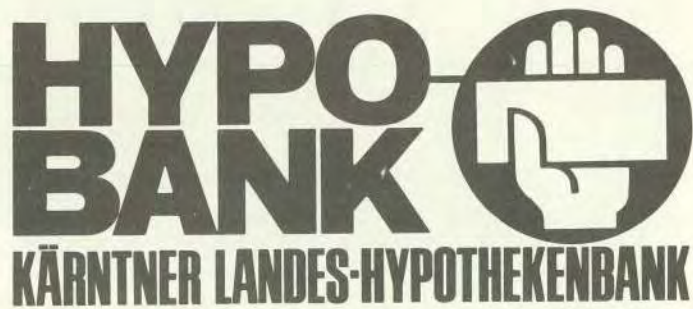
In Beleuchtungsfragen
stets zu Ihren Diensten:

PHILIPS
LICHTBERATUNG
1100 Wien,
Triester Straße 64

PHILIPS LICHT



ENERGIE · SPAR · PROGRAMM



Hochverzinsten, steuerbegünstigten,
jederzeit verwertbare **Pfandbriefe und**
Kommunalschuldverschreibungen

Alle Arten von **langfristigen Darlehen und Krediten**

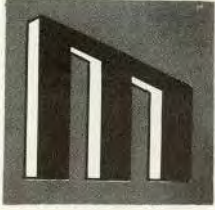
Alle Bankgeschäfte

Klagenfurt,
Domgasse 5
Baumbachplatz 2
Landeskrankenhaus

Spittal/Drau,
Neuer Platz 19

**Die
Bank
des Landes
Kärnten**

Wir haben eine gute Hand fürs Geld!



Hoch- und Tiefbau
**Dipl.-Ing.
Rudolf Moser**

empfiehlt sich für
Baumeister-
und Ingenieurarbeiten

9020 Klagenfurt
Ehrenhausener Straße 6 — 7, Tel. 41 7 15

**Wir wollen,
daß Sie immer
Geld haben.**



Villacher Sparkasse

Vertrauen wem Vertrauen gebührt

BESUCHEN SIE



und über die



Kärntens Aussichtsberge

mit den Seilbahnen und Liften der

Kärntner Bergbahnen

Aktiengesellschaft

Ankogelbahn, 2630 m, Mallnitz

Goldeckbahn, 2139 m, Spittal an der Drau

Kanzelbahn-Gerlitze, 1900 m, Annenheim / Ossiacher See

Mauthernalmlift, 1500 m, Kötschach-Mauthen

Villacher Alpenstraße auf die Villacher Alpe

moderne, breite, asphaltierte Mautstraße. Maximale Steigung 10 Prozent.
Länge der Straße 16,5 km.

Vom Endparkplatz in 1732 m Höhe weitere Erschließung durch einen Sessellift.

Herrlicher Rundblick auf Kärntens Berg- und Seenlandschaft.

Bei allen Aussichtspunkten großzügige Parkplätze.

STROM
STROM
STROM
STROM



Wir
sind für die
Behaglichkeit
in Kärnten mitverantwortlich

Kärntner
Elektrizitäts-
Aktiengesellschaft

**Vom
Keller
bis zum
Dach**

Heraklith
Dämmstoffe 

Optimaler Wärme-
und Schallschutz

Österreichische Heraklith AG
A-9545 Radenthein



rasch
freundlich
modern

Jetzt.
Städtische.
Die Versicherung für alles.

THEODOR STREIN SÖHNE

Strein

PAPIER- UND
SCHREIBWAREN-GROSSHANDEL

KLAGENFURT

Fachgeschäft für Papier-,
Büro- und Zeichenbedarf,
Büromöbel, Schreib- und
Büromaschinen

9020 Klagenfurt

Bahnhofstraße 35, Fernruf 81 086

MILDE SORTE

**Geschmack,
der Freude macht**



Eine Zeitung von Format

Stets im Bilde, immer aktuell, Tag für Tag voll
Information und Kommentar. Politik, Lokal, Kultur, Sport,
Motor, Wirtschaft, Beilage.

Eine Zeitung, die sich sehen lassen kann – und immer
eine Nasenlänge voraus!

Kultur

redaktion

Immer die Hand am Pulsschlag, seit 30 Jahren dabei –
Theater, Konzert, Galerie, Ausstellung, Vortrag.

Kursweisend für die Durchführenden – informativ für
den Leser.

RINGWERBUNG



Kärntner Tageszeitung

Information mit Niveau

Moser & Zemrosser

Baumeister und Ingenieure

Wir beraten, planen und bauen
Ausführung von Erdbewegungsarbeiten

St. Veit/Glan, Schießstattallee, Tel. 23 72 (Industriesiedlung)
Treibach-Althofen, Silberegger Straße, Tel. 25 65

Anton Wildhaber

Neuzeitlicher Glasbau,
eigene Thermoglasherzeugung
Glas — Porzellan
Haushaltsgeräte

St. Veit/Glan
Villacher Straße 18
Telefon (0 42 12) 23 04

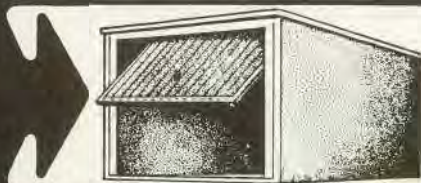
Fliesen — Klinker
Heizungsbau

Hans Marschnig

9300 St. Veit/Glan
Klagenfurter Straße 52
Telefon (0 42 12) 20 50

Fertiggaragen

Boden, Wände und Decke aus einem Guß-Transportabel · Dachdeckung, Anstrich, Qualitätskipptor u. Einreichplan inklusive · Teilzahlung möglich · In 15 Min. schlüsselfertig aufgestellt · Einzelgaragen und Reihengaragen

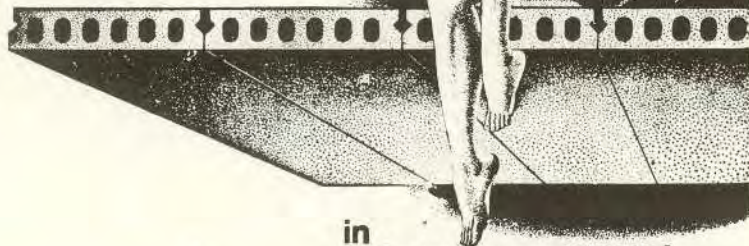


feltau ERBESCHNIG-RÖHRS GES.M.B.H.
A-9100 VÖLKERMARKT

TELEFON 0 42 32-455, 456, 350, 556
Büro Graz: Glacisstrasse 33, Telefon (0 31 22) 310 94

Spannbeton Hohldielen

Spannweite bis 9,40m
die optimale Vollmontage-Decke



- in
Schwerbeton (VSHD)
und Lecabeton (VLHD)
- sofort belastbar*
 - keine Unterstellung erforderlich
 - Verlegezeit 2 Min. pro 1m²

Tel. 0 42 32-455, 456
350

feltau ERBESCHNIG-RÖHRS Ges.m.b.H.
A-9100 VÖLKERMARKT

Büro Graz: Glacisstraße 33 - Telefon (0 31 22) 310 94

ROLLÄDEN
MARKISEN
JALOUSIEN

LIEFERUNG-MONTAGE-SERVICE

studio II



nedelka

KLAGENFURT
8.-MAI-STRASSE 11
TEL. 83 0 87

TEPPICHBÖDEN
PVC-BELÄGE
PARKETTEN
VORHÄNGE

studio II



nedelka

KLAGENFURT
8.-MAI-STRASSE 11
TEL. 83 0 87

BAUUNTERNEHMUNG

Ing. Vinzenz Isepp

NACHFOLGER: ING. W. RATHOFER

STADTBAUMEISTER

9020 KLAGENFURT
SCHMALZBERGLWEG 6
RUF 82 0 73

FILIALE VILLACH
TRIGLAVSTRASSE 11 · RUF 60 36

Viele versprechen ...



wir garantieren:

Als erstes Reifenwerk Europas garantieren wir 50.000 km Laufleistung für unseren Stahlgürtelreifen Hi-Life M 401. Unser Garantiesystem senkt Ihre Kilometerkosten und ist somit ein echter Beitrag zum wirtschaftlichen Autofahren. Hi-Life M 401, der erste Reifen Europas mit Leistungsgarantie. Informieren Sie sich bei Ihrem Reifenhändler. Es lohnt sich!

**50.000 km
Garantie**

Hi-Life M401
SEMPERIT

HOCH-, TIEF-, MONTAGEBAU

RAPATZ & JAHN

Ges. m. b. H.-Bau KG – 9020 Klagenfurt

Kirchengasse 48, Tel. 04222-32433, 32434



Das Kongreßhaus, mit den modernsten technischen Anlagen ausgerüstet, mit allen Vorteilen eines modernen durchdachten Hauses.
Immer der richtige Ort — viele gute Gründe für die optimale Kommunikation.

VILLACH, Kur- und Kongreßstadt am Schnittpunkt internationaler Verkehrswege, im Zentrum des Kärntner Seengebietes. Die richtige Umgebung für Ihren nächsten Kongreß.

Hier finden Sie alle Formen unbeschwerter Urlaubsfreude. Wassersport, Wandern, Bergsteigen, historische Kostbarkeiten, ganzjährig kulturelle Veranstaltungen und außerdem die echte Kärntner Gastlichkeit. Von niveauvollen Pensionen bis zu den Hotels der Spitzenklasse — überall werden Sie gerne verwöhnt.

Und am Abend ins Thermalbad Warmbad Villach — denn unser Wasser heilt.

Informieren Sie sich beim Kongreßhaus Villach, A-9500 Villach, Europaplatz 1, Telefon 00 43 / 42 42 / 23 5 61, Kärnten, Österreich.

Aus vielen Gründen

Stadtbaumeister

Michael Tschernutter

Unternehmen für
Hoch-, Tief- und
Stahlbetonbau
Zimmerei und
Sägewerk

VILLACH
Telefon (0 42 42) 24 9 64

Baumeister
Hoch- und Tiefbau

ROBERT ISAK

9300 St. Veit a. d. Gl., Transportstr. 4, Tel. 2795

